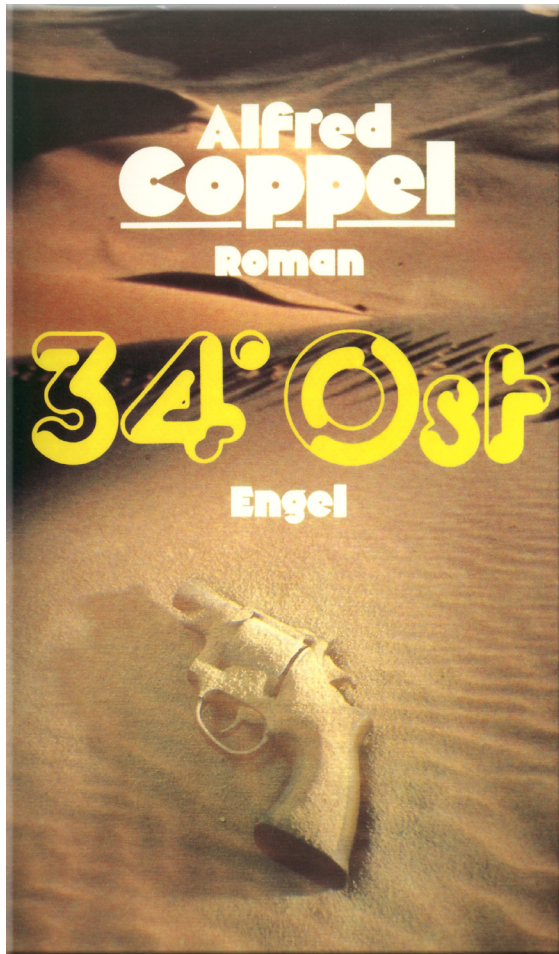


Alfred Coppel

34° Ost



Inhaltsangabe

»Nur um Haaresbreite schlittert die Menschheit an der größten Katastrophe ihrer Geschichte vorbei ... Nach diesem Buch«, schreibt der Kritiker der ›Welt am Sonntag‹, »habe ich schlecht geschlafen. Spannend ist's, und ich hab's in einem Zuge gelesen.« Alfred Coppels Weltbestseller und Superthriller ist Warnung und zugleich eine Mahnung an die menschliche Vernunft.

Rund 50 Kilometer nordwestlich der Stelle, wo der 34. Längengrad Ost den Südzipfel der Sinai-Halbinsel teilt und das Meer den Rand der Wüste umspült, stehen sechs harmlos aussehende Kisten im Sand, bewacht von einem Mann im Tarnanzug, so dass er sich kaum vom Graugelb seiner Umgebung abhebt. Er beobachtet gespannt eine Beduinenkarawane, die langsam über die Dünen kriecht.

Nichts deutet daraufhin, dass hier, wo sich Amerikaner und Russen treffen wollen, um ein geheimes Abkommen über die Friedenssicherung im Nahen Osten zu verlängern, eine ungeheuerliche Erpressung vorbereitet wird.

Von den Unterhändlern, die sich auf den vereinbarten Treffpunkt in der Wüste zu bewegen, kommt nur einer an. Ahnungslos geraten die Akteure, die teils zu Handlangern, teils zu Opfern werden, in ein blutiges Drama, das durch eine Kette sich turbulent überschlagender, unkalkulierbarer Ereignisse fast zu einem Atomkrieg der Supermächte führt.

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
Scherz Verlages, Bern und München
Titel des Originals: ›Thirty-four East‹
Copyright © 1974 by Alfred Coppel
Einzig berechnigte Übersetzung aus dem Amerikanischen
von Hans E. Hausner und Günther Martin
Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag, Bern und München
Gesamtherstellung: Engel Verlag GmbH, München
Printed in W.-Germany

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

*Für Darwin und Hildegarde,
die mir Mut einflößten, wenn ich
ihn dringend nötig hatte –
für Julian,
der mich bestens beriet –
und für Elisabeth,
die, unter Hintansetzung aller Zweifel,
die so nötige Geduld für mich aufbrachte.*

1. Teil

*»Am ersten Tag einer Revolution ist er
unbezahlbar; am zweiten Tag
gehört er erschossen.«*

*Kommentar eines Augenzeugen zur Rolle
Michail Alexandrowitsch Bakunins
während der Februarrevolution 1848 in Paris.*

1

Schwarz und zerklüftet lagen die Berge des südlichen Sinai-Massivs im morgendlichen Licht der tiefstehenden Novembersonne. Der grelle Glanz des weißen Himmels machte es schwer, die Entfernung zu schätzen, doch Enver Leč wußte, dass es vom Meer, dem er den Rücken zuwandte, nicht mehr als zweiundzwanzig Kilometer bis zur Hügelkette waren. Wenn das Rendezvous nach Plan verlief, war damit zu rechnen, dass das Kommando die Vorberge am späten Nachmittag erreichen würde. War das einmal geschafft, hatte die Truppe die russische Zone hinter sich und befand sich auf entmilitarisiertem Gebiet, wo ihr nur noch die Patrouillen der Vereinten Nationen lästig fallen konnten. Aber eine nur mit Handwaffen und vertraglich festgelegten Anordnungen ausgerüstete Streitmacht stellte keine Gefahr für die Operation dar: UN-Beobachter waren auch schon bei früheren Gelegenheiten gefallen.

Von dem albanischen U-Boot, das ihn auf diesem einsamen Küstenstrich zwischen Scharm el Scheich und El Tur, nicht weit von der Südspitze der Sinai-Halbinsel, abgesetzt hatte, war, außer einem kleinen Ölfleck auf den Wassern des Golfs von Suez, keine Spur zurückgeblieben. An jedem anderen Ort hätte ihn ein solcher Fleck gestört, aber hier, wo es so viele Bohrtürme und Tanker gab, maß man Ölspuren auf dem Wasser keine Bedeutung bei. Überdies versahen an dieser Küste ägyptische Kanonenboote den Patrouillendienst, und die laxen Disziplin ihrer Mannschaften hatte bei der Wahl dieses Punktes für das Rendezvous mit den Guerillas eine entscheidende Rolle gespielt.

Von der Küste aus, wo die Wellen sanft plätschernd an den Strand schlugen, stieg das Land zu einer von Felsen übersäten, weder von Dünen noch irgendwelchen Flussläufen unterbrochenen Ebene an. Das

Fehlen jeglicher Deckung wurde dadurch wettgemacht, dass man schnell vorwärts kam. Wenn Leila anständige Arbeit geleistet, Kamele und Kleidung beschafft hatte, würde ein Beobachter aus der Luft nichts als eine Schar nomadisierender Sinai-Beduinen sehen, die von der Küste zur Oase am Wadi Feiran zogen.

Dies war der einzige wirklich gefährliche Moment: da stand er im Tarnanzug, sechs Kisten mit Waffen und Munition auf dem Sandstrand neben sich, frei und ungedeckt im frühen Morgenlicht.

Enver Leć war ein mittelgroßer, muskulöser Mann Ende vierzig. Eine Sonnenbrille verdeckte seine blaßblauen Augen. Sie ruhte auf einer breiten Hakennase, die vor langer Zeit einmal gebrochen und schlecht eingerichtet worden war. Ein herabhängender Schnurrbart betonte die schmalen Lippen und das kräftige, fleischige Kinn. Er hatte lange, gelb getönte Zähne. Er bekleidete den Rang eines Obersten in der Albanischen Volksarmee, wenngleich es schon Jahre her war, dass er in seiner Heimat in einer regulären Einheit gedient hatte. Als junger Mann hatte er als Angehöriger des Freiwilligenkorps der Chinesischen Volksrepublik in Korea gekämpft. In den sechziger Jahren hatte er beim Vietkong gedient – eine vernarbte Napalm-Brandwunde war ein Souvenir aus diesem Krieg. Von Vietnam war er nach West-Bengalen gegangen, um dort bei der Aufstellung maoistischer Kader zu helfen. Dann hatte man ihn nach Kambodscha zurückgeschickt, wo er in den Reihen des Roten Khmer kämpfte. Er hatte im militärischen Stab der albanischen Gesandtschaft in Burundi und als Ausbilder für moderne Waffen in Libyen, Syrien und dem Irak gedient. Er war von Beruf Freischärler, und als solcher stand er jetzt auf diesem öden Küstenstrich und erwartete die Ankunft des Abu-Mussa-Kommandos der Arabischen Front für die Befreiung Palästinas. Er wußte, dass diese Araber Freischärler waren wie er. Und hoffte nur, dass auch sie ihr Handwerk verstanden.

Leć war ein Mann ohne Privatleben, mit einem einzigen politischen Ideal. Er war ein glühender Verehrer Bakunins und zitierte mit Vorliebe jene Maxime dieses Anarchisten des neunzehnten Jahrhunderts, wonach »die Leidenschaft der Zerstörung auch als schöpferische Leidenschaft« anzusehen sei. Die ungezügelte Wildheit dieses Satzes er-

füllte Enver Leč mit grenzenloser Befriedigung. Allem Anschein nach ein zuverlässiger albanischer Maoist, war er in Wahrheit uninteressiert an politischen Systemen jeglicher Art. Ob russischer Revisionismus, chinesischer Tschuismus, amerikanischer Imperialismus, ob Israels Zionismus, ob Ägyptens Pan-Arabismus – sie alle bedeuteten ihm nichts. Aber der Fanatismus der Arabischen Front, in der sich die zersprengten Reste der alten arabischen und palästinensischen Guerilla- und Terroristenorganisationen zusammengeschlossen hatten, entsprach seiner von Bakunin gepredigten Leidenschaft der Zerstörung. Männer und Frauen, die imstande waren, wahllos Bomben zu werfen, zu plündern und zu morden, um einen Krieg zu verlängern, bei dem jede Aussicht auf Sieg zunichte geworden war, waren die richtigen Gefährten für Enver Leč. Die Welt trieb einem faulen Frieden entgegen, und Bakunins zeitlicher Vorsprung vor Marx -Envers Gedanken gingen hier krumme Wege – rückte ihn in unmittelbare Nähe Kains. Des Tötens war noch kein Ende.

Genau die passende Vorstellung, dachte er, für einen Mann, der allein an der Küste der biblischen Wüste Sinai stand.

Jetzt sah er sie aus einer Luftspiegelung im Süden auftauchen. Es waren ihrer vierzehn, alle beritten, mit weiteren Tieren am Halfter. Er runzelte die Stirn. Leila war darauf hingewiesen worden, dass ein Minimum von fünfzig Kämpfern erforderlich sei. Und das war zuwenig, wenn Russen und Amerikaner auch nur die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen getroffen hatten.

Er beobachtete sie: Ihr wiegender, schwankender Gang ließ die Kamele wie seltsam geformte Schiffe auf einem schimmernden Ozean von Sand und Kies erscheinen. Flach wie ein Brett erstreckte sich hinter ihnen das Land unter einem kupferfarbenen Himmel bis zum Horizont, der Morgensonne entgegen. Lange Schatten auf den Strand zeichnend, näherten sie sich in unheimlicher Stille, in die das sanfte Plätschern der Wellen einging und unhörbar wurde.

Als sie nur noch etwa einen Kilometer von ihm entfernt waren, gab der Anführer der Truppe ein Zeichen, und die Reiter schwärmten landeinwärts in einem breiten, unregelmäßigen Halbkreis aus. Obwohl er so offensichtlich allein dastand, riskierte Leila keinen Hinterhalt. Leč billigte ihre Vorsicht. Es war die Beachtung selbst kleinster Details, die Guerillas am Leben erhielt, und deswegen war das Abu-Mussa-Kommando auch noch nie von einem Feind überrascht worden. Leč hob seine leeren Hände über den Kopf. Die See im Rücken, stand er da und wartete, bis die Reiter ihn schweigend umringt hatten.

Er blickte in die dunklen, halb unter den verschnürten Kopfbedeckungen verdeckten Gesichter. Einige Männer hatten ihre schwarzen Kapuzenmäntel zurückgeschlagen, um ihre Waffen zu zeigen, und was Leč da zu sehen bekam, war nicht besonders ermutigend. Früher einmal hatten die Chinesen und sogar auch die Russen die verschiedenen Organisationen der Arabischen Front bereitwillig mit Waffen versorgt. Aber damit war Schluß gewesen, als die Russen vor Jahren das Zypernabkommen unterschrieben und Sinai geteilt hatten.

Was die Guerillas mit sich führten, waren erbeutete Waffen: einige Uzi-Maschinenpistolen israelischer Fabrikation, ein paar veraltete russische Maschinenkarabiner des Typs AK-47, die von früher übrig geblieben oder von den Ägyptern gestohlen waren, eine alte Thompson-Maschinenpistole und drei ehrwürdige englische LMGs.

Die Anführerin des Kommandos versetzte ihrem Kamel einen Stockschlag, das Tier kniete nieder, und sie stieg ab. Leč trat vor, um sie zu begrüßen. Er hatte Leila Jamil seit der letzten Lagebesprechung in einem Keller in Beirut vor mehr als zwei Monaten nicht mehr gesehen.

Leč schätzte das Alter der Frau auf knapp vierzig. Sie hatte die feinen Züge und die großen dunklen Augen der Araberin. Einmal mußte sie eine Schönheit gewesen sein. Doch endlose Scharmützel und Rückzüge und die brennende Wüste hatten diese Schönheit ausgetrocknet und verhärtet. Ihre Augen, so schwarz, dass die Pupillen mit der Iris zu verschmelzen schienen, waren hart wie geschliffener Obsidian. Sie hatte schmale Lippen, und der Rücken ihrer geraden Nase war scharf wie eine Klinge. Ein grausames Gesicht, dachte Leč.

»Ich habe dir doch gesagt, dass wir mindestens fünfzig Mann brauchen würden«, begann Leč.

»Ich habe noch Leute am Wadi Feiran. Es waren nicht genügend Tiere vorhanden.«

Leč betrachtete die von einzelnen Haarbüscheln bedeckten Flanken der Kamele und die Hautlappen an ihren Hälsen. Er war kein Fachmann und konnte sich kein Urteil über die hässlichen Vierfüßer erlauben, vermutete jedoch, dass es alte Tiere waren, die man den Beduinen, von denen immer noch einige Zehntausende auf der Halbinsel herumspukten, abgekauft oder – was er für wahrscheinlicher hielt – gestohlen hatte.

»Ich habe zwanzig Mann am Feiran«, sagte Leila. »Das sollte reichen. Es sind gute Männer ... Männer des Opfers.« Sie hatte englisch gesprochen, die Sprache, in der sie sich verständigten, nur an Stelle der letzten Worte das arabische »Fedaijin« verwendet. Sie wollte damit zum Ausdruck bringen, dass diese Männer ihren Frieden mit Allah gemacht hatten und nunmehr danach strebten, im Dienste des Islam zu sterben.

Enver Leč verstand das, denn er gehörte einem Volk an, in dem der Islam unaustilgbare Spuren hinterlassen hatte. Seit Jahrhunderten waren albanische Moslems für dunkle, barbarische Ideale gestorben. »Na schön«, sagte er. »Kann sein, dass vierunddreißig die Arbeit von fünfzig tun können. Sag deinen Leuten, sie sollen die Kisten aufladen. Wir müssen sofort von hier verschwinden.«

»Was hast du mitgebracht?«

Leč ging auf eine Kiste zu und stemmte sie auf. Zu viert übereinander gestapelt, lagen neue russische Kalaschnikow-Maschinenkarabiner, die Standardwaffe der Sowjets. »Wie versprochen«, antwortete er.

»Wie hast du sie bekommen?«

»Es war schwierig. Die Revisionisten sind nicht mehr so großzügig wie früher einmal. Aber jetzt müssen wir los.«

Leila gab Anweisung, die Kisten auf die Packtiere zu laden. Dann holte sie einen Burnus und ein Keffijeh aus ihrer Satteltasche und reichte die Dinge Leč. Während dieser sich in einen Wüstenbeduinen verwan-

delte, betrachtete ihn die Frau mit stetem Interesse. »In Beirut«, sagte sie plötzlich, »hatte ich den Eindruck, deine Regierung wäre noch unentschieden, ob sie uns unterstützen sollte oder nicht. War mein Eindruck falsch?«

»Nein. Aber mittlerweile wurde die Entscheidung getroffen.«

»Warum?«

Leč schenkte ihr ein Lächeln. »Spielt das eine Rolle? Die Entscheidung wurde getroffen.«

»Wir kämpfen am besten, wenn wir wissen, wofür und für wen.«

Leč zog den nach Staub riechenden schwarzen Kapuzenmantel über seine breiten, abfallenden Schultern und setzte sich das Keffijeh auf sein zottiges, angegrautes Haar. Die Flecken auf dem schmutzigen Tuch sahen nach Blut aus, aber er stellte keine Fragen über den Wüstenbewohner, dessen Kopfbedeckung er jetzt erbte. »Russen und Amerikaner«, sagte er, »feiern eine Liebeshochzeit. Tirana ist daran interessiert, ihre Liebe ein wenig zu dämpfen. Das ist Grund genug. Überdies steht zu hoffen, dass unsere vormaligen chinesischen Freunde davon Kenntnis erhalten und entsprechend reagieren. Aber das ist alles nicht von Belang. Ich wäre gekommen, auch ohne Instruktionen aus Tirana.« Sein Lächeln wurde breiter und irgendwie bedrohlicher. »Ich habe in meinem Leben schon vieles getötet, Leila, aber – du wirst es nicht glauben – ich habe noch nie eine Taube getötet. Das wird meine erste sein.«

Er brach in Lachen aus und kletterte geschickt in den Kamelsattel. Leila, die das nächste Tier bestieg, gab ein Handzeichen, und der Trupp setzte sich landeinwärts nach Nordosten in Bewegung. Eine halbe Stunde später war er verschwunden, und als das nächste ägyptische Patrouillenboot diesen Punkt der Küste passierte, war nichts mehr zu sehen als die flachen Abdrücke der Hufe von Beduinenkamelnen im Sand – ein in dieser Gegend so häufiger Anblick, dass er keinerlei Interesse oder gar Verdacht erregte.

2

In Washington fiel der erste kalte Regen der Jahreszeit. Durch die hohen Fenster des Ovalen Salons konnte der Präsident den Schimmer der Lichter auf der Pennsylvania Avenue sehen, aber dahinter verschwand alles im flirrenden Zwielflicht.

Der Präsident fühlte sich müder, als er sein sollte, und sein Körper schmerzte ihn heftiger, als es bei einem Mann von noch nicht sechzig Jahren zu erwarten war. Verdrießlich wandte er sich vom Fenster ab und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Unbewußt rieb er sich die schmerzende Stelle an seinem Arm und sammelte von neuem seine Gedanken.

Im Stuhl gegenüber saß sein Besucher in steifem Schweigen. Talcott Quincy Bailey war ständig von einer Aura moralischer Überlegenheit umgeben. Seine politischen Gegner nannten es Dünkel. Selbst der Präsident mußte sich eingestehen, dass es unmöglich war, in der Gesellschaft seines Vizepräsidenten nicht sehr bald das unbehagliche Gefühl zu verspüren, dass man gewogen und zu leicht befunden wurde.

Dieser Bailey war der Geburt nach ein New-England-Aristokrat, seiner Erziehung und Überzeugung nach ein liberaler Intellektueller, und überdies Besitzer eines ererbten Vermögens. Er wäre nie der Vizepräsident seiner Wahl gewesen. Er war ihm durch einen neuen und sehr umfassenden Parteibeschluss aufgezwungen worden, wonach die Nominierung eines Kandidaten für die Vizepräsidentschaft ausschließlich den Delegierten zum Parteikonvent oblag.

Alles in allem war Bailey ein Mitkandidat gewesen, den er akzeptieren konnte. Er hatte seine Nützlichkeit unter Beweis gestellt, als es ihm gelungen war, eine knappe Wahl durch seinen persönlichen Einsatz zu gewinnen. Er fand bei jener Allianz von Intellektuellen, Pazifisten

und Theoretikern Anklang, die sich sehr vernehmbar des unglaublichen Durcheinanders in der amerikanischen Politik der frühen siebziger Jahre erinnerten – des Watergate-Skandals und sogar des traurigen Schauspiels eines wegen Korruption aus dem Amt geschiedenen Vizepräsidenten. Diese winterharten Protestierer mit weit zurückreichendem Gedächtnis waren Baileys Wähler – und ohne sie wäre die Partei beim Urnengang auf der Strecke geblieben. Das Problem bestand jetzt nur darin, so unbeherrschte und wankelmütige Parteigänger mit friedlichen Mitteln bei der Stange einer Regierung zu halten, die sich auf Mäßigung und Versöhnung festgelegt hatte.

Das warme Licht des Raumes schuf eine Insel der Sicherheit und Behaglichkeit inmitten des feuchten Nebels, der sich aus einem bleigrauen Himmel auf die Stadt herabgesenkt hatte.

Tatsache ist, dachte der Präsident ein wenig bitter, dass Talc besser in dieses Haus passt als ich. Das Gesicht des Vizepräsidenten war schmal, asketisch, und einige leichte Furchen an den richtigen Stellen verliehen ihm jenen Ausdruck, der Zeitungs- und Fernsehanten dazu veranlaßte, von seiner ›Männlichkeit‹ zu sprechen. Während der Wahlkampagne hatte mehr als ein Reporter die weit verbreitete Ansicht wiedergegeben, dass Talcott Bailey an ›Ausstrahlung‹ dem Präsidentschaftskandidaten einiges voraus habe. Bailey war über 1,80 Meter groß. Der Präsident war um einen halben Kopf kleiner. Bailey hatte langes, dichtes aschblondes Haar, das an den Schläfen den ersten Schimmer von Silber zeigte. Der Präsident neigte zur Glatze. Der Vize war ein geschulter Wirtschaftsfachmann. Er hatte in dieser Eigenschaft schon in früheren Regierungen amtiert und eine Reihe Aufsehen erregender Programme für Steuerreformen und Wohlfahrtseinrichtungen entwickelt, die zwar von den Konservativen in der Partei abgelehnt wurden, jedoch in Universitätskreisen und in den Wahlbezirken der großen Städte Anklang fanden. Und es waren diese beim Parteikonvent stark vertretenen Wahlbezirke, die die Nominierung Talcott Quincy Baileys durchgesetzt hatten.

Aber nicht Talcs wirtschaftlicher Radikalismus bereitete dem Präsidenten die größten Sorgen, sondern des Vizepräsidenten innerste

Überzeugung, dass die verantwortungslose Abenteuerlust und die Macht der Militärs an den meisten Schwierigkeiten der letzten zwanzig Jahre die Schuld trügen. »Die Taube« nannte man Talc im Volk, und dank der Unverblümtheit, mit der er seine pazifistischen Ideen verbreitete, verdiente er sich diesen Spitznamen fast täglich aufs neue.

Die Auseinandersetzung, die sie noch zu so später Stunde hier im Ovalen Salon verweilen ließ, war von Bailey herbeigeführt worden: von seiner persönlich und mit aller Schärfe vorgetragenen Ablehnung einer von der Regierung geforderten Bewilligung zusätzlicher Mittel aus dem Verteidigungsbudget. Diese sollten die amerikanische Beteiligung an der auf Grund des Zypernabkommens geschaffenen Friedensstreitmacht auf Sinai für weitere drei Jahre sichern.

Der Präsident brach das lastende Schweigen. Er sprach mit Nachdruck. Es war schon fast Mitternacht, er war müde und zunehmend ungehalten über den Widerstand des Vizepräsidenten in allen militärischen Fragen.

»Ich habe Ihre Vorschläge geprüft, Talc, und kann ihnen nicht zustimmen. Die Friedensstreitmacht ist ein wesentlicher Bestandteil unserer Außenpolitik. Wir können ganz einfach nicht mehr zulassen, dass diese Leute wie Kinder mit Streichhölzern in einem Pulvermagazin spielen – und es gibt nur eines, was sie daran hindern kann: mit modernen Waffen ausgerüstete Soldaten der Großmächte. Man hat schon alles ausprobiert, Talc. Nicht einmal der auf Vernunft begründete Pragmatismus des alten Henry Kissinger hat uns etwas gebracht. Nein, nein, es bedarf eines langfristigen Dazwischentreten, und die Vereinigten Staaten müssen auch weiterhin die sich daraus ergebende Verantwortung tragen. Eine Herabsetzung der Mannschaftsstärke unseres Kontingents kommt nicht in Frage.«

»Wenn das Ihr letztes Wort ist, Mr. President ...«

»Es ist mein letztes Wort. Ich habe mit Fowler Beal gesprochen. Im Repräsentantenhaus werden wir keine Schwierigkeiten haben ...«

»Der Regierungssprecher ist ein sehr zugänglicher Mann«, bemerkte Bailey trocken. Es war dies ein heikler Punkt, denn Fowler Beal galt als

alter politischer Gefolgsmann des Präsidenten und zeichnete sich eher durch sture Loyalität als durch gesetzgeberische Intelligenz aus.

Die Augen des Präsidenten wurden hart. »Er ist genau richtig. Und um sicherzugehen, dass es auch im Senat keine Probleme gibt, wünsche ich, dass die Vorlage übermorgen zur Beratung eingebracht wird.«

Bailey unterdrückte seinen Zorn nur mit Mühe. »Aber da werde ich schon auf Sinai sein, Mr. President. Oder haben Sie sich entschlossen, selbst ...«

»Nein«, fiel der Präsident ihm scharf ins Wort, »das habe ich nicht. Ich wünsche, dass *Sie* mit Rostow zusammentreffen und die Erneuerung des Abkommens unterzeichnen. Sie verstehen mich doch?«

Es fiel Bailey schwer, seine Fassung zu bewahren. Was hier von ihm verlangt wurde, war der Name Bailey auf dem Zypernabkommen. Sein Name unter einem Vertragswerk, das zum Ausdruck brachte, dass das militärische Element immer noch eine Notwendigkeit für die Nation darstellte. Die Pax Americana-Russica. Trotz der bitteren Erfahrungen, die man in Vietnam gemacht hatte, sollten die Vereinigten Staaten auch weiterhin den Weltpolizisten spielen.

»Ich verstehe Sie sehr gut, Mr. President«, antwortete er schwerfällig.

»Talc«, sagte der Präsident, »ich wünschte, wir beide könnten in diesem Punkt zu einer Einigung kommen.«

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein.«

Dem Präsidenten kam die Galle hoch. »Ihr moralischer Hochmut ist zum Kotzen, Talcott.«

»Ganz recht, Mr. President. Ist das alles für heute?« Er machte Anstalten, sich zu erheben, aber der Präsident hielt ihn mit einer müden Geste zurück.

»Tut mir leid, Talc. Das hatte ich nicht sagen sollen. Wissen Sie, ich bin müde. Meine Mitarbeiter sagen mir, dass es immer schwerer wird, mit mir auszukommen. Margaret und die Kinder sind in Palm Springs. Ich sollte wirklich versuchen, mir ein paar Tage freizunehmen und zu ihnen zu fahren. Vielleicht bessert sich meine Laune in der Wüstenluft.«

»Eine gute Idee, ein paar Tage im Weißen Haus von Palm Springs zuzubringen«, erwiderte Talcott Bailey.

Der Präsident grinste. Es war sein berühmtes Grinsen, das die ganze Welt kannte. »Ich werde es mir überlegen«, sagte er und ließ das Thema fallen. »Es gibt da noch eine persönliche Sache, die ich Sie bitte, für mich in der Zone zu erledigen.«

»Selbstverständlich, Mr. President.«

»Ich meine, abgesehen davon, dass Sie General Tate und seine jungen Spunde nicht verärgern sollten. Ich werde Ihnen einen Brief in Ihr Büro schicken und möchte Sie bitten, ihn Richter Seidel persönlich zu überbringen. Ich wäre daran interessiert, ihn wieder in den Obersten Bundesgerichtshof einzugliedern.«

Talcott Bailey enthielt sich zunächst eines Kommentars. Jason Seidel war ein Studienkollege des Präsidenten gewesen, war viermal zum Abgeordneten gewählt worden und hatte zwölf Jahre lang sein Amt als Bundesrichter ausgeübt, bevor er sich zu einem beispiellosen Schritt entschloß: Er legte sein Richteramt zurück, um eine Offiziersstelle im US-Generalstab anzunehmen. Nun war er Stabschef unter General Tate. Wie der Präsident gehörte auch er dem gemäßigten Flügel der Partei an und war, wie Bailey vermutete, sein inoffizieller Vertreter im Hauptquartier des amerikanischen Kontingents der Friedensstreitmacht. Man sprach jetzt davon, dass Richter Carmody vom Obersten Bundesgerichtshof in den Ruhestand treten wollte – der Mann war achtzig und in schlechter gesundheitlicher Verfassung – und dass der Präsident daran dachte, Carmody durch Jason Seidel zu ersetzen. Die Vorstellung, dass ein Konservativer wie Seidel, ein Mann, der freundschaftliche Beziehungen zu Generälen unterhielt, die Stelle des berühmten alten Liberalen einnehmen sollte, empörte Bailey zutiefst.

»Sie machen wieder Ihr Calvinistengesicht, Talc«, sagte der Präsident. »Was liegt Ihnen im Magen? Seidel?«

»Denken Sie ernstlich daran, ihm Carmodys Sitz zu überlassen?«

»Es wäre eine Möglichkeit.« Der Präsident hob beschwichtigend die Hand. »Verurteilen Sie nicht von vornherein etwas, was Sie nicht verstehen. Seidel ist ein brillanter Mann – und ein anständiger Mensch.

Es war ein großes persönliches Opfer für ihn, mit Bill Tate in die Zone zu gehen.«

»Er kommt aus dem Mittelwesten. Es gibt dort wahrscheinlich Wahlkreise, bei denen diese Berufung gut ankommen würde«, sagte Talcott Bailey.

»Dass er in Cambridge oder New Haven nicht der aussichtsreichste Kandidat wäre, ist mir klar. Gerade das könnte ihm in gewissen Kreisen zum Vorteil gereichen.«

Brennende Röte stieg dem Vizepräsidenten ins Gesicht. »Wollen Sie mir jetzt vielleicht wieder Ihre Rede über die Vorteile der Mäßigungs politik halten, Mr. President?«

»Nein, Talc. Heute nicht. Ich bin zu müde, und Sie kennen sie ja. Zwischen Ihnen und mir bestehen grundlegende Meinungsverschiedenheiten über die Führungsaufgaben in einer demokratischen Gesellschaft. Sie vertreten die Meinung, dass das Volk uns wählt, damit wir das für die Menschen tun, was wir nach bestem Wissen und Gewissen für richtig halten. *Ich* glaube, dass sie uns wählen, damit wir, soweit das möglich ist, das tun, was sie getan sehen wollen. Im Grunde Ihres Herzens sind Sie ein Oligarch, Talc. Ich gebe zu, dass Sie in Anbetracht Ihrer Herkunft, Ihrer Erziehung und Ihrer Erfahrungen schon viel dazugelernt haben. Aber Sie sind nicht wirklich davon überzeugt, dass ein freies Volk die Verantwortung tragen kann, sich selbst zu regieren.«

»Das ist ja sehr interessant, Mr. President.«

»Seien Sie nicht gleich beleidigt. Ich bewundere Ihre Qualitäten. Sie sind ein ehrlicher, integrier Mann. Aber letzten Endes sind Sie in Ihrem Innersten davon überzeugt, dass die Menschen kein Recht haben, ihr eigenes Leben zu bestimmen.«

»Das sind bittere Worte, Mr. President.«

»So waren sie nicht gemeint. Seit vielen Jahren ist die Herrschaft des Volkes zu seinem eigenen Besten die Basis der Politik unseres Landes«, sagte der Präsident, deprimiert von der unerschütterlichen Selbstgerechtigkeit dieses Mannes. »Nun, es ist spät. Machen wir Schluß.«

Der Vizepräsident war aufgestanden, zögerte aber noch.

»Gibt's noch was, Talc?«

»Was ist mit der Presse?«

»Was soll da sein?«

»Taggart ist noch immer in Bethesda.« Der Pressesekretär des Vizepräsidenten war vor einer Woche zu einer Gallensteinoperation ins Marinekrankenhaus in Bethesda eingeliefert worden. Allerdings behaupteten böse Zungen im Weißen Haus, Taggart hätte einem Referat über Klima und Gelände des Sinaigebiets beigewohnt und daraufhin schleunigst einen Gallenanfall bekommen.

»Nehmen Sie Jape Reisman. Er kennt die Zone, und ich«, sein Lächeln wurde zum breiten Grinsen, »ich werde ihn in Palm Springs nicht brauchen.«

»Gut, Mr. President.«

»Gute Nacht, Talc. Gute Reise.«

»Das wünsche ich Ihnen auch, Mr. President.«

Als Bailey beim Verlassen des Raums die Tür öffnete, fiel der Blick des Präsidenten auf den Sicherheitsoffizier, der, die Mappe mit dem Kriegskode auf den Knien, im Gang saß. Er sah diesen Mann oder einen seiner Kameraden täglich mehrere Male, aber sein Anblick bewegte ihn immer wieder von neuem. So wie er saß auch ein Sicherheitsoffizier im Kreml: stumme Mahner, die einen nie vergessen ließen, an welch dünnem Faden der Frieden hing und wie sehr seine Erhaltung des vernünftigen Handelns praktisch denkender Männer bedurfte.

Der Präsident dachte: Um des Landes, um der ganzen Welt willen hoffe ich, dass Bailey solche Last nie wird tragen müssen.

3

Auf der anderen Seite des mit grünem Filz überzogenen Tisches zündete sich der sowjetische Luftwaffenkommandeur Oberst Wassilij Jermolow umständlich eine Zigarette an. Oberst Nowotny, der Politoffizier, starrte ausdruckslos durch die staubigen Fenster auf die Lagergebäude. Kapitän Nikolaj Sacharow, der Marinekommandeur, lauschte offensichtlich der Dolmetscherin.

Diese, eine dickliche Ukrainerin mit den grünen Schulterklappen eines Hauptmanns, las mit lauter Stimme aus den Berichten der Einsatzpatrouillen. Weitschweifige Wiederholungen und schlechte Photos sollten die angeblichen Verletzungen der entmilitarisierten Zone dokumentarisch belegen. Wo immer der Kommandoausschuß zusammentrat, ob hier, im Hauptquartier des sowjetischen Kontingents in El Arisch, ob im amerikanischen Hauptquartier in Es Schu'uts, die Verlesung dieser Protokolle war Teil eines feststehenden Rituals. Sie wurden verlesen, abgeleugnet und schließlich ins Hauptquartier des Beobachterteams der Vereinten Nationen in der Zentralen Zone gesandt; dort, im Labyrinth der Betonblöcke, die man an diesem trostlosen Ort an der Demarkationslinie errichtet hatte, wurden sie irgendwo abgelegt und gerieten in Vergessenheit.

Die Dolmetscherin las nun schon seit fast einer Stunde, und General William Tecumseh Sherman Tate verlor allmählich die Geduld.

Sein Blick wanderte von einem Ende der schmalen, niedrigen Konferenzbaracke zum anderen. Eine große russische Karte der Sinai-Halbinsel mit den fünf Zonen, in die die herzförmige Landmasse zwischen Ägypten und Israel geteilt worden war, beherrschte die Stirnwand.

Die Teilung war die Folge weltweiter Enttäuschung und Verbitterung über einen immer wieder aufflackernden Krieg, über angenommene

und nicht eingehaltene Resolutionen, dauernde Angriffe und Vergeltungsschläge gewesen. Die Supermächte hatten sich endlich gezwungen gesehen, zu tun, was sie, nach Tates Meinung, schon längst hätten tun sollen: sich unmittelbar zwischen die Kombattanten zu stellen. Doch die gemeinsame Mittlerrolle führte nicht automatisch zu freundschaftlichen Beziehungen. Davon war in dieser Baracke nur wenig zu spüren.

An den Fenstern gab es keine Jalousien; die schräg einfallende Morgensonne ließ die Luft im Raum heiß und stickig werden. Die Russen saßen in vollem Sonntagsstaat da, trugen ihre Uniformjacken mit Medaillen und Auszeichnungen. Der alte General bestand darauf. Juri Ulanin war wirklich ein Tyrann, dachte Bill Tate. Der Alte hatte Tate sogar einmal nahegelegt, dass auch die amerikanischen Offiziere in etwas formellerer Kleidung zu diesen wöchentlichen Zusammenkünften erscheinen sollten. Tate hatte den Vorschlag höflich abgelehnt und erklärt, dass ehemalige Zivilisten, aber auch Berufssoldaten bockig wurden, wenn man sie dazu zwang, bei fünfunddreißig Grad im Schatten reguläre Dienstanzüge zu tragen.

Der alte General hatte das zur Kenntnis genommen und nur gesagt, dass seine Offiziere auch in Zukunft und bei jedem Wetter in voller Uniform mit Ehrenzeichen erscheinen würden; die Schwere ihrer Verantwortung für den Weltfrieden hier in der Zone würde dies erfordern. Sein missbilligender Ton ließ Tate deutlich erkennen, dass er die amerikanische Haltung in dieser Frage als *nekulturny* – unkultiviert – ansah.

Es stand General Ulanin zu, das Kommando so zu führen, wie es ihm beliebte. Er war ein berühmter Soldat. Er hatte in Stalingrad schon eine Kompanie befehligt, als William Tecumseh Sherman Tate noch auf dem Paradeplatz des Presidio in San Francisco Soldaten gespielt hatte. Wenn es Ulanin so passte, seinen Stab unter schwerem Tuch und Reihen von Dekorationen schwitzen zu lassen, so hatte er jedes Recht dazu.

So saßen die Russen also da und litten, während draußen die Ehrengarde im Stehschritt hin und her marschierte und ein paar apa-

thische ägyptische Offiziere in der glühenden Sonne darauf warteten, dass ihre sowjetischen Verbündeten sie hereinrufen und feierliche Erklärungen gegen die Amerikaner und Israelis abgeben lassen würden.

Bill Tate, der sich in seiner Uniformbluse mit offenem Kragen einigermaßen wohl fühlte, hatte keine israelischen Offiziere mitgebracht. Er war schon vor geraumer Zeit zu der Überzeugung gekommen, dass Israelis und Ägypter bei diesen Zusammenkünften keinerlei Funktion erfüllten, und er wollte Brigadier Rabin oder Hauptmann Zadok nicht der Demütigung aussetzen, wie jetzt die Ägypter draußen im Lager darauf warten zu müssen, dass man sie vielleicht doch einmal in die Konferenzbaracke rief.

Tates Gruppe bestand aus seiner WAC-Sekretärin, Captain Elizabeth Adams, seinem Stabschef Colonel Seidel – von der Mannschaft ›der Richter‹ genannt –, seinem Piloten Captain Beaufort und Sergeant Anspaugh, seinem Fahrer. An diesem Morgen hatte er auch die Presse mitgebracht: Abel Crissman von der Agentur Reuter und Tom Vano von UPI. Die Zeitungleute hatten sich ins ›Haus der Wahrheit‹ begeben, um dort einen kühlen Drink, ein russisches Frühstück und sowjetische Propagandabroschüren in Empfang zu nehmen. Beaufort war beim Helikopter auf dem Landestreifen verblieben.

Colonel Dale Trask, der erst vor kurzem ernannte Kommandeur des taktischen Geschwaders der Amerikaner, hätte auch dabei sein sollen. Trask aber wollte einen Einweisungsflug in einem der VTOL-Shrikes unternehmen, und Bill Tate hatte – wenn auch mit einigem Widerwillen – davon Abstand genommen, Trask zu befehlen, seinen Flug zu verschieben.

Tate war nicht gerade glücklich über den neuen Geschwaderkommandeur. Er hatte vor, den ›Richter‹ nach einer Möglichkeit suchen zu lassen, Trask in die Heimat zurückzusetzen. Theoretisch war der Colonel bestens geeignet, die Flieger des amerikanischen Kontingents zu befehligen. Seine Dienstbeschreibung konnte sich sehen lassen. Aber als Leutnant in Vietnam war er abgeschossen und von den Kommunisten gefoltert worden, und er machte kein Hehl aus seinem Hass auf seine Peiniger. Durchaus verständlich, fand Tate, aber kaum

die richtige Empfehlung für diesen heiklen Posten in Tuchföhlung mit den Sowjets. Und was Tate noch weiter beunruhigte, war die Tatsache, dass der Befehl, der Trask in die Zone beordert hatte, von Admiral Stuart Ainsworth, dem Vorsitzenden des Militärausschusses und möglicherweise prominentesten Antikommunisten in der Regierung, persönlich erlassen worden war.

Captain Adams hatte ihr Tonbandgerät laufen und machte sich über die weitschweifigen Beschwerden der Russen Notizen. Eine blonde Strähne war über ihre schmale Stirn gefallen und klebte an der feuchten Haut. Richter Seidel war mit seiner Pfeife beschäftigt.

»Ich glaube, wir haben jetzt davon genug gehört«, sagte Bill Tate, des monotonen Geleiers der Dolmetscherin überdrüssig, laut und deutlich.

Das Vollmondgesicht erstarrte. Sie hörte auf zu lesen. Oberst Nowotny, dessen Aufgabe es war, die Anklagen zu erheben, sah die amerikanischen Offiziere missbilligend an. General Ulanin blieb stumm. Unbeweglich saß er da, seine verschleierte, blutunterlaufenen Augen tränten. Er war fast siebzig Jahre alt und hasste plötzliche Entscheidungen.

»Ich schlage vor«, fuhr Tate fort, »wir lassen zunächst diese Routineberichte und unterhalten uns über die zu ergreifenden Sicherheitsmaßnahmen für den Vizepräsidenten und den Stellvertretenden Ministerpräsidenten. Wir haben schon bei den letzten zwei Sitzungen versucht, diesen Punkt auf die Tagesordnung zu bringen, General, aber Sie haben uns immer wieder vertröstet. Die Zeit wird knapp.«

»Der Stellvertretende Ministerpräsident befindet sich noch nicht in der Zone«, antwortete General Ulanin.

»Das ist mir bekannt«, sagte Tate, »aber halten Sie es für klug, mit der Koordinierung unserer Maßnahmen bis zum letzten Augenblick zu warten?«

»Solange der Stellvertretende Ministerpräsident nicht eingetroffen ist, können wir nichts tun«, erwiderte General Ulanin.

Tate, der einen großen Teil seines Berufslebens mit dem Studium der Russen zugebracht hatte, wußte, dass dieser steife Ton ein Zeichen für das Erwachen slawischen Misstrauens war. Solche psychologischen Sackgassen erschwerten die Zusammenarbeit mit den Sowjets immer wieder, wenn sie sie nicht gar unmöglich machten.

Er versuchte es noch einmal. »Trifft der Stellvertretende Ministerpräsident auf dem Luftweg ein? In diesem Fall würden wir Sie bitten, uns seinen Flugplan zur Verfügung zu stellen. Wir möchten jeden Zwischenfall vermeiden.«

Jermolow, der erbitterteste Gegner der Amerikaner im Stab des sowjetischen Kontingents, sagte: »Die Luftwaffe der Roten Armee ist auch ohne Ihren Rat durchaus imstande, von Moskau nach El Arisch zu fliegen, General Tate.«

Tate unterdrückte eine ärgerliche Entgegnung. Ulanin fixierte den Kommandeur mit einem frostigen Blick und sagte dann: »Wir erwarten Genossen Anatolij Igorewitsch Rostow um 23.00 Uhr in Alexandrien. Von dort wird er am Konferenztag mit dem Hubschrauber in die Zentrale Zone gebracht.«

Richter Seidel sprach mit ruhiger Stimme: »Ohne die Bewilligung aller Signatarmächte und der Vereinten Nationen darf die entmilitarisierte Zone von keinem Hubschrauber – auch nicht dem Hubschrauber des Stellvertretenden Ministerpräsidenten – angeflogen werden.«

»Besteht Grund zur Annahme, dass die Bewilligung nicht erteilt werden könnte?« fragte Oberst Nowotny.

»Sie werden sich erinnern«, antwortete General Tate, »dass sich das amerikanische Kontingent im vergangenen Januar erbötig machte, einen verwundeten schwedischen Beobachter aus der entmilitarisierten Zone auszufliegen, und dass sowohl die Sowjetunion als auch die Vereinigte Arabische Republik ihre Zustimmung verweigerten. Falls Sie es vergessen haben sollten, Oberst: Der Mann starb.«

»Hier liegt die Sache anders«, sagte Nowotny.

»Kann sein. Aber die Streitkräfte auf dieser Halbinsel sind seitens ihrer Regierungen dazu verpflichtet, sich an *alle* Bestimmungen des Zypernabkommens zu halten. Das ist eine durchaus gesunde Regelung,

auch wenn sie uns nicht immer in den Kram passt. Die Welt, Oberst Nowotny, hat in der Vergangenheit Anlass genug gehabt, der Unverletzlichkeit entmilitarisierter Zonen zu misstrauen.«

»Sozialistische Staaten verletzen keine Abkommen, General.«

»Das freut mich zu hören«, sagt Tate. »Und ich bin sicher, dass der Stellvertretende Ministerpräsident nicht erwartet, dass die im Abkommen festgelegten, streng einzuhaltenden Bestimmungen missachtet werden, nur weil er es vorzieht, im Hubschrauber zu reisen. Es bleibt uns keine Zeit, die Bewilligung der Besatzungsmächte *und* der Zypernkommission zu einer Modifizierung des neutralen Status der entmilitarisierten Zone einzuholen. Der Stellvertretende Ministerpräsident wird eben auf dem Landweg anreisen müssen – wie das auch der Vizepräsident der Vereinigten Staaten tun wird.«

Fast ohne sich zu unterbrechen, richtete er nun seine Worte an General Ulanin: »Mit Ihrer Erlaubnis, General, wollen wir jetzt diese Sitzung vertagen. Major Paris, mein Sicherheitsoffizier, wird morgen mit den Schweden und seinem sowjetischen Kollegen in der Zentralen Zone zusammentreffen, um die Einzelheiten durchzubesprechen und alle geeigneten Maßnahmen zu koordinieren. General Gunderssen erwartet sie um 11.00 Uhr.« Sich an Captain Adams wendend, fuhr er fort: »Rufen Sie Jimmy am Hubschrauberlandeplatz an, Liz, und ersuchen Sie ihn, er möge die Herren von der Presse einsammeln. Ich möchte unverzüglich nach Es Schu'uts zurückkehren.«

Elizabeth Adams vermerkte die Uhrzeit auf ihrem Tonbandgerät und erhob sich, um die Baracke zu verlassen. Die Plötzlichkeit, mit der ihr Vorgesetzter die Sitzung beendet hatte, und die mürrische Reaktion einiger der russischen Offiziere beunruhigten sie, doch an der Tür fing sie einen Blick General Tates auf, der ihr ermutigend zulächelte.

Dieses Lächeln gab ihr neue Sicherheit. Als sie das Lager durchquerte, um zur Funkzentrale zu gelangen, hing sie wieder ihren Lieblingsphantasien nach.

Captain Adams war in ihren Kommandeur verliebt. Die etwas unregelmäßigen Züge seines jugendlichen Gesichts, sein kräftiger, sportlich gestählter Körper, die Art, wie er die Uniform trug, vor allem aber

das Geschick und das Selbstvertrauen, mit denen er sich auf diesem so schwierigen Posten seiner Pflichten entledigte, entfachten in Captain Adams' jungfräulichem, dreißig Jahre altem Herzen ein Gefühl tiefster Verehrung.

Bill Tate hatte natürlich keine Ahnung von den Wachträumen seiner Mitarbeiterin – Wachträume, in denen er sie unter den hellen Sternen der Wüste allnächtlich liebte und mit ihr nackt in der Brandung der einsamen Strände des nördlichen Sinai schwamm.

Captain Adams stammte von einer alten, etwas überzüchteten New-England-Familie ab. Sie hatte Soziologie studiert. Ihr einziger Akt der Rebellion hatte darin bestanden, dass sie hierauf ins US-Armeefrauenkorps eingetreten war.

Liz Adams litt die meiste Zeit Angst. Der scharfsichtige Richter Seidel war vielleicht der einzige, der das wußte. Sie fürchtete die Russen; selbst der aristokratische, elegante Kapitän Sacharow flößte ihr Schrecken ein. Nowotny, Jermolow und der alte General Ulanin erweckten Hass und Abscheu in ihr. Für Elizabeth waren sie allesamt asiatische Nomaden, denen nur der Zufall dazu verholfen hatte, sich Bürger eines modernen Staates nennen zu dürfen. Auch sie bevölkerten zuweilen ihre Wachträume – als Hunnen und Mongolen, die danach gierten, alles zu zerstören, was ihnen geistig überlegen war.

Zwischen Liz und diesen imaginären Gefahren stand die mächtige Gestalt William Tecumseh Sherman Tates, der auf so bemerkenswerte und wunderbare Weise (denn sie wußte, dass die Armee Tugenden wie die seinen nicht immer würdigte) der jüngste General in der Armee der Vereinigten Staaten geworden war. In ihren zahlreichen Briefen an Freundinnen daheim beschrieb sie ihn als tapfer, intelligent – und durch die politische Bedeutung seiner Stellung und die Flegelhaftigkeit seiner russischen Gegenspieler auf eine harte Probe gestellt. Es war dies eine Beurteilung des amerikanischen Kommandeurs, der sonderbarerweise viele, die unter ihm dienten, zugestimmt hätten.

Bill Tate selbst wäre gerührt, aber auch entsetzt gewesen, sich so zu sehen, wie Liz Adams ihn sah. Er wußte, dass er ein guter Soldat war, tüchtig und pflichtbewusst. Er hatte in Vietnam gekämpft und dabei entdeckt, dass man Angst besiegen konnte. In einer Zeit, da sogar Soldaten dazu neigten, traditionelle Werte spöttisch abzutun, war er ein hundertprozentiger, kompromissloser Patriot. Die wehmutsvollen Töne eines Signalhorns oder der Anblick des Sternenbanners vor dem Hintergrund eines tiefblauen Himmels konnten ihn zu Tränen rühren. Aber er war auch Realist. Er wußte, dass er eine ganz andere Laufbahn eingeschlagen hätte – möglicherweise die eines Gelehrten –, wären nicht seine Vorfahren seit dem Unabhängigkeitskrieg stets Soldaten gewesen. Auch seine Kenntnisse der slawischen Sprachen und der Militärgeschichte waren zurückzuführen auf das geistige Klima, das seit Generationen in seiner Familie geherrscht hatte. Seine Vorfahren hatten in allen Kriegen gekämpft, in die Amerika verwickelt gewesen war. Sein Vater hatte es bis zum Stabschef gebracht. Und doch wußte er genau: Hätte sich der Präsident der Vereinigten Staaten nicht persönlich für William Tecumseh Sherman Tate interessiert, würde irgendein anderer Offizier – einer, der vielleicht sogar besser qualifiziert war – jetzt das amerikanische Kontingent auf Sinai befehligen.

Und er wußte auch – es war eine bittere Erkenntnis –, dass er in seinem privaten Leben ein Versager war. Er hatte als Gatte und als Vater Schiffbruch erlitten. Seine Frau hatte ihn vor drei Jahren verlassen. Sein Sohn studierte in Dartmouth und stand ein Jahr vor der Promotion. Er war der typische langhaarige Gammler und ein glühender Verehrer des Vizepräsidenten Talcott Bailey. Dass der Junge die militärische Tradition der Familie fortsetzen würde, war nie ernstlich in Erwägung gezogen worden. Ich bin der letzte, dachte Tate oft, und war nicht sicher, ob er sich dabei erleichtert oder enttäuscht fühlte.

So unterschied sich also Bill Tates Bild von sich selbst sehr wesentlich von Captain Adams' schwärmerischen Vorstellungen. Er dachte an Deborah – Deborah Zadok, Hauptmann in der israelischen Armee und Verbindungsoffizier beim Stab. Die junge Israelin war die falsche

Partnerin für einen Mann in seiner heiklen Position. Er zweifelte nicht daran, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis die Leute vom CIA dem Pentagon melden würden, dass der amerikanische Kommandeur sexuelle Beziehungen zu einer Frau unterhielt, die im Verdacht stand, eine Agentin des Mosa'ad zu sein.

Seine Aufmerksamkeit kehrte zu Jermolow zurück. »Bevor wir die Sitzung vertagen, General Tate«, sagte dieser, »möchte ich noch unbedingt Protokoll Nummer 542 verlesen lassen. Es wurde der Luftraum über der entmilitarisierten und der sowjetischen Zone durch eine amerikanische Maschine vom Typ Shrike verletzt, die den Küstenstreifen zwischen dem 28. nördlichen Breitengrad und dem sowjetischen Landeplatz bei El Tur überflogen hat.« Die von dem neuen De Havilland-McDonnell-Douglas-Konzern hergestellten Shrikes waren eine Quelle dauernden Ärgernisses für die Sowjets. Die Maschine war ein Senkrechtstarter mit zwei Mach Geschwindigkeit und verfügte über eine beängstigende Vielzahl an Bordwaffen und Aufklärungsgeräten. Die Russen hatten dem Shrike nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen – und wußten ihrer Ohnmacht nicht anders Ausdruck zu verleihen, als dass sie sich unablässig bemühten, in der entmilitarisierten Zone ein Verbot für diesen Flugzeugtyp durchzusetzen.

Jermolow blickte zu General Ulanin hinüber. »Ich finde, Genosse General, wir sollten diesen Einflug nicht erst bei der nächsten Sitzung behandeln. Das Beobachter-Team der Vereinten Nationen müßte benachrichtigt werden.«

Bill Tate spürte, dass im Ton des Fliegeroffiziers seinem Kommandeur gegenüber eine gewisse Herausforderung mitschwang. Wenn man mit sowjetischen Militärs zu tun hatte, mußte man auf jede Nuance achten. War dies nur Ausdruck von Jermolows Verärgerung, oder hatte der Kerl aus Kairo oder aus dem Kreml einen Wink erhalten, wonach der alte General in Kürze auf ein Abstellgleis geschoben werden sollte? Und welchen Einfluß würde ein solcher Wechsel auf die sowje-

tische Politik in der Zone haben – gerade jetzt, wo Talcott Quincy Bailey auf Sinai erwartet wurde?

Die Männer im Kreml vermieden schon seit langer Zeit eine Konfrontation mit den USA. Sahen sie vielleicht jetzt eine Chance, Vizepräsident Bailey unter Druck zu setzen, um ihm irgendwelche Zugeständnisse abzufeilschen? Nun verhandelte schon eine ganze Generation von sowjetischen Politikern und Militärs mit den Amerikanern, und sie schienen immer noch nicht begreifen zu können, dass auch der höchste US-Beamte nicht alleinverantwortlich entscheiden konnte. Dies war eine der vielen Ungereimtheiten der fast byzantinischen Denkweise der Sowjets, dachte Tate. Ziemlich unverständlich, wenn man in Betracht zog, dass seit Nikita Chruschtschow kein sowjetischer Führer mehr eine Entscheidung getroffen hatte, ohne der Billigung seiner Kollegen sicher zu sein.

Tate warf einen Blick auf den Richter, um festzustellen, ob auch er den herausfordernden Ton Oberst Jermolows bemerkt hatte, aber der Richter saß nur still da und kaute an seiner Pfeife.

General Ulanin hievte sich schwerfällig auf die Beine. Sein Gesicht war schweißnass, die Fettwülste im Nacken quollen über den Kragen seiner Uniformjacke. Er hatte dunkle Schweißflecke unter den Achseln. »Bei der nächsten Sitzung, Jermolow. Nicht jetzt.«

Jermolow schien nicht bereit, die Angelegenheit ad acta zu legen, und so entschloß sich Bill Tate, es für ihn zu tun. »Die heutige Liste uns zur Last gelegter Verstöße werden wir so lange nicht akzeptieren, bis *unsere* Liste sowjetischer und ägyptischer Verstöße zu den Akten genommen wird«, sagte er. »Wenn sonst nichts Wesentliches vorliegt, können wir für heute Schluß machen.« Er klappte seine Mappe zu und erhob sich. Richter Seidel stand ebenfalls auf.

Stühle scharrten auf der anderen Seite des Tisches. Jermolow und Nowotny schienen sich absichtlich Zeit zu lassen. Müde und übelgelaunt warf General Ulanin seinen Untergebenen einen strafenden Blick zu, der seine Verärgerung über ihr unmilitärisches Benehmen zum Ausdruck brachte. Bill Tate unterdrückte den Impuls, dem alten General zuzulächeln.

Die russische Dolmetscherin ordnete ihre Papiere. Tate setzte sein blaues Barett auf und verabschiedete sich mit einem sehr formalen Gruß von General Ulanin. Die sowjetischen Offiziere erwiderten den Gruß, und beide Gruppen traten in die grelle Vormittagssonne hinaus.

General Ulanin berührte Tate am Arm und zog ihn zur Seite. Colonel Seidel verwickelte Sacharow in ein höfliches Gespräch, während Nowotny und Jermolow nach ihren Fahrern Ausschau hielten.

»Ich muß mich für meine Offiziere entschuldigen«, begann Ulanin. »Sie sind entweder schon zu alt, um sich noch ihrer guten Manieren zu erinnern, oder noch zu jung, um welche zu haben.« Er sprach fließend Englisch, wenn auch mit merklichem Akzent.

»Nicht der Rede wert, General.«

»Zuweilen vergessen wir, dass wir keine Gegner mehr sind.« Manchmal schien der alte Mann voll kindlicher Unschuld, und Tate fand dies sehr rührend.

»Peking ist, wie ich höre, ziemlich unglücklich über die Verlängerung des Abkommens«, fuhr der General fort. »Nicht offiziell natürlich. Aber Nowotnys Gewährsleute meinen, die Militaristen in Peking opponieren gegen den offiziellen Kurs.«

Nowotny hatte selbstverständlich ausgezeichnete ›Gewährsleute‹ innerhalb des kommunistischen Blocks. »Besteht die Möglichkeit, dass sie sich einmischen?« fragte Tate.

Ulanin schüttelte den Kopf. »Nicht direkt. Aber man sollte nicht vergessen, dass sie immer noch ihre Werkzeuge und ihre Handlanger haben.« Sein Blick fiel auf den Politoffizier. »Haben Sie von Ihrem Nachrichtendienst etwas gehört?«

»Nichts. Sogar die Arabische Front hat sich auf unserem Gebiet still verhalten«, antwortete Tate. Es gab Berichte über Umtriebe in Syrien und im Irak, und über das Verschwinden des Abu-Mussa-Kommandos aus dem Libanon, aber es schien ihm nicht nötig, diese Informationen mit dem Russen zu teilen, und es gab auch keinen Grund zu der Annahme, dass die Informationen von Bedeutung waren.

Ulanin senkte seine Stimme. »William, ich kann Ihnen inoffiziell

mitteilen, dass der Stellvertretende Ministerpräsident auf dem Seeweg eintrifft.«

»Das habe ich angenommen, Juri«, erwiderte Bill Tate, »aber ich danke Ihnen für die Bestätigung.« Er gestattete sich ein leises Lächeln. »Es bestand doch wirklich kein Grund, ein Geheimnis daraus zu machen.«

»Das ist so unsere Art. Seitdem wir Verbündete im Großen Vaterländischen Krieg waren, begegnen wir euch mit zunehmendem Misstrauen.«

»Das kann man wohl sagen, Juri.«

»Rostow reist auf einem Kriegsschiff. Gestern, in Latakia, ist er mit den Syrern zusammengetroffen.«

Diese Mitteilung bereitete Tate ein wenig Sorge. Latakia lag an der syrischen Küste, nördlich von Tripolis. Zwischen Latakia und Alexandrien kreuzten die Schiffe der amerikanischen Sechsten Flotte, die Unterseeboote und Zerstörer der israelischen Marine, und es gab ein dichtes Netz von Luftpatrouillen. Die Russen hätten diesmal besser ihre Geheimnistuerei unterlassen. Nach allem, was man hörte, war Anatolij Rostow leicht erregbar und sehr empfindlich.

»Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen, General«, sagte Tate.

»Nowotny wird nicht einverstanden sein, aber ich halte es so für das Beste.«

Wieder einmal, wie schon so oft, ärgerte sich Tate über die Geheimniskrämerei der Russen. Es bestand überhaupt kein Grund, Rostows Reiseweg zu tarnen. Der amerikanische oder der israelische Nachrichtendienst würden bald herausfinden, dass er mit den Syrern Gespräche geführt hatte – was sein gutes Recht war. Ein typischer Fall von Geheimhaltung um der Geheimhaltung willen.

»Vergessen Sie nicht, mit Ihrem Sicherheitsmann auch einen schwedischen Dolmetscher in die Zentrale Zone zu schicken, Juri. Jetzt haben die Schweden dort das Kommando, und Sie wissen ja, wie unerfreulich sich die Verhandlungen mit Gunderssen gestalten können.«

»Ich wollte, die Inder wären diesmal an der Reihe«, brummte Ulanin. »Die patrouillieren wenigstens, statt nur in der Baracke zu sitzen

und zu saufen.« Er machte eine kleine Pause. »Bleiben Sie dabei, dass keine Maschine in die Zone einfliegen darf? Genosse Rostow hasst Autofahren. Es wäre ein Akt von ...« Seine Hand vollführte eine weit ausholende Geste.

»Von *Kulturny*, Juri? Wäre mir die Entscheidung überlassen, ich würde es tun. Aber es ist völlig unmöglich, das wissen Sie doch.«

Der alte Mann zwang sich zu einem Lächeln.

»Und wie geht es Ihnen sonst, General?«

»Ich bin müde«, antwortete Ulanin. »Müde, mich mit hitzköpfigen Kosaken, libyschen Fanatikern, unfähigen Ägyptern und Yankee-Kapitalisten herumzuschlagen. Ich bin alt, William.«

»Alt? Kutusow bei Borodino war nicht jünger als Sie.«

»Das waren andere Zeiten. Ein Borodino würden wir heute nicht überleben.«

Kein Mensch mit gesundem Verstand hätte dem widersprochen. Jetzt herrschte Frieden und eine gewisse Entspannung, aber die Welt war immer noch ein nukleares Pulverfass, und es gab ein Dutzend Krisenherde, die den Funken für die Zündschnur liefern konnten. Sinai und die Zone konnten sehr leicht ein solcher Krisenherd sein. Tate hob den Blick zu den sowjetischen und ägyptischen Fahnen, die müde im aufkommenden Wüstenwind flatterten. Dazwischen stand der Mast mit der Flagge der Friedensstreitmacht, mit dem Emblem, das sie alle, hüben und drüben von Vierunddreißig Grad Ost, auf ihren Uniformen trugen: Zwei Halbkreise, rot und blau, durch zwei Pfeile geteilt. Ein seltsam kriegerisches Symbol für eine Streitmacht, die den Frieden bewahren sollte.

Die ägyptischen Offiziere, die noch immer gehofft hatten, in die Konferenzbaracke gerufen zu werden, zeigten ihre Enttäuschung durch übertriebenes Zurschaustellen militärischen Zeremoniells. Als Tate und Ulanin zu ihren Offizieren traten, die bei den Autos warteten, salutierten sie zackig. Gleichzeitig wickelte die Rotarmisten-Ehrengarde ihr theatralisches Zeremoniell ab, mit viel Armeschwingen und Fußbestampfen, eine genaue Kopie der Wachparade vor dem Lenin-Mausoleum in Moskau. Bill Tate wartete geduldig, bis das Ritual zu Ende war, und erwiderte dann den Gruß des Offiziers.

General Ulanin verabschiedete sich von den Amerikanern und ging, gefolgt von Nowotny und Jermolow, zu seinem Sim-Turbinenwagen. Hauptmann Sacharow und die Übersetzerin mußten sich, wie Tate leicht belustigt feststellte, mit einem Moskwitsch zufrieden geben. Die Marine genoß kein besonders hohes Ansehen in der sowjetischen Zone.

Sergeant Anspaugh erschien in dem dunkelgrünen Dodge, der in El Arisch dem General zur Verfügung stand. Neben ihm saß Captain Adams, und zwischen ihnen lag das schwarze Kästchen, mit dem er jede Abhörvorrichtung blockieren konnte, die die Russen während der Besuche des Generals möglicherweise im Dodge eingebaut hatten.

Tate setzte sich mit Richter Seidel nach hinten, während die Ehrengarde und die Ägypter in hölzerner Habtachtstellung verharrten.

»Los, Sergeant«, sagte Tate zu Anspaugh. Dann wandte er sich an Seidel: »Rostow kommt mit dem Schiff aus Latakia. Sobald wir aufgestiegen sind, werden wir die Flugzeugträger warnen, russische Schiffe in den nächsten Tagen einfach zu übersehen.«

»War es das, was Ulanin Ihnen zugeflüstert hat?« fragte Seidel. »Er hat damit Nowotny richtig nervös gemacht.«

Bill Tate stemmte seine langen Beine gegen den Vordersitz und starrte durch das Fenster auf die öden Sandflächen, die die Straße zum Hubschrauberlandeplatz säumten. »Sagen Sie, Seidel, warum zum Teufel müssen die Kerle immer so heimlichtun? So eine Sache kann doch die unangenehmsten Folgen haben. Es ist alles so verdammt unnötig.«

»Sie kennen die Burschen besser als ich, General«, sagte Colonel Seidel.

»Niemand kann die wirklich kennen. Sie kennen sich selbst nicht. Der Alte ist ein guter Soldat, aber er hat nicht mehr das Kommando. Haben Sie es bemerkt?«

»Ja.«

»Und Rostow ist ein unangenehmer Kerl, wie ich höre. Der ist imstande, Talcott Bailey zum Gabelfrühstück zu fressen.«

»Das Ganze soll doch nur eine Feier zur Verlängerung des Abkommens sein«, sagte Seidel. »Der Vizepräsident ist nicht ermächtigt, irgendwelche Zugeständnisse zu machen.«

»Liz«, wandte sich Tate abrupt an Captain Adams, »hat Captain Jimmy Beaufort Vano und Crissman vom »Haus der Wahrheit« abgeholt?« Er fühlte sich unbehaglich und wollte dringend ins Hauptquartier. Sein Instinkt warnte ihn: Es gab da zu viele Kleinigkeiten, die irgendwie nicht stimmten.

»Sie müßten jetzt schon auf dem Landeplatz sein«, antwortete Liz Adams. Der Ton von General Tates Frage machte sie nervös. Sie ballte die Hände zu Fäusten, so dass sich die Nägel ins Fleisch gruben.

Tate runzelte die Stirn. »Haben der Nachrichtendienst oder die CIA irgendwelche ungewöhnliche Aktivitäten der Arabischen Front bemerkt?« fragte er den Richter.

»Nichts, was Sie nicht schon wüssten, General.«

Tate preßte ärgerlich die Lippen zusammen. Die Guerillas waren gefährlich, denn niemand konnte voraussehen, wie sie reagieren würden, wenn man sie unter Druck setzte. Major Paris behauptete, es gäbe keine Terroristen mehr auf Sinai, aber woher wollte er das wissen? Zehntausend nomadisierende Beduinen lebten auf der Halbinsel und streiften ungehindert quer durch alle Zonen und Frontlinien. Sie ignorierten die Friedenstruppe und die Vereinten Nationen, so wie sie schon immer Ägypter, Hyksos, Römer, Türken und Briten ignoriert hatten. Weder konnte man sie festhalten noch in ihren Wanderungen behindern, denn letzten Endes war dies ihr Land. Wie viele Beduinen waren Guerillas oder unterstützten die Arabische Front? Schließlich waren sie alle Araber.

Bill Tate bedauerte es, die zwei Zeitungsleute mitgenommen zu haben. Vano und Crissman waren anständige Kerle, man konnte aber nie wissen, ob sie nicht irgendwelche Sicherheitsbestimmungen verletzen würden. Er konnte keine Funksprüche vom Hubschrauber aus durchgeben, ja nicht einmal Dale Trask von seiner Luftinspektion des amerikanischen und israelischen Sektors zurückberufen, ohne ihre Neugier zu erwecken.

Thomas Vano war ein alter Hase, der die Verhältnisse in der Zone kannte und dem auch die militärischen Probleme, mit denen sich Tate herumschlug, vertraut waren. Es war möglich, dass er sich in seinen Äußerungen zurückhielt – auch wenn er dann später kritische Berich-

te schreiben würde über die Missachtung des Artikels 1 der Verfassung und über die ›deprimierenden Auswirkungen‹ der Nachrichtenkontrolle in der Zone. Und der stark linksgerichtete Crissman würde sich eindeutig weigern, in irgendwelcher Weise mit der Besatzungsmacht zusammenzuarbeiten.

Nein, er konnte es nicht riskieren. Auch die Richtfunkverbindung, die quer durch die Demarkationslinien ging, war nicht sicher genug. Wenn er seine Leute benachrichtigte, dass Rostow auf dem Seeweg kam, würde er General Ulanin vor seinem Politoffizier bloßstellen. Er mußte damit warten, bis er in Es Schu'uts war; kaum eine Stunde Flug, aber selbst diese geringe Verzögerung war ärgerlich.

»Was macht Ihnen Sorgen, Bill?« fragte Seidel.

»Fast alles, Colonel, und doch nichts im besonderen. Einfach ein schlechtes Gefühl. So ging es mir auch in Dak To, kurz bevor die Nordvietnamesen unser Lager stürmten. Zuviel Geheimniskrämerei und zu viele Lügen. Unser Nachrichtendienst ist nicht auf der Höhe, und dass die Russen sich wie Russen benehmen, macht die Dinge auch nicht gerade leichter.« Er unterbrach sich und starrte wieder auf das öde Wadi El Arisch hinaus. »Bei Gott, ich wünschte, wir hätten diese Geschichte in der Zentralen Zone schon hinter uns. Und ich wünschte, sie würden uns einen anderen Mann und nicht den Vizepräsidenten schicken. Der wird uns zu schaffen machen.«

Colonel Seidel teilte Tates Meinung. Vor einiger Zeit hatte er dem Präsidenten einen persönlichen Brief geschrieben, in dem er seine Zweifel geäußert hatte, ob es klug sei, eine Situation zu schaffen, in der die Taube Bailey und das Berufsmilitär unweigerlich einander in die Haare geraten würden. Aus politischen Gründen, die er gut verstehen konnte, waren seine Ratschläge verworfen worden. Seidel konnte das ungute Gefühl nicht loswerden, dass der Vizepräsident Bill Tate Schwierigkeiten machen würde. Der General durfte nicht vergessen, dass Bailey von einem Augenblick zum andern Oberkommandierender der Streitkräfte der Vereinigten Staaten werden konnte.

Schweigend fuhren sie den Rest des Weges bis zum Hubschrauberlandeplatz von El Arisch.

4

Die Vormittagssonne hatte den harten, hellen Glanz blanken Stahls. Im Zenit verdunkelte sich der Himmel zu einem tiefen, dunstigen Blau, von dem sich die Mondsichel in gestochener Schärfe abhob. Aus der Höhe von 16.000 Meter sah die Kette des Sinai-Gebirges wie eine in rote, braune und gelbe Falten gelegte Decke aus. Nur hier und dort durchzogen Wadis, weißlich schimmernde, schmale Bänder, das unfruchtbare Land.

Dale Trask blickte über die schräg abfallende Nase des Shrike; die flache blaue Linie des Mittelmeers, mehr als zweihundertvierzig Kilometer nördlich, war deutlich auszumachen. Die rechte Flügelspitze wies auf den Golf von Akaba – das Wasser war an den Küsten Sinais und Arabiens smaragdgrün und in der Mitte des schmalen Wasserstreifens von einem leuchtenden Blau.

Er brachte die Maschine ein wenig in Schräglage und blickte nun fast senkrecht auf das Südende des gewaltigen Wadis hinab – eine tiefgefurchte Senke, die die felsige Halbinsel zu spalten schien. Am Rande des trockenen Schwemmlandes sah Trask die Gebäude und Baracken der Zentralen Zone, doch aus einer Entfernung von fast fünfzehn Kilometer waren die Häuser und alles, was Menschenhand hervorgebracht hatte, so gut wie unsichtbar.

Mit seinem Bodensuchradar und der elektronischen Bildvergrößerung hätte er leicht jeden Punkt in der Zone erfassen können, doch dazu bestand keine Notwendigkeit. Er wußte, dass er sich östlich der Grenzlinie der entmilitarisierten Zone befand. Sein Trägheitsnavigationsgerät funktionierte einwandfrei. Er hatte die Absicht, die entmilitarisierte Zone zu überfliegen und außerdem das von Russen und Ägyptern kontrollierte Gebiet zu inspizieren.

Im Augenblick flog die Maschine unter der Schallgrenze. Der Shrike konnte, wie jetzt, mit nur 900 Stundenkilometer über eine Strecke von mehr als fünftausend Kilometer gemütlich dahinzotteln oder auch in Sekunden auf zwei Mach beschleunigen. Die Tauglichkeit im Schwebeflug, im senkrechten Starten und Landen machten die Maschine nach Trasks Meinung zur besten taktischen Waffe im Luftkampf. Sie in Vietnam einzusetzen wäre ein Vergnügen gewesen, dachte er. Vietnam war der einzige Krieg gewesen, in dem er gekämpft hatte.

Er schob die Sonnenblende seines Helms nach oben, kniff die grauen Augen zusammen und prüfte die unter ihm liegende Landschaft. Trask hatte ein verunstaltetes Kinn, und er mußte eine nach Maß gefertigte Sauerstoffmaske tragen. Ein nordvietnamesischer Soldat hatte es ihm zertreten; nordvietnamesische Zivilisten waren für die verbrannten Hände verantwortlich, die ihm noch manchmal in den Handschuhen Schmerz verursachten. Der Gedanke daran ließ ihn die Fäuste um die Hebel krampfen.

Mit den Händen hatte es angefangen: Betäubt, von den Splittern einer explodierenden Boden-Luft-Rakete verletzt, war er in einem Dorf in der Nähe von Haiphong gelandet. Die wütenden Bauern hatten ihn in ein Gebäude geschleppt, das kurz zuvor bombardiert worden war. Bevor er noch wußte, wie ihm geschah, hatten sie seine Hände mit Gewalt ins Feuer gezerrt. Das zerschmetterte Kinn und die ausgeschlagenen Zähne waren später gekommen: nachdem er einen Besucher angespuckt hatte, einen amerikanischen ›Friedenskämpfer‹, der sich an sein Bett gestellt und verräterisches Zeug geredet hatte, während die Vietnamesen fotografierten. Man hatte Trask ans Bett gefesselt, damit er seine Hände nicht mehr beschädigte. Nachdem der ›Friedenskämpfer‹ und die Fotografen den Raum verlassen hatten, trat ihn sein nordvietnamesischer Wärter mit dem Absatz ins Gesicht, aus Wut darüber, dass die Propagandatricks misslungen waren.

Trask träumte immer noch davon. Von den erlittenen Schmerzen, gewiß; vor allem aber quälten ihn unversöhnlicher Hass und das Verlangen nach Rache. Nach dem unbefriedigenden Ende des Krieges war

er in die USA zurückgeschickt worden, und die Zeche war noch unbeglichen.

Er zog die Sonnenblende wieder herunter und blickte nach Nordosten. Eilat – die Ostgrenze der israelischen Zone – lag unmittelbar hinter der Waffenstillstandslinie. Selbst aus dieser großen Höhe ließen sich am Stadtrand die Rollbahnen eines Luftstützpunktes erkennen. Hier hatten die Israelis ihre Transport- und Bombengeschwader zusammengezogen, so wie es das Zypernabkommen verlangte. Weder ägyptische noch israelische Militärmaschinen durften die Sinai-Halbinsel überfliegen. Um die Nachteile dieser Regelung auszugleichen, hatten Ägypten und Israel ihre Luftstreitkräfte so nahe als möglich an die Zonengrenzen herangeführt. Die israelischen Einheiten waren in Eilat, Nitsana und Gaza stationiert, die Ägypter auf verschiedenen von den Russen errichteten Stützpunkten zwischen Suez und Ismailia. Aber wenn es einmal zu einem Zusammenstoß kommen sollte, überlegte Trask, würden zuerst die Shrikes der amerikanischen und die MIG-Senkrechtstarter der sowjetischen Luftwaffe aneinander geraten. Der Gedanke an eine solche Schlacht erfüllte ihn mit Sehnsucht.

Er drückte die Nase des Shrike ein wenig tiefer, um schneller zu werden, und sah das Machmeter rasch über die Schallgeschwindigkeit hinaus steigen. In genau fünfzehn Kilometer Höhe richtete er die Flügel aus und vergewisserte sich, dass die Bordwaffenverschlüsse noch gesichert waren. Dann flog er eine Reihe von Rollkreisen; braune Erde und tiefblauer Himmel wechselten ab, als blickte man aus einem rasenden Karussell. Trasks Bewegungen waren versiert und präzise. Mensch und Maschine funktionierten in harmonischem Einklang, wie ein Roboter, der auf Krieg programmiert ist.

Er verblieb wieder im Horizontalflug und ließ, mit optimal eingestellten Tragflächen, die Geschwindigkeit auf 1,5 Mach anwachsen. Hinter ihm lag ein langer, in sich verschlungener Kondensstreifen aus weißen Eiskristallen.

»Speerwerfer, hier spricht Echo Sierra Control.« Der Funkoffizier im Kontrollturm in Es Schu'uts war sicher ein Texaner, wie die gedehnte, gelangweilte Sprechweise verriet.

Trask sprach in sein Mikrofon. »Echo Sierra, hier Speerwerfer. Sprechen Sie.«

»Radar zeigt einen Wasserfloh im Beobachtungsbereich. Wollen Sie selbst nachschauen, oder soll ich einen Helikopter nachsehen lassen?«

Es waren der träge Ton und die Gemütlichkeit, mit der die Meldung gegeben wurde, die Dale wütend werden ließen. »Hier spricht Colonel Trask«, antwortete er. »Senden Sie ab sofort nur mehr verschlüsselt. Das ist ein Befehl!« Wütend steckte er die für diesen Tag vorgeschriebene Kodekarte in seinen Bordcomputer. Das war ja ein verdammt gemüthlicher Verein, den Tate sich hier in der Zone eingerichtet hatte! Irgendein Unbekannter war in die Hoheitsgewässer der amerikanischen Zone eingedrungen, und der Mann im Kontrollturm stellte ihm lebenswürdigerweise anheim, den Vorfall zu untersuchen, so als wäre es ein vergnüglicher kleiner Abstecher, den man aber auch ruhig unterlassen könne.

Als sich der Kontrollturm wieder meldete, klang die Stimme des Texaners schon etwas kleinlauter. »Verzeihen Sie, Colonel Trask, Routinemeldungen werden üblicherweise nicht verschlüsselt.«

»Von nun an tun Sie es, Echo Sierra«, erwiderte Trask hart. »Und jetzt geben Sie mir einen Vektor.«

»Speerwerfer von Echo Sierra Control, Vektor ist null Komma fünf Grad. Wasserfloh ist möglicherweise ein Atom-U-Boot oder ein Raketenzerstörer der Guevara-Klasse. Er hat soeben die 15-Kilometer-Grenze durchfahren. Soll ich Ihnen mit einem Helikopter den Rücken decken?«

»Negativ, Echo Sierra«, antwortete Trask. Einen Shrike mit einem Hubschrauber zu unterstützen hatte ungefähr die gleiche Wirkung, als wollte man einem Panzer mit einem Fahrrad Deckung geben. Er schob die Drosselventile ganz ein und zündete die Nachbrenner. Dann setzte er zu einem langen Sturzflug in Richtung Küste an; das Machmeter wischte über zwei Mach hinaus und stieg langsam auf das Dreifache der Schallgeschwindigkeit. Bis zum Mittelmeer waren es weniger als vier Minuten, wenn er Mach drei flog; dann würde eine Stoßwelle folgen. Trask empfand kalte Befriedigung bei dem Gedanken: Wer

immer sich auf diesem ›Wasserfloh‹ befand, kam in den Genuss eines Überschallknalls, der nicht von schlechten Eltern war. »Echo Sierra Control! Ich brauche vier Shrikes voll gerüstet, die auf Befehl sofort von Al Qusamyah starten können.«

Der Mann vom Geschwaderstab hatte Schwierigkeiten, zu begreifen, dass für das taktische Geschwader des US-Kontingents eine neue Zeit anbrach. Die Stimme des Texaners verriet Unsicherheit: »Tja ... Speerwerfer, wir ... äh ... für gewöhnlich haben wir nur zwei Shrikes einsatzbereit. Aber ich will sehen, was sich machen läßt ...«

»Sie machen jetzt ein bisschen plötzlich, Echo Sierra, sonst reiß' ich Ihnen den Arsch bis zum Kragen auf. Lassen Sie diese Maschinen startklar machen, und zwar sofort!«

Einen Augenblick lang war nur das sanfte Zischen der Trägerwelle zu hören, und dann war die Verbindung wieder da. Die Stimme eines anderen im Hintergrund übertönte die gedämpften Geräusche in der Funkleitstelle: »Zum Teufel, was ist denn hier los?«

»Wenn ich noch einen Verstoß gegen die Vorschriften im Nachrichtenverkehr höre«, sagte Trask ins Mikrofon, »stelle ich die ganze Funkleitgruppe unter Arrest. Haben Sie mich verstanden, Echo Sierra?«

Der Funkoffizier war plötzlich sehr dienstbeflissen. »Jawohl, Sir, Speerwerfer. Die vier Shrikes werden sofort startklar sein, Sir.« Es folgte das Gemurmel eines kurzen Meinungsaustausches, und dann meldete sich eine neue Stimme. Es war der Chef des Geschwaderstabs. »Vier Stück stehen jetzt auf der Startbahn in Al Qusamyah, Sir. Jawohl, Sir. Ihr berichtigter Vektor ist jetzt vier null neun. Der Wasserfloh wurde als ein Zerstörer der Guevara-Klasse identifiziert. Das Schiff befindet sich innerhalb der 15-Kilometer-Zone.«

Trask lächelte grimmig. Die Kerle brauchten nur eine kleine Spritze. Er stellte zufrieden fest, dass sich der neue Einsatzleiter sogar der metrischen Maße bediente, anstatt der traditionellen, aber ungenauen Meilen, Fuß und Knoten.

»In Ordnung, Echo Sierra«, sagte Trask. »Und jetzt bleiben Sie mit Ihren Leuten gefälligst in Bereitschaft, verstanden? Geben Sie laufend

die Vektoren durch, damit ich den roten Hunden direkt an die Kehle fahren kann. Ist das Schiffsradar auf Suchstrahl?»

»Nur Navigationsabtastungen«, antwortete der Nachrichtenoffizier in nervösem Ton.

Unter der Sauerstoffmaske verzog sich Trasks entstellter Mund zu einem zornigen Lächeln. Den Roten auf dem Guevara stand ein Schock bevor. In wenigen Sekunden würde sich der Shrike – wie sein Namensvetter, der Raubvogel – auf sie stürzen. Er drückte den Knüppel vor und erhöhte seine Geschwindigkeit auf fast drei Mach. Wilde Freude durchzuckte ihn bei dem Gedanken an die Raketen, die in den Rohren steckten. Ein Knopfdruck genügte, die Hunde dort unten in die Höhle zu jagen, noch bevor ihre Schnüffelei Erfolg hatte. Sein Herz klopfte laut, und es juckte ihn in den Fingern, nach dem Auslösehebel zu greifen.

Der sowjetische Raketenzerstörer ›Allende‹ war nach den Berechnungen seines Navigationsoffiziers genau fünfzehn Kilometer von der Sinaiküste entfernt. Auf der Höhe von Khan Yunis angekommen, schwenkte er in einem rechtweisenden Kurs um 225 Grad, bis er parallel zur Küste fuhr.

Die ›Allende‹ war das dritte einer neuen Klasse von Raketenschiffen in der Sowjetflotte. Sie hatte Atomantrieb. Mit ihren klaren Linien, dem flachen Profil ragte sie nur wenig über die Wasseroberfläche, um eine Radarortung zu erschweren. Die Abschussrampen und die elektronische Ausrüstung befanden sich größtenteils unter Deck. Damit waren sie vor rauem Seegang geschützt, außerdem verbesserte es die Aerodynamik bei hoher Geschwindigkeit. Die ›Allende‹ hatte eine hohe, schmale Brücke; von da aus überblickte man die Abschussrampen und Raketen, die im Gefechtsfall auf Deckhöhe angehoben wurden. Flüchtig betrachtet, sah sie wie ein größeres Exemplar der älteren sowjetischen Lenkwaffenkreuzer aus, aber eine genauere Untersuchung zeigte sehr bald Unterschiede und Vorzüge. Sie besaß den

charakteristischen ausgebauchten Bug sowjetischer Kriegsschiffe, ein weit überhängendes Heck und die gefälligen Linien einer Rennjacht. Von zwei 76-mm-Vierfachflak auf der Brücke abgesehen, führte sie aus Gewichtsgründen keine Kanonen. Sie besaß Boden-Luft-Raketen sowie Seeziellraketen. Die ›Allende‹ hatte die Aufgabe, US-Flugzeugträger aufzuspüren und zu vernichten, bevor deren Trägerflugzeuge einen Atomschlag führen konnten. Sie war schnell, schön – und tödlich.

Die Schiffe der Guevara-Klasse, allesamt nach lateinamerikanischen Revolutionären benannt, waren Admiral Ainsworth, dem Stabschef der US-Marine, ein besonderer Dorn im Auge. Er empfand heftigen Neid, weil die ›Allende‹ den technologischen Vorsprung der Sowjets bewies, und Ärger, weil sich der US-Senat beharrlich weigerte, Mittel freizugeben, um die Marine mit zumindest gleichwertigen Einheiten auszustatten.

Das flache Profil der ›Allende‹ machte es schwer, sie zu orten, es erlaubte ihr hohe Geschwindigkeiten – dafür aber mußten die Männer an Bord eng zusammengepfercht leben und hatten nur wenig Bewegungsfreiheit. Die Unterbringung von Anatolij Igorewitsch Rostow und seinem Stab ergab weitere Raumprobleme, und Kapitän Sergej Bogdanow war über die seinem Schiff erwiesene Ehre, den hohen Gast nach Alexandrien bringen zu dürfen, alles andere als erbaut.

Den Raum, in dem Rostow und seine Sekretäre schon den ganzen Vormittag arbeiteten, hätte man auf einem westlichen Kriegsschiff als die Offiziersmesse bezeichnet. Der Stellvertretende Ministerpräsident ging wieder und wieder die Listen durch, die die ägyptischen Wünsche nach Waffenhilfe enthielten, lange, unrealistische und kostspielige Listen. In den vergangenen Jahren hatten die Ägypter neuerlich hochgezüchtete, komplizierte Waffen und Geräte gefordert, zu deren Verwendung sie nach Rostows Ansicht in keiner Weise qualifiziert waren. Die letzte, von der VAR nach Moskau entsandte Militärmission hatte die ägyptischen Forderungen nach Offensivwaffen erneuert – man wünschte besonders die letzten Modelle der MIG-Mittelstreckenbomber und Iljuschin-Mittelstreckenraketen sowie die Boden-Luft-Raketen, die der israelischen Luftwaffe im Yom-Kippur-Krieg so zugesetzt

hatten. Diese Forderungen wurden mindestens einmal jährlich gestellt und ebenso oft abgewiesen. Rostow erinnerte sich, dass vor nicht ganz zehn Jahren – verärgert über die Weigerung der Sowjets, ihnen Fernlenkwaffen und Ferngeschütze zu liefern – Ägypten die sowjetischen Militärberater ausgewiesen hatte. Es war dies nichts Endgültiges gewesen, wie ja fast jede politische Entscheidung der Ägypter provisorischen Charakter zu haben schien, aber sie hatte die Sowjetregierung in eine peinliche Lage gebracht, und Rostow wünschte keine Wiederholung. Nach dem Zypernabkommen war dergleichen natürlich nicht zu erwarten, aber bei den Arabern konnte man nie wissen; sie verlangten ununterbrochen nach Waffen, die in ihren Händen eine Gefahr darstellten und außerdem so kompliziert waren, dass sie ständig Wartung brauchten.

Nach Rostows Ansicht war es Verschwendung, ja geradezu Wahnsinn, den Streitkräften eines arabischen Landes anderes als alte und primitive Waffen zu liefern. Die Israelis hatten ihnen immer wieder Niederlagen bereitet, in Zukunft würde es wohl nicht anders sein. Also mußte man sie am Kampf hindern, und das Zypernabkommen machte dies möglich. Die Araber würden zuerst auf sowjetische und amerikanische Truppen stoßen, bevor sie an ihre Erbfeinde herankamen; das machte wohl jede weitere Belieferung der ägyptischen Streitkräfte überflüssig und nutzlos. Solange das Abkommen hielt, konnte Moskau die arabischen Nationalisten mit Lieferungen von veraltetem Kriegsmaterial hinhalten. Das ehrgeizige Streben der Israelis und die leere Phrasendrescherei der Araber waren gleichermaßen sinnlos: die Zukunft des östlichen Mittelmeers lag nun in den Händen der Sowjets und der Amerikaner. Und das war gut so. Die Starken sollten bestimmen. Der UNO, in der die Kleinen den Mund vollnahmen, war auf Sinai die Rolle zugefallen, die sie verdiente. Die Vereinten Nationen konnten zwar Beobachter entsenden und Polizei spielen, aber sie besaßen wenig Ansehen und Machtbefugnis. Rostow mußte an Stalins hässliche Antwort denken, als man ihn während des Großen Vaterländischen Krieges fragte, ob man nicht auch den Papst in Rom zu Rate ziehen sollte: »Wieviel Divisionen hat er?« Trotz der Fehler, die der

alte Diktator begangen hatte – und es waren nicht wenige, wie Rostow sich freimütig eingestand –, fiel es einem Sowjetmenschen schwer, im Grunde seines Herzens nicht Stalinist zu sein. Die Amerikaner verstanden schließlich nur die Sprache der Gewalt.

Die Gegensprechanlage auf dem Tisch der Offiziersmesse summte, und einer der Sekretäre schaltete auf Empfang. »Genosse Rostow«, meldete sich Kommandant Bogdanow, »wir befinden uns an der Grenze der amerikanischen Zone. Sie haben den Wunsch ausgesprochen, die Küste zu sehen.«

»Ich komme«, sagte Rostow.

Er verließ die Offiziersmesse und machte sich auf den Weg zum Brückendeck. Dort angelangt, stellte er erfreut fest, dass die gepanzerten Luken geöffnet waren. Eine warme, salzige Brise wehte durch den engen Kontrollraum.

Kommandant Bogdanow, ein großgewachsener, grauhaariger Mann, dessen knochige Magerkeit Rostows Korpulenz noch klotziger erscheinen ließ, salutierte und sagte: »Wir sind fünfzehn Kilometer von ihrer Küste entfernt – da drüben, sehen Sie?«

Rostow blickte hinüber und war enttäuscht. Er wußte selbst nicht genau, was er an dieser von den Amerikanern besetzten Küste zu sehen erwartet hatte: Radartürme und Raketenstellungen vermutlich. Aber außer einem Streifen weißen Sandes, der verschwommen am Horizont lag, war nichts zu sehen. Dahinter, durch die Luftspiegelung seltsam verzerrt, schienen ferne Hügel zu einem Wüstenplateau anzusteigen.

Kommandant Bogdanow spürte die leise Enttäuschung seines hohen Gastes und erklärte: »In Khan Yunis ist nicht viel los, Genosse Rostow. Aus dieser Entfernung kann man nichts sehen. In Es Schu'uts stehen alle militärischen Anlagen im Landesinneren. Nur das Gebäude der amerikanischen Mission werden wir sehen können, wenn die Sicht gut bleibt.« Er wußte, dass Rostow über die amerikanische Architektur eine schlechte Meinung hatte und fügte daher mit leisem Lächeln hinzu: »Man nennt es das Glashaus.«

»Patrouillieren die Amerikaner in diesem Abschnitt, Genosse Kommandant?«

»Nur in unregelmäßigen Abständen, und zwar mit Luftkissenfahrzeugen. Natürlich führen sie landeinwärts Patrouillenflüge durch. Aber für dieses Gebiet ist ihre Sechste Flotte zuständig, die, wie Sie wissen, nach der Unterzeichnung des Abkommens stark reduziert wurde.«

Rostow lehnte sich gegen das Geländer des Splitterschutzes. Seit beschlossen worden war, dass er diese Reise mit dem Schiff unternehmen sollte, hatte er sich auf die frische Luft gefreut, auf das strahlende Herbstwetter im Mittelmeer. Doch die ›Allende‹ hatte kein offenes Deck, das den Passagieren die Annehmlichkeiten einer Seereise vermittelte. Vor und hinter den Decksaufbauten war alles mit Lukengattern und den Vierlingsstartern der Schiff-Schiff-Flugkörper verbaut. Auch die kleine Brücke in der Höhe des Kontrollraums, in dem er sich jetzt zusammen mit dem Kommandanten, dem Rudergänger und der Radarnavigationsmannschaft befand, war kein Promenadendeck. Die ›Allende‹ hatte nur militärische Vorzüge und war eben keine Staatsjacht. Eines der imposantesten Kriegsschiffe auf den Meeren der Welt, konnte man sie den neiderfüllten Amerikanern, Israelis und Ägyptern mit Stolz vor die Nase stellen.

»Wir nehmen den amerikanischen Funkverkehr auf Band auf. Wenn Sie mithören wollen ...?«

Rostow nickte zerstreut. Er war jetzt mit seinen Gedanken weit fort und dachte an das bevorstehende Zusammentreffen mit dem amerikanischen Vizepräsidenten, dem er noch nie begegnet war. Bogdanow gab leise einen Befehl an die Gefechtsführungszentrale tief im Inneren des Schiffes, und eine Flut unverständlichen Geschnatters kam aus den Deckenlautsprechern und riß Rostow aus seinen Träumereien.

»Was zum Teufel ist das?«

»Die Amerikaner verschlüsseln ihre Sendungen. Ich weiß nicht, warum«, antwortete Bogdanow.

»Ist das so üblich?«

»Sie machen sich nur selten die Mühe, aber heute tun sie es. Möglicherweise handelt es sich um eine Übung.« Rostows scharfe kleine Augen betrachteten die in die Luke vor dem Rudergänger eingebau-

ten Radar-Monitoren. Nur einer arbeitete, auf niedriger Leistungsstufe, und zeigte die uninteressante, fast gerade Küstenlinie.

»Ist etwas mit Ihren Geräten nicht in Ordnung, Genosse Kommandant?« fragte er. Rostow liebte die See ganz und gar nicht. Er war über das MWD ins Politbüro gekommen. Die Schiffe und die Männer der Marine waren ihm irgendwie unheimlich: Objekte und Menschen, denen man nie ganz trauen durfte.

»Unser Navigationsradar arbeitet jetzt nur auf niedrigster Leistungsstufe, Genosse Rostow. Ich möchte nicht die Aufmerksamkeit der amerikanischen oder israelischen Marineeinheiten in diesem Gebiet erregen.« Diese letzten Worte klangen ein wenig vorwurfsvoll. Kommandant Bogdanow hatte sich für einen direkten Kurs von Latakia nach Alexandrien – weitab von der Zonenküste – ausgesprochen. Rostow aber, dessen Neugier geweckt war, hatte Bogdanows Vorschlag abgelehnt.

»Wir befinden uns doch in internationalen Gewässern, Genosse Kommandant?«

»Wir befinden uns am Rand der amerikanischen Zone – so wie Sie angeordnet haben«, erwiderte Bogdanow.

Rostow starrte zu der fremden Küste hinüber. Tausende von Kilometern lagen zwischen dieser Küste und dem Ort, an dem der Weg des Anatolij Igorewitsch Rostow vor fünfzig Jahren auf einer Kolchose in einer Zeit drohender Hungersnot und Stalinistischen Terrors begonnen hatte. Aber er hatte immer gewußt, dass die Kornfelder Südrusslands nicht sein einziger Horizont bleiben würden.

Der Komsomol, die Partei, das MWD ... er hatte sie sich zunutze gemacht und dafür gute Dienste geleistet, und nun stand er in der vorersten Reihe jener grauen Hierarchie, die ein Fünftel der Erde beherrschte und die Politik von zwei Fünftel der Menschheit bestimmte. Übertriebener Stolz galt im kommunistischen Kodex als Todsünde, doch allzu große Bescheidenheit gehörte nicht zu Rostows Eigenschaften.

Plötzlich sah er etwas, einen winzigen Punkt, der am fahlen Himmel erschien. Er hielt ihn zuerst für einen Meeresvogel, der im grellen Licht

der Sonne nicht deutlich zu erkennen war, dann wuchsen mit einem Mal dem Vogel Flügel, und im geräuschlosen Anflug wurde er immer größer und bedrohlicher.

Ein Alarmruf aus der Gefechtszentrale kam durch die Lautsprecher, doch bevor man den Sinn der Worte verstehen konnte, war das dunkle Etwas zu einem Flugzeug geworden, aus dessen Bauch Raketen hervorstiegen. Eine donnernde, brausende akustische Stoßwelle ging ihm voraus, die der Besatzung der ›Allende‹ noch in den Ohren dröhnte, als die Maschine dicht über sie hinwegraste. Die Brückenbesatzung hastete nach Lee, um die amerikanische Maschine seewärts verschwinden zu sehen. Sekundäre Druckwellen knallten gegen die Decksaufbauten der ›Allende‹ und gegen die Brücke, Seekarten flatterten, lose Gegenstände klirrten.

Betroffen blickte Rostow Kommandant Bogdanow an. Das Gesicht des Kapitäns hatte sich in zorniger Verlegenheit gerötet. Die Navigationsoffiziere riefen aufgeregt durcheinander.

»War das ein amerikanisches Flugzeug, Genosse Kommandant?« fragte Rostow in scharfem Ton.

»Jawohl«, antwortete Bogdanow.

Einer der jüngeren Navigationsoffiziere platzte heraus: »Hätte der Yankee Ernst gemacht, wären wir jetzt alle tot.«

Kommandant Bogdanow wies ihn heftig zurecht und gebot absolute Stille auf der Brücke. Die Radarmonitoren vor dem Rudergänger erstrahlten plötzlich in grünlichem Licht, und aus dem Lautsprecher kam die Stimme des Zweiten Offiziers: »Er wendet, Genosse Kommandant. Er kommt zurück.«

Trasks erster Anflug gegen das sowjetische Schiff hatte ihn weit aufs Meer hinausgetragen. Nun ließ er seine Geschwindigkeit absinken und zog die Maschine in eine weite Kurve, um die Eindringlinge an die Grenzlinie der amerikanischen Hoheitsgewässer zu drängen. Während er das Manöver ausführte, sprach er ins Mikrofon:

»Echo Sierra Control, hier Speerwerfer. Meldung an Hochkommissare Zypern: Russisches Raketenschiff der Guevara-Klasse um ...« Er warf einen Blick auf den Chronographen auf dem Instrumentenbrett. »... 11.47 Uhr Ortszeit innerhalb des amerikanischen Sektors entdeckt. Gleiche Meldung an Beobachterteam Zentralzone. Benachrichtigen Sie auch Sechste Flotte. Speerwerfer untersucht den Vorfall.«

Der Kontrollturm in Es Schu'uts zeigte sich unsicher. »Speerwerfer, Echo Sierras Radar zeigt die Spur des Wasserfloh an der Grenzlinie. Sollen wir Wappenkönig benachrichtigen?«

»Wappenkönig« war die Kodebezeichnung für General Tates Hubschrauber; dieser war vielleicht noch in El Arisch oder befand sich schon auf dem Heimflug. Trask legte trotz des Drucks seiner Sauerstoffmaske die Stirn in Falten. Admiral Ainsworth hatte ihn warnend darauf hingewiesen, dass General Tate dazu neigte, alles selbst in die Hand zu nehmen und nichts an seine Untergebenen zu delegieren. Dies aber war der klare Fall einer Verletzung amerikanischer Hoheitsrechte. Das sowjetische Schiff mochte sich jetzt an der Grenzlinie befinden, aber Trask war ganz sicher, dass es sich noch vor wenigen Augenblicken weiter küsteneinwärts befunden hatte. Er war fest entschlossen, die verdammten Schnüffler diesmal nicht ungestraft davonkommen zu lassen. Zu oft war es ihnen bisher schon gelungen.

»Negativ zu Ihrer Anfrage bezüglich Wappenkönig«, antwortete er. »Das erledige ich.«

»Brauchen Sie Hilfe von Echo Sierra Control, Speerwerfer?«

Trask lächelte. Sie hatten es geschafft, die vier Shrikes startklar zu machen. Man brauchte die Leute nur ein bisschen auf Trab zu bringen. Aber er beschloß, die vier Piloten vorderhand in ihren Cockpits am Boden zu lassen. Im Nahkampf konnte es ein Shrike mit jedem Schiff der Guevara-Klasse aufnehmen.

»Echo Sierra Control, hier Speerwerfer. Negativ zu Staffeleinsatz. Lassen Sie das Radar die Spuren aufzeichnen. Ich fliege jetzt los.«

Er betätigte die Klappen und spürte, wie das Flugzeug die überschüssige Geschwindigkeit abbaute. Jetzt konnte er das Schiff wieder sehen, dessen Silhouette sich schwarz vom Dunkelblau des Meeres ab-

hob. Wasser sprühte vom Bug, als es seine Geschwindigkeit erhöhte, abdrehte und Kurs auf die offene See nahm. Diesmal nicht, ihr roten Schweine, dachte er. Heute wird nicht geschnüffelt und davongerannt.

Er ließ die Flugeigengeschwindigkeit weiter absinken. Bei 350 Stundenkilometern öffnete er die Luftkissendüsen im Rumpf und ließ die Maschine langsam auf eine Höhe von fünfzehn Meter über dem ruhigen Wasser absacken.

Er ging näher heran und flog neben dem russischen Kriegsschiff her. Auf dem Brückenflügel standen ein paar Matrosen am Rundsuchradargerät. Trask kreuzte quer vor den Bug und zeigte damit unmissverständlich an, das Schiff möge wieder auf ursprünglichen Kurs gehen.

Der Wachoffizier blickte durch ein Fernglas, und neben ihm stand ein Techniker, der eine Kamera handhabte. Schau dir nur alles gut an, Iwan, dachte Trask.

Er flog nahe der Backbordseite des Schiffes entlang und dann quer über das schäumende Kielwasser. Am Flaggenstock waren Hammer und Sichel auf blutrotem Grund aufgezogen. Die Sonne ließ die Farben aufleuchten; tiefblau das Meer, gegen die Küste zu ins Grün übergehend. Trask sah die goldenen Tressen an den Uniformen der Offiziere blinken, die zur Brücke eilten. Ein Signalgast hob eine Lampe und gab eine Kodemeldung, als der Shrike wieder ganz nahe neben dem Schiff herflog.

Trask las die Botschaft und lächelte in sich hinein. Sie signalisierten »Halten Sie sich fern!« im internationalen Kode. Er schaltete die Funkkanäle auf die gleiche Welle, die sowohl vom russischen als auch vom amerikanischen Kontingent verwendet wurde. »Unbekanntes Seefahrzeug, hören Sie!« sagte er ganz ruhig. »Sie sind in Gewässer eingedrungen, die unter der Kontrolle des amerikanischen Kontingents der Friedensstreitmacht stehen. Verringern Sie unverzüglich Ihre Geschwindigkeit und geben Sie sich zu erkennen!«

Wieder flammte die Aldislampe auf, und die Russen signalisierten »Halten Sie sich fern!«

Trask öffnete die Luken, um die Fernsehkameras freizulegen, und fing an, die »Allende« aufzunehmen. Wenn die Russen die entsprechen-

den Regler an Bord hatten, konnten sie sich ausrechnen, dass die Bilder zurück nach Es Schu'uts und via Satellit an die Einheiten der Sechsten Flotte übertragen wurden. Das würde ihnen gar nicht recht sein, dachte Trask. Sie waren ganz entschieden dagegen, dass ihre neuen Schiffe, wenn sie mit einiger Geschwindigkeit unterwegs waren, auf Videoband aufgenommen wurden. Die Eierköpfe im Pentagon konnten eine ganze Menge aus solchen Bildern, aus der Form des Kielwassers und der Bugwelle lernen.

Trask schätzte, dass sie jetzt schon fast mit Höchstgeschwindigkeit fuhren. Das sollten sie gefälligst unterlassen. Wieder zog er quer über das Kielwasser des Kriegsschiffes eine Kurve, flog an der Backbordseite zurück und abermals über die schäumenden Bugwellen.

»Sie sind in Gewässer der amerikanischen Zone eingedrungen«, sagte er ins Mikrofon. Sein Herz hämmerte mit zunehmender Hoffnung und Erregung. »Das ist eine letzte Warnung. Geben Sie sich zu erkennen!« War es möglich, dass sie sich weigerten, seiner Aufforderung nachzukommen? Er flog etwa tausend Meter parallel zum Zerstörer und verhielt. Die Luftkissendüsen wirbelten schäumend den Gischt auf.

Das Schiff kam rasch näher. Im Sonnenlicht silbern glitzernd, hob sich die Bugwelle grünlich durchscheinend in doppeltem Bogen. Die Schiffsbrücke oberhalb der schwarzen Decksaufbauten füllte sich mit Offizieren und Matrosen. Trask bemerkte einen Zivilisten unter den uniformierten Männern. Die Geschützbedienung lief gerade zu den 76-mm-Flakgeschützen, den einzigen sichtbaren Waffen an Bord. Die Aldislampe blitzte immer wieder zornig auf.

Der Shrike saß auf einer Gaswolke, die aus einer tiefen Höhlung in der Wasseroberfläche aufzusteigen schien. Gleich einem stählernen Meeresungeheuer kam das Kriegsschiff mit einer Geschwindigkeit von neunzig Stundenkilometer immer näher. Trask empfand ein herrlich erregendes Gefühl, als er nun die roten Metallklappen auf dem Instrumentenbrett öffnete, um die Waffensysteme des Shrikes scharfzumachen. Kleine Pyrobolzen bliesen die Glaswolleverschlüsse weg, die die Sprengköpfe der Raketen bedeckten. Der Shrike war mit drei-

ßig panzerbrechenden Raketen ausgerüstet, die den Decksaufbau des Kriegsschiffes in Minutenschnelle in einen wirren Knäuel verbogenen, zerrissenen Metalls verwandeln konnten. Das Schiff reagierte fast wie ein Pferd, das in vollem Galopp jäh herumgerissen wird. Es krängte schwer und drehte scharf zur Küste ab. Die Schrauben drehten sich nun im Rückwärtsgang, und das aufgewühlte Wasser türmte sich zu Kaskaden, die als schäumender Gischt an das Heck brandeten. Das Heck drängte noch tiefer ins Meer, und der breite Bug hob sich wie der Kopf eines erschreckten Wals aus den Fluten.

Trask fühlte eine wilde Freude in sich aufsteigen, als er die Verwirrung auf der ›Allende‹ sah. In diesem Nervenkrieg mit dem unbekannten sowjetischen Kommandanten war er Sieger.

Eine zornige Stimme mit starkem Akzent brüllte in Trasks Kopfhörer: »Dies ist ein sowjetisches Schiff in internationalen Gewässern! Mit diesem Piratenakt verstoßen Sie gegen die Freiheit der Meere und gegen internationale Abkommen!«

Als das Schiff nun in einem Halbkreis wendete und zurückfiel, steuerte Trask den Shrike so, dass die Raketen auch weiterhin gegen die Brücke zielten. Aus dem Schiffskörper tauchten jetzt die eingebauten Starter für Fla-Raketen und die dazugehörigen Feuerleitgeräte auf. Trask fühlte die Wellen des Adrenalinschocks verebben. Er spürte leichte Schwäche in Knien und Schultern. Sein Mund war trocken, und die Haut spannte sich über verkrampften Muskeln.

»Amerikanisches Flugzeug an sowjetisches Schiff«, entgegnete er mit gepresster, aber ruhiger Stimme. »Sie haben sich ohne Erlaubnis in Gewässern aufgehalten, die der Kontrolle des amerikanischen Kontingents unterstehen. Ich bin daher berechtigt, Sie so lange festzuhalten, bis Sie sich zu erkennen gegeben haben. Antworten Sie unverzüglich. Ich wünsche den Namen Ihres Kommandanten, den Namen Ihres Schiffes und Ihren Einsatzauftrag zu erfahren.«

Es folgte ein langes Schweigen und dann die wütende Antwort: »Ich bin Kapitän Sergej Bogdanow, Sowjetmarine, und ich protestiere ...«

»Den Namen Ihres Schiffes und Ihren Einsatzauftrag, Kapitän«, fiel Trask ihm ins Wort.

In Bogdanows heiserer Stimme schwebten Zorn und Demütigung. »Dies ist der sowjetische Zerstörer ›Allende‹ auf einer Routinepatrouille von Latakia nach Alexandrien. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich gegen diesen Banditenstreich in internationalen Gewässern schärfstens protestieren werde.«

»Ich nehme Ihren Protest zur Kenntnis«, sagte Trask. Jetzt, da seine Erregung schon etwas abgeklungen war, sprach er unbeschwerter. »Sie können Ihre Fahrt fortsetzen. Ich rate Ihnen, nicht noch einmal in die Gewässer der amerikanischen Zone einzudringen. Es könnte ernste Folgen haben.«

»Mit wem spreche ich?« fragte der Russe.

»Mit Colonel Trask von der Luftwaffe der Vereinigten Staaten, US-Kontingent auf Sinai.«

»Für diesen Vorfall werden Sie sich noch zu verantworten haben, Oberst Trask!«

Trask gestattete sich ein kurzes stummes Lachen. Er fühlte eine angenehme Mattigkeit. Keine Frau hätte ihm solche Befriedigung schenken können, wie er sie jetzt empfand.

Was hätte er wohl getan, wenn die Russen seiner Aufforderung nicht gefolgt wären? Würde er sie angegriffen haben? Wahrscheinlich ja: Autorität war nicht glaubwürdig ohne den Willen, sie durchzusetzen. Vor seinem geistigen Auge sah er die Raketen aus den Waffenstationen schießen, sah die weißglühenden Blitze in das schwarze Schiff einschlagen, sah Metall, Fleisch und blutige Knochen durch die Luft wirbeln und im Versinken das stille Meer aufwühlen ...

Er schob den Handgashebel vor und hielt auf das flache Land zu. Die zornigen Rufe aus dem Funkgerät waren wie Musik in seinen Ohren.

5

In der Alten Kaserne des Johanniterordens in Nikosia befand sich das Hauptquartier der UNO-Kommission, die für die Erfüllung der Bestimmungen des Zypernabkommens eingesetzt worden war. Um 12.07 Uhr begann der Presseoffizier Kaschi Ravi Singh mit der Ausgabe von vervielfältigten Pressebulletins an die versammelten Zeitungskorrespondenten.

Bulletin 12/137 enthielt neben einer Reihe von Statistiken über die Sinai-Halbinsel, einer politischen und geographischen Strukturanalyse der entmilitarisierten Zone und einer kurzen Zusammenfassung der von den Vereinten Nationen durchgeführten Aktionen im Nahen Osten die folgende Erklärung:

»Das seit langem erwartete Zusammentreffen von Talcott Quincy Bailey, Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, und Anatolij Igorewitsch Rostow, Stellvertretender Ministerpräsident der Sowjetunion, wird, wie vorgesehen, morgen um 18 Uhr in der Zentralen Zone der Sinai-Halbinsel erfolgen. Nach einer kurzen Zeremonie unter Teilnahme von Mitgliedern der UNO-Kommission wird damit die Erneuerung des Zypernabkommens stattfinden. Auch Vertreter der Vereinigten Arabischen Republik und des Staates Israel werden das Dokument unterzeichnen, das die Signatarmächte zur Beibehaltung des Status quo ante auf weitere drei Jahre verpflichtet.«

Anschließend bemühte sich der Presseoffizier noch einmal, den Korrespondenten zu erklären, dass die Bestimmungen des ursprünglichen Abkommens es schwer, wenn nicht gar unmöglich machten, die Presse in ihrer Gesamtheit in der Zentralen Zone unterzubringen, dass aber die in der Zone akkreditierten Journalisten, zu einem Pool zusammengeschlossen (und von einem erweiterten technischen Stab unter-

stützt), eine umfassende Berichterstattung über das historische Ereignis gewährleisten würden. Womit er die Vertreter der westlichen Presse weder erfreute noch zufrieden stellte, aber es blieb ihnen nichts anderes übrig, als murrend abzuziehen.

Um 12.07 Uhr Ortszeit beendete Bruder Anastasius aus dem Katharienenkloster sein Fasten mit einem Schluck Wasser. Er kam aus der Felshöhle hervor, in der er die Nacht und den Vormittag verbracht hatte, und ließ einen müden Blick über das rostbraune, glitzernde Panorama des südlichen Sinaimassivs schweifen. Sein Kopf schmerzte; als er mit den schwerfälligen Schritten eines Siebzigjährigen in das grelle Sonnenlicht hinaustrat, fingen seine Augen zu tränen an. Die Hitze des Mittags traf ihn wie ein Keulenschlag. Langsam und mit großer Mühe machte er sich nun daran, den mit Geröll bedeckten Pfad zur Oase Feiran hinunterzuklettern.

Um 8.07 Uhr Ortszeit empfing die sowjetische Orbital-Kontrollstation in Utata, an der mongolischen Grenze, Daten von Kosmos 623.

Fünfhundertachtzig Kilometer über dem Sajanischen Gebirge an der Südgrenze der UdSSR summte und zwitscherte der Himmelsspion im Sonnenlicht. Er hatte auf seiner letzten Erdumkreisung das Rote Meer, die Sinai-Halbinsel und das östliche Mittelmeer überflogen. Jetzt warf er das Nachrichtenmaterial, das er auf seinem Computer gespeichert hatte, in verschiedenen Serien aus. Dieses Material bestand aus Infrarot-Abtastdaten, aufgefangenen Radiosendungen und Fotos, die maschinell auszuwerten waren. Sie waren von ausgezeichneter Qualität, da das von den Kameras erfasste Gebiet nahezu frei von Wolken oder atmosphärischen Störungen gewesen war.

Der Empfang in Utata war gut; die Signale wurden ohne Verzerrung aufgezeichnet und routinemäßig zur Vorentschlüsselung den Stations-

computern zugeführt. Die neuen Bänder wurden dann zu den Eingabeeinheiten gebracht, per Kabel nach Baikonur überspielt und dort von Raumnachrichtentechnikern untersucht und ausgewertet. Gebührende Beachtung wurde auch der Übertragung aus einem amerikanischen Samos-Satelliten geschenkt, dessen Umlaufbahn die von Kosmos 623 kreuzte, ferner der Position der sowjetisch-amerikanischen Raumstation Apollo-Sojus III, die in achthundert Kilometer Höhe die Erde umkreiste, und dem über dem Mittelmeer befindlichen Telstar im Synchronorbit, der den amerikanischen Fernspreverkehr und Radio- und Fernsehprogramme übertrug.

In Baikonur wurden alle Informationen, die für den militärischen Nachrichtendienst von Interesse waren, ausgesondert und, wiederum über absolut sichere Kabel, dem GRU-Hauptquartier auf dem Arbatskaja-Platz in Moskau übermittelt, wo sie nur sechsundzwanzig Minuten nach ihrem Abspielen von Kosmos 623 eintrafen.

Normalerweise wurden solche Fotos, wie sie von dem Kosmos-Satelliten geliefert wurden, von Offizieren mittlerer Ränge der Informationszentrale des Generalstabs der Roten Armee routinemäßig bearbeitet. An diesem Morgen aber sahen sich die Techniker, deren Aufgabe es war, die Bänder in Fotos umzuwandeln, von Stabsoffizieren des GRU, des Heeresnachrichtendienstes und des KGB umgeben. Nur wenige Minuten zuvor hatten das Marineministerium, die GRU- und die KGB-Zentrale Funkmeldungen vom Raketenzerstörer ›Allende‹ erhalten. Der Leitungsausschuß des Politbüros war zu einer Sondersitzung einberufen und der Ministerpräsident persönlich benachrichtigt worden. Er war bereits von seiner Datscha in Puschkino aufgebrochen und auf dem Weg nach Moskau.

Noch während die Fotos aus dem Kopierwerk kamen, drängte man die Techniker zur Seite, und zorniges Stimmengewirr erfüllte den streng bewachten Raum. Die Bilder waren von ausgezeichneter Qualität. Die Kameras der Kosmos 623 konnten Details von nur sechzig Zentimeter Größe aus fünfhundertachtzig Kilometer Höhe einwandfrei wiedergeben, und die Bilder von den Gewässern vor Sinai ließen die Deltaflügel des Shrike-Düsenflugzeugs, das unmittelbar vor dem

Kurs der ›Allende‹ schwebte, mit großer Deutlichkeit erkennen. Auf einer der Aufnahmen waren die ins Meer fallenden Schutzklappen und die freigelegten Sprengköpfe der Raketen zu sehen, die über die Flügelkante hinausragten.

Die den Fototisch Umstehenden waren verschiedener Meinungen. Einige Offiziere der niedrigen Dienstgrade waren ganz einfach empört, dass ein Schiff der Sowjetflotte, mit dem Stellvertretenden Ministerpräsidenten an Bord, in so frecher Weise auf offener See zum Abdrehen gezwungen worden war. Bei anderen überwog die Freude darüber, dass die Sowjettechnologie unwiderlegbare Beweise für einen amerikanischen Verstoß geliefert hatte. Und wieder andere, unter ihnen ein gewisser Oberstleutnant Michail Sergejewitsch Gukowski vom GRU, beschäftigten sich mit der Sache auf eine weniger freimütige Weise.

Gukowski war Verbindungsoffizier der Roten Armee in der Abteilung D des KGB, des Staatssicherheitsdienstes. Abteilung D war inoffiziell unter der Bezeichnung ›Desinform‹ bekannt, eine Abkürzung für ›Gegeninformationsdienst‹. In der Zeit des Kalten Krieges lieferte es falsche und irreführende Informationen, mit dem Ziel, den *Glaw-ni Wrag*, den ›Hauptfeind‹, mit anderen Worten die USA, zu diskreditieren. Das Einsetzen der Entspannung brachte Desinform neue Aufgaben: Es belieferte die Amerikaner mit jenen sorgfältig ausgewählten Informationen, die GRU und KGB den Vereinigten Staaten zugänglich zu machen wünschten, ohne jedoch ihr Wissen offiziell mit einem Land teilen zu wollen, das letzten Endes immer noch der *Glaw-ni Wrag* war.

Desinform bediente sich einer verhältnismäßig einfachen Methode, um sein Ziel zu erreichen: Informationen wurden in jene Kanäle gelenkt, durch die das Material mit Sicherheit in die Hände der vorgesehenen Empfänger gelangte. Wo es sich um das übliche ›Kosmos‹-Material handelte – das der GRU dem amerikanischen Nachrichtendienst in die Hände zu spielen wünschte, um Washington von der Wirksamkeit des sowjetischen Luftraumüberwachungssystems zu überzeugen –, wurden die Bilder regelmäßig einem Photoauswerter namens Kamenew

übergeben. Dieser, ein Feldwebel der Roten Armee, verkaufte sie mit Billigung seiner Vorgesetzten an die Agenten des Mosa'ad, des israelischen Nachrichtendienstes. Kamenew war übrigens der Überzeugung, seine Kunden seien Tschechen.

Kamenew erhielt die jeweils dritten Kopien aller Kosmos-Satellitenbilder der Sinai-Halbinsel und übergab sie dann seinem ›tschechischen‹ Kontaktmann, der sie seinerseits einem ›sicheren Kanal‹ anvertraute, durch den sie mit bemerkenswerter Geschwindigkeit quer durch das südwestliche Russland nach Persien und von dort nach Jerusalem gelangten. Oberstleutnant Gukowski hegte keinen Zweifel daran, dass sie wenig später dem CIA ausgehändigt wurden. Der CIA wußte sehr wohl, dass es sich um ›zahme‹ Informationen handelte, die ihm zugespielt werden sollten – ganz so wie ähnliches Material in andere Kanäle floß, die in die entgegengesetzte Richtung führten. Auf diese Weise wurde der *Glawni Wrag* immer wieder auf das Ausmaß und die technische Perfektion des sowjetischen Luftüberwachungssystems hingewiesen.

Die von Kosmos 623 gelieferten Fotos waren keine dritten Kopien und wären unter normalen Umständen nicht an Kamenew weitergegeben worden. Dass aber die Bildfolge von der Nordküste der Sinai-Halbinsel den Shrike des amerikanischen Kontingents in einer kompromittierenden Situation zeigte, war Grund genug, um sie unverzüglich in den bewussten Kanal fließen zu lassen. In seiner Hast prüfte Oberstleutnant Gukowski jedoch nicht alle Bilder mit der nötigen Sorgfalt – insbesondere nicht jene, die den südlichen Teil der Halbinsel zeigten. Die Kosmos-Kameras hatten schon einige Tage lang die scheinbar ziellosen Wanderungen einer Beduinengruppe aufgezeichnet, die, von Akaba kommend, nach Süden rund um das Bergmassiv und dann nach Nordwesten, auf den Golf von Suez zu, gezogen war. Da es zehntausend oder mehr Nomaden auf Sinai gab und ihre Bewegungen fast ständig von den hochempfindlichen Kameras der sowjetischen und der amerikanischen Satelliten festgehalten wurden, gab es für Gukowski keinen Grund, gerade dieser Beduinenschar besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Hätte er sich die Mühe gemacht, ihre Bewegungen auf einer Karte einzu-

zeichnen, würde er bemerkt haben, dass sie jetzt von der Küste weg in genau nordöstlicher Richtung zogen. Er hätte sogar feststellen können, dass ihre Zahl, die auf den ersten Bildern unverändert vierzehn geblieben war, um einen Mann zugenommen hatte. Und schließlich würde eine mikroskopische Untersuchung der feinkörnigen Fotos ergeben haben, dass der Kamelreiter an der Spitze – der, ohne etwas zu ahnen, in dem Augenblick zum Himmel aufgeblickt hatte, als der Kosmos 623 ungesehen über ihn hinwegflog – gar kein Araber war, sondern ein weißer Mann mit buschigem Schnurrbart, dessen Foto die Computer mühelos in den Archiven des GRU und des KGB gefunden hätten.

Doch die Aufregung über diesen amerikanischen Flieger, der bei seinem Überfall auf die ›Allende‹ in flagranti auf Film festgehalten worden war, hatte zur Folge, dass Oberstleutnant Gukowski etwas weniger sorgfältig und methodisch vorging als sonst. So kam es, dass er im Besitz einer Information war, von der er nichts wußte. Und er ließ zu, dass man sie dem Material beifügte, das Feldwebel Kamenew mit dem Auftrag übergeben wurde, es seinem ›Tschechen‹ zu verkaufen.

Feldwebel Kamenew führte den Auftrag aus. Er begriff nicht, warum man von ihm verlangte, er müsse den Tschechen geheime Unterlagen liefern. Er hatte sich anfangs glatt geweigert und die Sache seinem Politkommissar gemeldet – wie man das von einem guten Sowjetbürger erwartete. Der KGB-Offizier untersuchte den Fall und versicherte ihm dann, dass kein Komplott vorliege – er gehöre jetzt vielmehr dem geheimen Apparat der Abteilung D an. Ferner, um sich seiner rückhaltlosen Mitarbeit zu versichern, gestattete man ihm, die bescheidenen Summen zu behalten, die die ›Tschechen‹ für das Satellitenmaterial zahlten. Die Preise in Moskau waren hoch, die Löhnung eines Feldwebels klein. Kamenew machte mit.

Um drei Uhr nachmittags verließ er das Gebäude am Arbatskaja-Platz und traf sich am Jauskij-Boulevard mit seinem ›tschechischen‹ Freund. Hundertfünfzig Rubel und ein Päckchen wechselten ihre Besitzer, und schon waren die Bilder von Kosmos 623 auf dem Weg nach Jerusalem. Oberstleutnant Gukowski hatte den größten Bock seines Lebens geschossen.

6

Bill Tate erfuhr von Trasks Zusammenstoß mit dem russischen Schiff, als sich sein Hubschrauber dem Landeplatz westlich von Es Schu'uts näherte. Er erhielt die verschlüsselte Nachricht von einem ziemlich erschütterten Funkoffizier im Kontrollraum, wo die Geräte plötzlich knatternd die aufgefangenen russischen Funkgespräche zwischen ›Allende‹ und Alexandrien und zwischen Alexandrien, El Arisch und Moskau ausspuckten. Colonel Trasks ›Untersuchung‹ des sowjetischen Raketenschiffes war der sprichwörtliche Stich ins Wespennest.

Nur Tate und Jimmy Beaufort, der den Hubschrauber flog, waren an die Funkverbindung angeschlossen. Anspaugh hockte als Bordwart zwischen den Pilotensitzen; Liz Adams und der Richter waren in die Aufzeichnungen vertieft, die Liz bei der Sitzung mit den Russen gemacht hatte, und die Journalisten Crissman und Vano renkten sich an den Fenstern die Hälse aus, um einen Blick auf die Sperrgebiete des Südens zu erhaschen, wo ein Wald von Antennenmasten und Radartürmen aus dem Wüstenplateau aufragte.

Als Bill Tate die volle Tragweite der Nachricht bewußt wurde, stieg heftiger Zorn in ihm auf. Nach den Radarmeldungen, wie sie der Funkoffizier durchgab, hatte das Schiff die 15-Kilometer-Grenze einmal, möglicherweise zweimal gekreuzt. Doch wie weit die ›Allende‹ in die Gewässer eingedrungen war, darüber herrschte Unklarheit. Die Russen füllten das ganze Funkspektrum mit wütenden Protesten, die wohl gerechtfertigt sein mochten. Bisher war es noch nicht erwähnt worden, dass sich Anatolij Rostow an Bord des Raketenschiffes befand. Aber es war bereits sonnenklar, dass ein *Zwischenfall* stattgefunden hatte.

Beaufort streifte Tate mit einem besorgten Blick. Der General schüt-

telte kaum merkbar den Kopf und sagte: »Gehen wir herunter, Jimmy.« Er nahm seinen Helm ab und fuhr sich mit der Hand durch das feuchte, kurz geschnittene Haar. Er war selbst daran schuld, dachte er bitter. Er hätte Trask nie fliegen lassen dürfen, ohne ihn zuvor eingehend über die empfindliche Situation in der Zone informiert zu haben. Erst kürzlich hatte er überlegt, wie er Trask mit einem Minimum an militärischer Unhöflichkeit an Admiral Ainsworth zurückstellen könne. Jetzt aber bekam das Problem andere Dimensionen. Das mindeste, was er von Juri Ulanin und seinen Leuten zu erwarten hatte, war die Forderung, Trask unverzüglich abzulösen und ihm einen strengen Verweis zu erteilen – aber gerade so ein Zugeständnis konnte sich niemand leisten, der mit Russen zu tun hatte. Tate wußte, dass eine solche Handlungsweise automatisch als Schwäche ausgelegt und eine ganze Reihe von Rechtsansprüchen und Provokationen zur Folge haben würde.

Er wandte sich um und sagte zu den Journalisten: »Wir haben da eine Störung in der zivilen Satellitenverbindung, meine Herren. Sie werden Ihre Berichte von der Ausschusssitzung über das militärische Nachrichtennetz durchgeben müssen. Der diensthabende Sicherheitsoffizier wird Ihnen einen Kanal freigeben.« Das war reine Verzögerungstaktik, und die Korrespondenten würden es auch sofort merken, sobald sie im ›Glashaus‹ eintrafen und von dem Zwischenfall erfuhren. Ihr Vertrauen in die Glaubwürdigkeit des Militärs würde erschüttert sein, Tate aber hatte Zeit gewonnen. Zeit wofür? fragte er sich. Aus rein persönlichen, subjektiven Gründen hatte Trask militärisch versagt – nein, das stimmte nicht –, militärisch war seine Vorgangsweise gerechtfertigt und korrekt. Das Versagen war ein politisches gewesen. Und darum würde es einen Mordswirbel geben. Wenn die Russen es wollten, konnten sie die unvermeidlichen Auseinandersetzungen zu einem Vorwand aufbauschen, das Zusammentreffen in der Zentralen Zone abzusagen. Noch heute gruselte es die Männer im Weißen Haus, wenn sie an den U-2-Zwischenfall und das Scheitern der Pariser Gipfelgespräche zu Zeiten Eisenhowers zurückdachten.

Ein Blick genügte Tate, um festzustellen: der Richter wußte, dass etwas vorgefallen war, was außerhalb des Üblichen lag. Gott sei Dank,

dass der alte Mann geistig so rege war, dachte Tate. Ich werde alle seine juristischen Kniffe brauchen, bevor die Sache überstanden ist.

Der Hubschrauber setzte auf, und zwei Stabsfahrzeuge rollten heran. Crissman und Vano murrten über die ›Probleme‹ der Nachrichtenverbindungen, während sie den ersten Wagen bestiegen. Als sie abgefahren und nur mehr Militärpersonal anwesend war, wandte sich Tate an Liz Adams: »Rufen Sie sofort die Funkzentrale an und veranlassen Sie, dass die zivile Satellitenverbindung ab sofort bis auf weiteres unterbrochen wird. Dann teilen Sie Major Paris mit, dass er alle zivilen Funkmeldungen, die über das militärische Nachrichtennetz gehen, vorher mit mir abzuklären hat. Und schließlich finden Sie mir Colonel Trask und bringen Sie ihn blitzartig in mein Büro. Nehmen Sie sich Sergeant Robinson mit und sagen Sie Trask, dass er niemandem gegenüber Erklärungen abzugeben hat. Das ist ein dienstlicher Befehl, Trask mit niemandem sprechen zu lassen. Sergeant Robinson ist ermächtigt, Trask, wenn nötig, unter strengen Arrest zu stellen.«

Liz Adams nickte entgeistert. Tate wandte sich an Colonel Seidel: »Wir haben einen verdammt ernsten Zwischenfall auf dem Hals. Dieser Trask hat Rostows Schiff an der 15-Kilometer-Grenze gestoppt. Dank der verfluchten Heimlichtuerei der Russen und Ainsworth' Schützling sind wir jetzt in Teufels Küche.« Für seine Sekretärin brachte er ein gequältes Lächeln zustande. »Los, Liz. Nehmen Sie den Wagen.«

Er steckte den Kopf in die Helikopterkanzel, wo Sergeant Anspaugh und Captain Beaufort mit dem Ausfüllen der Flugpapiere beschäftigt waren und die Ohren spitzten, um zu hören, was auf der Rampe gesprochen wurde. »Sieht nicht so aus, als ob wir heute noch fliegen würden«, sagte er, »aber halten Sie sich für alle Fälle bereit.«

»Soll ich einen Wagen kommen lassen, General?« fragte Beaufort.

»Nein, Jimmy. Ich werde den Jeep des Operationsoffiziers stehlen. Kommen Sie, Richter. An die Arbeit.«

Der diensthabende Offizier im Operationsbüro salutierte und reichte Tate ein Telex folgenden Inhalts: »vp und begleitung abfliegen wasington mit air force two 1200 uhr gmt eta echo sierra 2030 uhr gmt. Für ainsworth jcs.«

Tate gab das Blatt kommentarlos an Colonel Seidel weiter.

»Die ›Tauben‹ wird Trasks Kopf fordern«, meinte der Richter.

»Ich wüsste nicht, was ich ihm lieber geben würde«, sagte Tate. »Aber das kann ich nicht machen. Jetzt nicht.«

Sehr loyal, dachte Seidel ein wenig spöttisch. Das war einem Soldaten angeboren. Wenn sie nur bessere Politiker wären! Trasks unüberlegte Handlungsweise konnte sehr wohl der Hebel sein, der die Falltür unter Bill Tate öffnete – unter Bill Tate und dem ganzen amerikanischen Kontingent. Er unterdrückte einen tiefen Seufzer. Es würde ein langer und schwerer Tag werden.

Hauptmann Deborah Zadok vom israelischen Verbindungsbüro brachte ihren Schreibtisch in Ordnung und traf Vorbereitungen, das Gebäude zu verlassen und sich zum Mittagessen in die Offiziersmesse zu begeben. Vor wenigen Augenblicken hatte sie Bill Tate und Colonel Seidel gesehen, die im Jeep vom Landeplatz zurückkehrten. Es war ihr nicht allzu ungewöhnlich erschienen, dass es der General so eilig hatte. Von allen amerikanischen Offizieren war es der junge Kommandeur, der häufig an den unwahrscheinlichsten Plätzen auftauchte. Unangemeldet und oft auch ohne Begleitung erschien er an den Grenzposten oder in Übungslagern. Er benahm sich mehr wie ein israelischer als ein amerikanischer General, und das gefiel ihr.

Sie hatte gehofft, aber nicht erwartet, dass er auf dem Rückweg von El Arisch im Verbindungsbüro vorbeikäme. Es gab keinen Anlass für ihn, das zu tun – außer, um sie zu sehen. In seiner Position konnte er sich romantische Gesten nicht leisten. Vielleicht heute Abend, hatte er gesagt. Sicher war es nicht. Es hing davon ab, ob der amerikanische Vizepräsident und seine Begleitung schon heute oder erst morgen eintreffen würden.

Irgend etwas war los im Lager des amerikanischen Kontingents. Der Funkverkehr war ungewöhnlich intensiv – das Gerät im Abhörraum des Verbindungsstabes war in der letzten Stunde nicht zur Ruhe ge-

kommen. Ein Großteil der Meldungen war verschlüsselt gewesen. Am regsten war der Verkehr zwischen dem Kontrollturm Echo Sierra und Einheiten der Sechsten Flotte; ein Teil der Funksprüche war an die entlang der entmilitarisierten Zone stationierten Einheiten gerichtet. Höchst unwahrscheinlich, dass alles nur mit der bevorstehenden Ankunft des Vizepräsidenten zusammenhing. Brigadier Rabin hatte den israelischen Stab genauestens instruiert. Soweit dies in einem militärischen Bereich möglich war, würde sich die Armee für die Dauer des Besuches ›tot stellen‹. Vizepräsident Bailey hatte nicht die Absicht geäußert, die israelische Zone zu betreten oder die amerikanischen Stellungen entlang der entmilitarisierten Zone zu inspizieren. Er würde nach seiner Ankunft General Tate und seinen Stab begrüßen und morgen mit dem Wagen in die Zentrale Zone gebracht werden. Dort würde er mit dem Stellvertretenden Ministerpräsidenten Rostow und den Beobachtern der Vereinten Nationen zusammentreffen, die Verlängerung des Zypernabkommens unterschreiben, nach Es Schu'uts zurückkehren und dann nach Jerusalem fliegen, um dem Staatspräsidenten des Staates Israel einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Man war ein wenig verstimmt darüber, dass die Amerikaner die Jerusalemreise erst nach der Begegnung mit Rostow eingeplant hatten. Doch die Amerikaner (und vermutlich auch die Russen) stellten sehr schnell klar, dass die Durchsetzung des Zypernabkommens Sache der Großmächte war und auch weiterhin bleiben würde. Rabin hatte nicht vergessen, darauf hinzuweisen, dass Rostows Weg ihn zuerst in die Zentrale Zone und dann erst nach Kairo führte.

Worum es Amerikanern und Sowjets hier ging, verstand Deborah sehr gut: sie versuchten ihr Verhältnis zueinander und zu ihren Verbündeten besser zu gestalten. Die amerikanisch-israelische Allianz war schon seit 1948 ziemlich freundschaftlich und freimütig. Doch die russisch-ägyptischen Beziehungen, dachte Deborah, waren komplex, unbeständig, wie es der Natur der Araber entsprach. Schon zweimal waren die Ägypter nahe daran gewesen, den Russen die Freundschaft aufzukündigen. Im Jahre 1972 hatten sie die russischen ›Techniker‹ vorübergehend ausgewiesen und Libyen Avancen gemacht; es hatte sogar

Bemühungen gegeben, sich mit den ölproduzierenden Nachbarn zu einer Föderation zu vereinigen. Doch daraus war nichts geworden, ebenso wenig wie aus der Vereinigten Arabischen Republik zu Nassers Zeiten. Nun waren die Russen wieder da und ließen deutlich erkennen, dass sie für alle Zeit zu bleiben gedachten. Das Zypernabkommen und die ihnen daraus zugefallene Rolle als Mandatsmacht auf Sinai gaben ihrer Präsenz im Nahen Osten unbestreitbare Legitimität.

Deborah öffnete einen Teil der Wandverkleidung, der einen Waschtisch, einen Spiegel und einen Händetrockner freigab. Das Gebäude war nach amerikanischen Plänen von einem israelischen Unternehmen errichtet worden und randvoll mit allem möglichen technischen Kram: Klimaanlage, Luftbefeuchter, Gegensprechanlagen, ein Monitor, polarisierte Fenster und regelbare Beleuchtung. Die Wüste wird unwiderruflich amerikanisiert, dachte sie.

Von ihrem Fenster aus sah sie die neuen Gebäude. Es Schu'uts war bis zur Ankunft der Amerikaner ein verschlafenes Nest gewesen. In den Kriegen von 1956 und 1967 wurde es schwer beschädigt und neuerlich beschädigt bei Luftangriffen der Ägypter im Krieg von 1973 – was letztlich zum Zypernabkommen geführt hatte. Jetzt sah Es Schu'uts wie ein amerikanischer Badeort aus. Touristen würden davon allerdings erst Besitz ergreifen, wenn die militärische Lage sich geändert hatte, aber für ihre Ankunft war alles Nötige bereits in Bau, zum Teil auch schon fertig gestellt. Im Westen, an der Seeseite der Küstenstraße, stand glitzernd im grellen Sonnenlicht des Sinai das ›Glashaus‹, der zehn Stock hohe Stahl- und Plastikwürfel der amerikanischen Mission. Gegen Südosten lag das Hauptquartier des amerikanischen Kontingents, ein Komplex von niedrigen Betonblöcken, umgeben von Rasenflächen, blumengesäumten Pfaden und Flaggenmasten, die das Sternenbanner und Kreis und Pfeile der Friedensstreitmacht trugen. Am Strand zwischen Es Schu'uts und Khan Yunis hatten die Amerikaner auch eine Meerwasserentsalzungsanlage errichtet; sie lieferte so viel Süßwasser, dass sie es mit den Israelis in Gaza teilen konnten. Dem Hauptquartier gegenüber stand das Hotel Falascha, ein moderner Glaskasten mit Ausblick auf das Meer. Es gehörte einem israelisch-amerikanischen Kon-

sortium und beherbergte gegenwärtig sämtliche amerikanischen Zivilisten, die in und um Es Schu'uts beschäftigt waren.

Wenn sich dann einmal die Touristen einstellten, würde Es Schu'uts sich vergrößern. Man würde das alte Dorf renovieren und zu einer Fremdenverkehrsattraktion ausbauen. Die ursprüngliche arabische Bevölkerung war bereits umgesiedelt worden. Es war völlig klar, dass die Israelis nicht die Absicht hatten, diesen Teil der Halbinsel jemals an die VAR zurückzugeben. Was die Amerikaner betraf, so schienen ihre beträchtlichen Investitionen darauf hinzudeuten, dass sie nicht erwarteten, das östliche Sinai je wieder unter ägyptischer Herrschaft zu sehen – doch bei den Amerikanern konnte man nie sicher sein. Sie waren unberechenbar. Vizepräsident Bailey tendierte zu einer Wiederherstellung der ägyptischen Souveränität über die ganze Sinai-Halbinsel. Er hatte zu wiederholten Malen öffentlich erklärt, dass die Teilung der Halbinsel nur eine temporäre, rein militärische Zwecklösung darstelle. Dass diese Einstellung Jerusalem nicht eben zu Freudenausbrüchen hinriss, lag auf der Hand.

Deborah befeuchtete einen Kamm und fuhr sich damit durch ihr dichtes schwarzes Haar. Das Gesicht im Spiegel war nach ihrer Meinung nicht mehr als hübsch. Schön war es gewiß nicht. Das Beste an ihr waren die mandelförmigen, dunkelblauen Augen. Tscherkessische Augen, sagte Bill Tate, und vielleicht hatte er recht. In der komplexen Ahnenreihe der Zadoks mochte es wohl Tscherkessen gegeben haben. Die flachen, hohen Backenknochen waren leicht kaukasisch und betonten den ein wenig vorspringenden Mund. Für eine Frau von fast dreißig Jahren war es vielleicht etwas störend, wie ein schmollendes Kind auszusehen, dachte Deborah und zerrte an ihrem Kamm.

Der Körper, dachte sie, war nicht übel. Sie war nicht so hochgewachsen und langbeinig wie die amerikanischen Mädchen, die sich um das Schwimmbecken des Falascha-Hotels tummelten. Aber ihre Brüste waren in Ordnung, ihr Bauch flach und ohne ein Gramm Fett (zwei Verhältnisse, aber keine Ehe, keine Kinder), die Hüften gerundet, nicht zu breit. Sie war eine ›Sabra‹, und sie besaß die Kraft und die natürliche Sinnlichkeit ihres Volkes.

Eine Weile hielt sie inne, mit einem stillen Lächeln, und dachte an General William Tecumseh Sherman Tate. Sie dachte an das hagere Gesicht und an diese Augen, die manchmal blau waren wie ihre eigenen, manchmal kalt und grau wie das winterliche Meer. Sie fragte sich, warum wohl seine Frau ihn verlassen hatte. Sie mußte wie eines dieser Mädchen im Falascha-Hotel gewesen sein, die auf ein sorgloses Leben Anspruch zu haben glaubten, aber in der Wüste, mit einer Uzi-Maschinenpistole in der Hand, hilflos wären. Die Unterschiede zwischen Sabras und Amerikanerinnen waren so groß, dass sie es längst aufgegeben hatte, sie zu begreifen. Und doch war der General zu ihr, zu Deborah Zadok gekommen und zu keiner von denen – obwohl er sie sich hätte aussuchen können, darüber bestand kein Zweifel. Sie hatte gehört, wie die Mädchen über ihn redeten.

Konnte dieser blonde Amerikaner mit einer Jüdin glücklich sein? Ja, manchmal, in den Augenblicken selbstvergessener, rückhaltloser Hingabe auf einem einsamen Strand, in der dunklen Kühle seines Zimmers – wo immer er die Zeit und die Gelegenheit fand, derer sie bedurften. Sie dachte an diesen Männerkörper, auf dem das Kriegshandwerk viele Narben hinterlassen hatte. In rascher Folge und mit großer Deutlichkeit stiegen Erinnerungen auf – sie fühlte das raue Leinen der Zeltbahn, auf der sie lag, nackt, glänzend von Schweiß, und Bill Tate, der ihren Körper erforschte und sie vor Lust aufstöhnen ließ. Liebe war es vielleicht nicht, aber was machte das aus? Es brachte einen um den Verstand, es lähmte den Willen. Hatte der Mosa'ad das alles einkalkuliert? Aber was wußten die grimmigen Männer in Jerusalem von Liebe und Lust?

Sie schrak auf, als das Fernshelefon läutete. Sie schloß die Wandverkleidung und nahm den Hörer ab. Sofort erschien auf dem kleinen Bildschirm das runde, bärtige Gesicht Dov Rabins.

»Haben Sie schon zu Mittag gegessen, Deborah? Ich lade Sie ins ›Falascha‹ ein.«

Alle Fernshelefontgespräche innerhalb der amerikanischen Zone wurden aufgezeichnet und von Sam Donaldson, dem Chef der CIA-Station, oder einem seiner Leute überprüft. Deborah wußte, dass es

sich hier nicht einfach um eine Einladung zu einem gemeinsamen Essen handelte.

»Ich bin in zehn Minuten da.«

»Ich erwarte Sie in der Bar.«

»Gut. Schalom, General.«

Sie verließ das Büro und ging durch die grelle Sonne des frühen Nachmittags ins »Falascha« hinüber. Dov Rabin wartete schon. Er trug wie immer ein offenes Uniformhemd und zerknitterte Hosen. Sie aßen schnell und redeten kaum. Es waren auffallend wenige amerikanische Offiziere anwesend, der Speisesaal war hauptsächlich von Zivilisten bevölkert. Als sie und Dov das Hotel verließen, trafen sie die beiden Journalisten, Abel Crissman und Thomas Vano. Sie hatten den General nach El Arisch begleitet, schienen aber von der zunehmenden Spannung unter den Militärs nichts zu merken. Etwas, das am Rande erwähnt wurde, ließ Deborah aufhorchen. In den regulären Satellitenverbindungen war eine Störung aufgetreten, und die Routineberichte über die Sitzung in El Arisch mußten über das militärische Nachrichtennetz durchgegeben werden. Wenn man sich vor Augen hielt, wie viele verschlüsselte Funknachrichten das Netz heute aufzunehmen hatte, schien es seltsam, dass man den Presseleuten die militärischen Nachrichtenverbindungen zur Verfügung stellte.

Deborah und Dov gingen zum Strand hinunter. Er war fast menschenleer. Sie gingen an der kleinen Gruppe Badender vorbei, die anscheinend das Meer dem gefilterten Süßwasser im Schwimmbecken des »Falascha« vorzogen. Als sie außer Hörweite waren, sagte Dov: »Ich habe die Information erhalten, dass das Abu-Mussa-Kommando möglicherweise von Südjordanien nach Sinai eingesickert ist.«

Seit dem Yom-Kippur-Krieg hatten die Terroristen viel von ihrer Beliebtheit unter den Arabern eingebüßt. Bis zu einem gewissen Grad waren sie für die Aushöhlung des Friedens verantwortlich, mit dem diese Auseinandersetzung geendet hatte. Die Araber, des jahrzehntelangen Blutvergießens müde, wandten sich von ihren früheren Helden ab.

Mit ihrer Weigerung, sich mit weniger als der vollständigen Vernich-

tung des Staates Israel zufrieden zu geben, hatten die Guerillas ironischerweise mitgeholfen, die Supermächte nach Sinai zu bringen.

Deborah wußte eine ganze Menge über Guerillas und über die Abu Mussa. Von der legendären Leila Jamil befehligt, stellten sie die disziplinierteste – und nahezu die letzte – Einheit dar, die den Fanatikern der Arabischen Front noch geblieben war.

»Wie neu ist Ihre Information?« fragte sie.

Rabin zuckte die Achseln und zupfte ärgerlich an seinem Bart. »Die Information kommt von einem Spitzel im jordanischen Akaba. Sie wissen ja, wie diese Leute arbeiten. Es ist nicht festzustellen, wann er die Abu Mussa gesehen hat – wenn er sie überhaupt jemals gesehen hat.«

»Ich habe einen Bericht des Nachrichtendienstes gelesen, in dem es hieß, sie hätten keine Waffen.«

»Eine unserer Patrouillen hat vor zwei Monaten ihr Waffenlager entdeckt und vernichtet«, sagte Dov. »Die Jordanier haben beide Augen zugedrückt. Aber sie werden nicht lange ohne Waffen bleiben. Es läßt sich heutzutage einfach nicht verhindern, dass sie irgendwie zu Waffen kommen.«

Deborah sah Rabin in die Augen. »Soll ich General Tate darüber informieren?«

Rabin lächelte gezwungen. »Und ihm die Frage in den Mund legen, woher Sie das wissen?«

»Dov, er weiß, was ich bin.«

»Haben Sie es ihm gesagt?«

»Natürlich nicht.«

»Dann kann er seiner Sache nicht sicher sein.«

»Er ist nicht dumm«, sagte Deborah.

»Das weiß ich. Ich weiß auch, dass die amerikanischen Interessen nicht immer mit den unseren übereinstimmen. Muß ich Sie erinnern, wer und was Sie sind, Hauptmann Zadok?«

»Das ist nicht nötig«, sagte Deborah unglücklich.

»Ich weiß. Wir alle tun Dinge, die wir lieber nicht tun würden. Wir tun sie für unser Land, nicht für uns.« Er hielt nachdenklich inne. »Was Sie und den General betrifft – nun, die Leute hier werden kaum den

Mund aufmachen. Es gibt so gut wie niemand, der ihm nicht treu ergeben wäre. Aber eines Tages, vielleicht bald, werden die Journalisten, wenn sie keinen besseren Stoff haben, über Sie und General Tate schreiben. Darauf müssen Sie vorbereitet sein – und er auch. Wir werden natürlich ableugnen, dass Sie irgendwelche geheimdienstlichen Funktionen in der Verbindungsgruppe ausüben. Aber man wird es uns nicht abnehmen, und wir werden Sie fortschicken müssen. Das verstehen Sie doch, nicht wahr?»

»Ja.«

»Sie sagen, er weiß über Sie Bescheid. Ist er sich über diese Konsequenzen im klaren?«

»Wenn es so weit kommt«, sagte Deborah traurig, »wird das keine Rolle mehr spielen, denn es wird das Ende für ihn sein – für ihn und für seine Karriere in der Armee.«

»Das tut mir leid, Deborah.«

»Wahrscheinlich tut es Ihnen wirklich leid.«

»Aber wir müssen Ihre Dienste in Anspruch nehmen, solange wir können. Es bleibt uns keine andere Wahl.«

Deborah antwortete nichts. Sie blickte auf das offene Meer hinaus, auf die blaue Linie des Horizonts.

»Es ist nämlich etwas passiert«, sagte Dov.

Sie sah ihn erschrocken an.

Er schüttelte den Kopf. »Es hat nichts mit dem General zu tun – zumindest noch nicht. Dieser Feuerfresser Trask hat heute Morgen ein russisches Schiff angegriffen oder angehalten – so was ähnliches. So viel ich weiß, hat er gedroht, es anzugreifen, weil es sich innerhalb der 15-Kilometer-Zone befand. Jedenfalls behauptet er das. Das Unglück ist, dass Rostow auf dem Schiff war, und jetzt machen die Russen natürlich ein Riesengeschrei.«

»Das erklärt die technische Panne im zivilen Funkverkehr.«

»Die Amerikaner wollen ein bisschen Zeit gewinnen und hoffen wahrscheinlich, dass sich die Russen wieder beruhigen werden. Aber die scheinen nicht die Absicht zu haben. Heute Mittag hat man in Jerusalem sogar davon gesprochen, dass sie möglicherweise ihre Teil-

nahme an der Unterzeichnung des neuen Abkommens absagen, ich glaube nicht, dass sie so weit gehen werden, aber es wäre eine willkommene Gelegenheit, Tate und den Amerikanern eins auszuwischen. Die Russen wissen ganz genau, wie negativ Baileys Einstellung zu der ganzen Idee einer Friedensstreitmacht ist. Und dieser Zwischenfall ist eine glänzende Gelegenheit, die Meinungsgegensätze der Amerikaner in der Sinai-Frage noch zu vergrößern.«

»Ohne unser Einverständnis würden sich die Amerikaner niemals aus Sinai zurückziehen«, entgegnete Deborah.

»Meinen Sie? Es ist noch gar nicht so lange her, dass sie sich in Ehren aus Vietnam zurückgezogen haben.« Sein Blick wurde hart. »Tut mir leid, Deborah, aber ich muß Sie daran erinnern, dass man den Amerikanern nicht allzu sehr vertrauen darf.«

Mit dem Gefühl drohenden Unheils kehrte Deborah ins Büro der Verbindungsgruppe zurück.

7

Am frühen Nachmittag war das Abu-Mussa-Kommando schon weit vorangekommen und näherte sich den Bergen. Die Sonne senkte sich langsam in die westliche Wüste. Der Landschaftscharakter änderte sich. Sie ritten nicht mehr durch felsübersäte Ebene, sondern durch Hügelland, das von zerklüfteten, ausgetrockneten Wadis durchzogen war. Die Kamele rochen Wasser im trockenen Wind und hoben schnaubend die Köpfe. Tief in Gedanken versunken, ritt Leč schweigend dahin, neben ihm Leila Jamil, hinter ihnen in unregelmäßigen Reihen die Männer des Kommandos.

»Noch zwei Hügelketten, mein schweigsamer Freund«, sagte Leila, »und dann – Feiran.«

Leč nickte. Er hatte lange geschwiegen, weil er nachgedacht und ei-

nen Entschluß gefaßt hatte. Möglicherweise waren die Männer des Kommandos gute Kämpfer, aber es fehlte ihnen an Disziplin. Das zeigte ihr kindisches Benehmen im Umgang mit Waffen und ihre unbeherrschte Art, wie sie mit Leila, ihrer Anführerin, redeten. Sie bedurften dringend einer Prüfung, und Leč hatte über die Möglichkeiten nachgedacht, die sich dafür anboten. Nachdem sie Feiran erreicht hatten, würde er vielleicht einen kleinen Zwischenfall provozieren müssen, um ihre primitiven Gehirne von der Notwendigkeit bedingungslosen Gehorsams zu überzeugen. Gehorsam ihm gegenüber. Denn Leila hatte an der unbekümmerten Art ihrer Männer offenbar nichts auszusetzen.

Aber in Feiran warteten ja noch mehr, zwanzig, hatte Leila gesagt. Zwanzig – für die es noch keine Tiere gab. Leč war an solche unvorhergesehenen Schwierigkeiten gewöhnt. Wie es schien, gab es kein Unternehmen ohne Schwierigkeiten. Mit dem Mangel an Disziplin würde er fertigwerden, aber die fehlenden Tiere stellten ein ernstes Problem dar. Er wußte nicht genau, wann der amerikanische Vizepräsident in der Zentralen Zone eintraf. Wollte er seine Leute rechtzeitig an einer Stelle postieren, wo man Bailey mit Sicherheit abfangen konnte, mußten sie in den nächsten Stunden nicht weniger als hundert Kilometer zurücklegen. Es war nötig, einen geeigneten Platz für den Hinterhalt zu finden – und zwar westlich der Grenze zwischen dem amerikanischen Sektor und der entmilitarisierten Zone, wo sich nur die schwedischen Soldaten des UN-Kontingents aufhalten durften. Aber es bestand auch noch die Möglichkeit, den Angriff in der Zentralen Zone selbst zu starten. Dort allerdings konnten sich die Schweden genötigt sehen einzugreifen.

Leidenschaftslos erwog Leč die Möglichkeiten. Sollte sich die Notwendigkeit ergeben, gegen die Schweden unter General Gunderssen zu kämpfen, er würde davor nicht zurückschrecken. Er war bereit, ein Drittel der Abu Mussa zu opfern, um die Schweden auszuschalten; unangenehm konnte es nur werden, wenn die Amerikaner ihrem Vizepräsidenten eine besonders starke Eskorte mitgaben. Es erschien Leč wesentlich günstiger, die Zentrale Zone links liegen zu lassen und Bai-

ley irgendwo an der Straße nach Thamad zu überfallen. Es war ganz unwahrscheinlich, dass sich diese paar Schweden, nur mit Seitenwaffen ausgerüstet, am Tage der Vertragsunterzeichnung auf eine Schießerei einließen. Sie würden nicht einmal an der Grenze des amerikanischen Sektors patrouillieren. Durch die Bestimmungen des Abkommens war es den Besatzungsmächten ausdrücklich verboten, in die entmilitarisierte Zone einzufliegen – aber es stand zu erwarten, dass die Amerikaner und möglicherweise auch die Israelis bei einem Angriff des Abu-Mussa-Kommandos nicht zögern würden, die Neutralität der entmilitarisierten Zone zu verletzen.

Es bestand auch die Möglichkeit, dass die Russen zu früh kamen – womit sie das Kommando vor ein ernstes Problem stellen würden –, aber auch das hielt Leč für nicht sehr wahrscheinlich. Es entsprach eher der Art der Russen, pünktlich zu sein oder sich absichtlich zu verspäten, um die Amerikaner warten zu lassen. Wie auch immer, er zweifelte daran, dass sie den Ausgang des Überfalls in irgendeiner Weise beeinflussen konnten: Talcott Bailey würde bereits tot sein, das ganze Gefüge des Abkommens zwischen den USA und der UdSSR wäre schon erschüttert, wenn nicht gar zerstört. Um das zu erreichen, war Leč bereit, seine ganze Truppe – und sich selber – zu opfern.

Doch das Problem der zwanzig Mann ohne Kamele und eines Marsches von hundert Kilometern in vierundzwanzig Stunden war noch immer nicht gelöst.

»Hast du Sorgen, Enver?«

Die Frau besaß Einfühlungsvermögen, dachte Leč. Selbst nach so kurzer Bekanntschaft wußte sie, dass an seinem Schweigen nicht nur der monoton schwankende Gang seines Kamels schuld war. Aber ohne diese Intuition hätte sie ja wohl kaum acht Jahre lang das Abu-Mussa-Kommando führen können.

»Transportprobleme«, antwortete er.

»Inwiefern?«

Er nahm sein Keffijeh ab und kratzte sich im Nacken. Die schräg einfallende Sonne brannte wie Feuer, und der Wind schien aus einem fer-

nen Backofen zu kommen. »Diese zwanzig Mann in Feiran, von denen du gesprochen hast. Sie haben keine Kamele.«

»Sie können gehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Dazu haben wir keine Zeit. Sie können keine hundert Kilometer in vierundzwanzig Stunden zu Fuß bewältigen.«

»Du weißt, wann der Amerikaner kommt?«

»Ziemlich genau. Das Treffen ist für morgen 18 Uhr angesetzt.«

Den Stimmen ihrer Männer lauschend, ritt Leila Jamil eine Weile schweigend weiter. Dann zuckte sie die Achseln und meinte: »Wir werden noch Tiere finden.«

Leč unterdrückte seinen Ärger. Wie typisch arabisch das war, achselzuckend zu sagen: Allah wird dafür sorgen.

Er drehte sich im Sattel um und blickte zu den östlichen Bergen hinüber. Sein Blick glitt über steile Abhänge aus kahlem Fels und senkte sich auf das rötlich schimmernde Trümmergestein der Geröllhalden herab. Ein sattelförmiger Gipfel ragte über die anderen empor.

»Dschebel Katerina«, sagte Leila, »der heilige Berg.«

Leč nahm seine amerikanische Karte aus einer Kartentasche und suchte die Stelle. Das war der Berg Sinai, den die Moslems nach der christlichen Heiligen und Märtyrerin Katharina nannten, aber auch Dschebel Musa, wo Gott – was selbst Mohammed, der Prophet, zugab – dem Juden Moses erschienen war. Scharen von Christen hatten einst diese Wüste durchquert, auf Pilgerreisen zu den Reliquien der Märtyrerin, die, auf Geheiß von Kaiser Maxentius gerädert und enthauptet, auf wundersame Weise zum Berg Sinai gelangt waren.

»Vielleicht«, sagte Leč ironisch, »können wir deine zwanzig Mann auf die gleiche Weise befördern wie die heilige Katharina ihre Knochen.«

»Das ist nicht so unmöglich, wie du denkst«, antwortete Leila.

»Marxisten genießen nur selten den Vorzug, Wunder zu erleben.«

»Das Katharinenkloster liegt am Fuße des Berges, östlich.«

»Und?«

»Die Mönche speisen immer noch die Beduinen.«

»Ja, ja. Sie lassen Brot in einem Korb herab. Sehr mittelalterlich und pittoresk. Aber was hat das mit uns zu tun?«

»Die Beduinen hüten für die Mönche die Ziegen. Dabei sitzen sie auf ihren Kamelen. Es sind sehr große Ziegenherden, und sie grasen auf den Hängen westlich von Feiran, wo es auch Wasser gibt.«

Leč entblöste seine gelben Zähne zu einem Lächeln. »Ich habe dich unterschätzt, Leila.«

»In dieser Jahreszeit weiden die Herden des Klosters immer bei Feiran. Über Nacht stehen die Kamele in der Oase, und die Hirten verrichten ihre Arbeit zu Fuß.«

»Zwanzig Kamele?«

»Mehr.«

»Und diese Beduinen sind Christen?«

»Ihre Vorfahren haben sich schon vor langer Zeit vom Islam losgesagt.«

»Das wird dein Gewissen zweifellos entlasten, wenn es sich als nötig erweisen sollte, ein paar von ihnen umzulegen.«

Die Augen Leila Jamils waren zwei unergründliche schwarze Löcher oberhalb des Keffijeh. »Heimatlose Menschen haben kein Gewissen, Leč. Doch es wäre besser, wenn die, die wir töten müssen, nicht unseres Glaubens sind.«

Immer noch lächelnd, legte Leč sein Keffijeh wieder um. Gut. Keine Skrupel, keine Zimperlichkeit. Guerillas konnten sich den Luxus solcher Gefühle nicht leisten. Und er mußte ehrlich zugeben, dass die Abu Mussa die Elite – die Überlebenden – derer waren, die wieder und wieder und an so unwahrscheinlichen Orten wie München, Khartum, Paris und New York im Namen der guten Sache kaltblütig gemordet hatten.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. Drei Uhr nachmittags. Jetzt flog der Amerikaner schon irgendwo über dem Mittelmeer, seinem Schicksal entgegen – wie der legendäre Kalif nach Samarkand. Vielleicht war doch etwas dran, an diesem Glauben der Araber an das Kismet. Die Vorstellung, alles sei vorherbestimmt, war seiner marxistischen Denkweise nicht fremd. Allahs Wille oder die Gebote der Geschichte – wo war der Unterschied? Jeder hatte sein Rendezvous mit dem Tod und eilte sein ganzes Leben, um pünktlich zur Stelle zu sein.

Im Gesellschaftsraum der Maschine ›Air Force Two‹ ließ die hitzige Debatte allmählich nach. Die Teilnehmer waren John Emerson vom Secret Service, Colonel Benjamin Crowell, der militärische Adjutant des Vizepräsidenten, und der Vizepräsident selbst. In Anbetracht der unterschiedlichen Stellungen der Diskutierenden stand der Ausgang des Gespräches von vornherein fest.

Talcott hatte soeben nachdrücklich erklärt, er habe nicht die Absicht, gegen seine eigenen Grundsätze zu verstoßen und mit einer starken militärischen Eskorte die Zentrale Zone zu betreten.

»Es handelt sich um eine Friedensmission«, sagte er und blickte den Mann des Geheimdienstes und den Adjutanten mit kalten, entschlossenen Augen an. »Ich denke nicht daran, mich vor Anatolij Rostow und den Russen lächerlich zu machen, indem ich mit einem Bataillon von Tates Soldaten erscheine.« Sein langes, unbewegtes Gesicht drückte solche moralische Überlegenheit und Herablassung aus, dass Benjamin Crowell Mühe hatte, sich zu beherrschen.

Colonel Crowell war ein Farbiger, und nach zwanzig Jahren Militärdienst hatte er ganz entschiedene Ansichten über militärische Notwendigkeiten. Der Dienst in Korea und Vietnam hatte ihn davon überzeugt, dass es unbesonnen war, mit den Kommunisten ohne ausreichende Rückendeckung zu verhandeln. Doch die Entscheidung seines Chefs war vor auszusehen gewesen. Man brauchte Talcott Bailey nicht lange zu kennen, um zu wissen, dass seine Abneigung gegen alles Militärische durchaus ehrlich gemeint war. Dennoch hielt Crowell es für Wahnsinn, einen hohen Regierungsbeamten der Vereinigten Staaten ohne angemessene Eskorte durch Sinai reisen zu lassen, und hatte aus seiner Meinung kein Hehl gemacht.

Crowell wußte auch, dass General Tate den Entschluß des Vizepräsidenten nicht ohne weiteres akzeptieren würde. Das konnte leicht zu einem Konflikt zwischen dem Militär und den Politikern führen, wobei das Militär natürlich den kürzeren ziehen würde. Tate hatte die Befehlsgewalt im amerikanischen Sektor; ob sich der Vizepräsident der Vereinigten Staaten dieser Autorität beugen würde, war eine Frage, die Colonel Crowell gerne unbeantwortet gelassen hätte.

Er warf einen hilflosen Blick auf John Emerson, den Agenten des Geheimdienstes, der trübsinnig vor sich hinstarrte. Sein Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen. Vor knapp einem Jahr war es in Paris, London und New York zu einer Reihe von Überfällen auf Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gekommen, bei denen der japanische Rengo Sekigun, die Irische Republikanische Armee, die Persische Studentenfront und natürlich auch die Palästinenser (die das Zypernabkommen ablehnten) die Hände im Spiel hatten.

Emerson, der Baileys Aversionen kannte, wählte seine Worte sorgfältig: »Ich weiß, dass wir uns auf einer Friedensmission befinden, Sir. Den Geist dieser Mission in Frage zu stellen ist wohl das letzte, was uns, Ben und mir, vorschwebt. Aber ...«, er rieb seine breite Nase und suchte nach passenden Worten. »Aber wir sind schon jetzt nicht auf ... auf voller Gefechtsstärke.« Er brachte ein schwaches, entschuldigendes Lächeln zustande. »Sie nehmen Ihre persönliche Sicherheit immer auf die leichte Schulter, Sir. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass ausgerechnet die Russen es als Zeichen von Misstrauen werten, wenn wir Ihre Begleitmannschaft um ein paar Soldaten aufstocken. Ich bitte Sie, Ihre Entscheidung noch einmal zu überdenken, Sir.«

»John«, erwiderte Bailey ungeduldig, »ich weiß Ihre guten Absichten zu würdigen. Aber wir planen keine Autofahrt durch Großstadtlums und dunkle Straßenfluchten. Wir fliegen auf die Halbinsel Sinai. In ein Gebiet, wo nur ein paar arme Wüstenbeduinen leben.«

»Genau darum geht es, Sir«, sagte Oberst Crowell. »Es sind Wüstenbewohner. Wir kennen sie nicht. Wir können nicht wissen, was sie im Schilde führen, und ...«

»Ich bin erstaunt über Sie, Benjamin. Wollen Sie damit sagen, dass diese armen Menschen, deren Land wir besetzt halten, anders sind als wir?«

Benjamin Crowell setzte zu einer Antwort an, biss sich dann aber auf die Lippen und schwieg. Talcott Bailey konnte einen in Weißglut bringen, wenn er moralisierte. Dass er es völlig aufrichtig meinte, änderte nichts daran.

»Ich vertraue Ihnen, John«, wandte sich der Vizepräsident jetzt an Emerson. »Und ich möchte so wenig Militär um mich herum haben als nur irgend möglich. Bitte, behalten Sie das im Auge.« Das war ein Befehl, und Emerson wußte es. Er erhob sich. »Wie Sie wünschen, Sir.« Als er die Kabine verließ, um sich zu seinen drei Kollegen im vorderen Abteil zu begeben, warf er Benjamin Crowell einen Blick zu und zuckte unmerklich die Achseln.

John Peters Reisman, der Pressesekretär des Präsidenten, hatte sich ganz bewußt aus der Diskussion herausgehalten. Die ihm vom Präsidenten erteilten Instruktionen waren klar und eindeutig. Er sollte nichts tun, womit er bei Bailey und seinen Leuten Anstoß erregen könnte. In diese für ihn nebensächliche Sache wollte er sich nicht einmischen. Er saß ruhig da, ein massige Mann Mitte vierzig, im zerknitterten Anzug, und lauschte den wirkungslosen Einwänden Colonel Crowells.

Talcott Bailey hörte seinem militärischen Adjutanten mit höflicher Bereitwilligkeit zu, doch Reisman, Crowell und Paul Bronstein, der persönliche Sekretär des Vizepräsidenten, der auf der anderen Seite des Mittelganges saß, wußten alle sehr wohl, dass mit einem Rückzug Baileys kaum zu rechnen war.

Paul Bronstein starrte auf das kobaltblaue Wasser des Mittelmeeres hinab. Innerlich stimmte er in allem und jedem mit Ben Crowell überein: dass es riskant, unklug und möglicherweise sogar gefährlich war, auf Sinai ohne eine entsprechend starke Eskorte zu reisen, und dass die Sowjets diese Geste nicht als einen Beweis guten Willens auffassen würden, sondern als Zeichen von Schwäche und Nachgiebigkeit. Warum, zum Teufel, fragte er sich, mußten sie überhaupt die Bestimmungen dieses verdamnten Abkommens respektieren und sich auf dem Landweg in die Zentrale Zone begeben, anstatt zu fliegen – was die vernünftigste, schnellste und sicherste Art gewesen wäre. Das Überfliegen der entmilitarisierten Zone war verboten, aber für den Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten hätte man doch wohl eine Ausnahme machen können.

Aber Paul Bronstein hatte nicht die geringste Absicht, sich in den

Disput zwischen dem Boss und diesen verdammten Kommissknöpfen einzumengen, und wenn Ben das Thema nicht bald fallenließ, würde er sich seine schwarzen Pfoten gehörig verbrennen.

Die Anwesenheit Colonel Crowells verursachte Paul Bronstein leichtes Unbehagen. Crowell war ganz anders als die Farbigen, die er kannte. Bronsteins Weg zu einer verantwortlichen Position im Stab *des* Vizepräsidenten hatte ihn durch die üblichen liberalen Kreise geführt: Getto-Organisationen, Studentengruppen, Bürgerrechtsbewegung, antimilitaristische Vereinigungen. Hätte Ben Crowell sich einer modernen politischen Terminologie bedient, wäre er mit revolutionärer Rhetorik vertraut gewesen, so hätte sich Paul Bronstein in seiner Gesellschaft heimisch fühlen können. Doch der Colonel war eindeutig in erster Linie Soldat und dann erst ein Schwarzer. Bronstein fand das beunruhigend.

»Sir«, sagte Colonel Crowell, »überlegen Sie sich die Sache doch noch einmal, wenn wir in Es Schu'uts sind. Lassen Sie mich mit den Leuten vom Nachrichtendienst sprechen und feststellen, was dort in letzter Zeit los war.«

»Der Nationale Sicherheitsrat ist zu der Auffassung gekommen, dass die Tätigkeit der Guerillas in der amerikanischen Zone zum Stillstand gekommen ist. Das genügt mir voll und ganz«, erwiderte der Vizepräsident kalt.

Ein Sergeant trat ein, der den Bordfernschreiber bediente. Er kam mit einem Telexstreifen auf Bailey zu.

»Persönlich für den Vizepräsidenten. Vom Weißen Haus, Sir.«

Talcott Bailey las die Botschaft des Präsidenten. Sein Gesicht wurde hart. Er reichte das Telex an Colonel Crowell weiter, der es las und es Jape Reisman gab.

»Da haben Sie Ihre Antwort, Benjamin«, sagte Bailey. »Eine provozierende Kraftdemonstration können wir uns jetzt wohl nicht mehr leisten.«

»Kann ich das sehen, Jape?« fragte Paul Bronstein.

Reisman sah den Vizepräsidenten an. »Ja, ja, lassen Sie es Paul lesen«, sagte Bailey gereizt.

Bronstein nahm das Blatt und warf Reisman einen giftigen Blick zu. Dieser ignorierte ihn und sagte leichthin: »Kein sehr glücklicher Zeitpunkt, Sir, aber auch kein Grund zu ernster Besorgnis.«

Bailey rief zornig: »Einer von Tates Kampfhähnen stoppt das Schiff des Stellvertretenden Ministerpräsidenten auf hoher See, und Sie finden, das ist gar nichts, Jape?«

»Ich habe nicht gesagt, dass es gar nichts ist«, entgegnete Reisman in mildem Ton. »Ich sage nur, dass man darüber nicht den Kopf verlieren muß.«

»Hätte ich nur Ihre optimistische Lebensauffassung!« sagte Bailey. »Dieser Narr drohte Rostow mit einem Raketenangriff! Kann man sich etwas so Blödes vorstellen? Ich würde mich nicht wundern, wenn die Sowjets das Treffen jetzt einfach absagen.«

Bronstein, der besorgt das Fernschreiben überflog, hoffte, die Russen würden genau das tun.

»Ich möchte niemanden entschuldigen, Sir«, meldete sich Ben Crowell zu Wort, »aber wie es scheint, hat der Pilot des Shrike das Schiff innerhalb der 15-Kilometer-Zone angehalten. Damit haben die Russen gegen die Bestimmungen des Abkommens verstoßen.«

»Was ändert das an der Sache?« entgegnete Bailey heftig. »Der Präsident schreibt, dass es einen offiziellen Protest geben wird. Die Russen sind wütend. Mit vollem Recht!«

»Ich habe nicht den Eindruck, dass der Präsident sehr beunruhigt ist«, meinte Reisman.

»Nein, er nimmt's leicht«, sagte Bailey und errötete, als er sich der Illoyalität bewußt wurde, die aus seinen Worten sprach.

»Er schreibt, wenn der Protest kommt, wird er vorübergehend unerreichbar sein – in Palm Springs«, sagte Bronstein.

»Er sucht sich manchmal eigenartige Termine aus, um seine Golfkenntnisse aufzufrischen«, meinte Reisman lächelnd. »Das ist so seine Art. Auf russische Proteste reagiert er meist mit milder Nachlässigkeit. Er sagt, das gibt ihnen Zeit, sich wieder zu beruhigen.«

»Das finde ich nicht sehr witzig, Jape«, bemerkte der Vizepräsident in strengem Ton.

»So war es auch nicht gemeint, Sir. Er verläßt sich auf Sie. Sie sollen Rostow überzeugen, dass keine böse Absicht vorgelegen ist.«

»Nachdem einer seiner geliebten Soldaten Rostow gedemütigt und die sowjetische Flagge in den Dreck gezogen hat«, sagte Bailey.

Reisman zuckte die Achseln. »Wie gesagt, Sir, sehr bedauerlich, dass es gerade jetzt passieren mußte, aber ich glaube nicht, dass die Sache sich ausweitete.«

»Wie kann der Präsident so sicher sein, dass ich Rostow überhaupt zu Gesicht bekomme? Erinnern Sie sich an den U-2-Zwischenfall und an die Gipfelkonferenz in Paris?«

Ben Crowell mischte sich ins Gespräch. »Die Russen werden ein bisschen Wind machen, Sir, aber dass sie die Erneuerung des Abkommens hinauszögern, steht kaum zu befürchten. Ihre Präsenz im südlichen Mittelmeerraum stützt sich darauf.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte Reisman und fummelte in der Tasche seiner zerknitterten Jacke nach einem zerknüllten Zigarettenspäckchen. »Der Präsident weiß, dass sie nicht absagen werden. Deswegen auch Palm Springs. Er geht auf ein, zwei Tage den Dingen aus dem Weg und gibt den Russen Zeit, sich alles noch einmal in Ruhe zu überlegen. Schließlich ist die Sache ja« – er wies auf das Fernschreiben – »erst vor ein paar Stunden passiert. Die Russen stecken wahrscheinlich immer noch die Köpfe zusammen, um sich auszurechnen, was dabei für sie herauschaut. Vergessen Sie nicht: Wir können genauso gut mit einer Absage drohen wie sie. Ihr Schiff befand sich in amerikanischen Hoheitsgewässern, was laut Abkommen ausdrücklich verboten ist, und ...«

»Das behaupten *wir*«, warf Bronstein ein.

Ben Crowell sah den jüngeren Mann an. »Ich finde Ihre Andeutung, das amerikanische Oberkommando würde lügen, nicht sehr passend, Bronstein.«

»Es soll schon vorgekommen sein, Colonel«, sagte Bronstein. »Hin und wieder.«

Talcott Bailey sah sich genötigt, den Streit zu schlichten. Einen kleinen Seitenhieb auf seinen Adjutanten konnte er sich aber nicht ver-

kneifen. »Leider hat er da nicht ganz unrecht, Benjamin. Aber ganz gleich, ob Trask seine Handlungsweise rechtfertigen kann oder nicht, er hat auf jeden Fall einen betrüblichen Mangel an Urteilsvermögen an den Tag gelegt!«

»Wahrscheinlich ein milchbärtiger Leutnant, der die Welt vor dem Untergang retten will«, sagte Jape Reisman.

»Es ist trotzdem unverzeihlich.« Der Vizepräsident wandte sich an den Sergeant, der immer noch neben ihm stand. »War etwas über diesen Vorfall in den Nachrichten?«

»Nichts, Sir. Wir haben nur ein Aviso über eine temporäre Panne am Mittelmeer-Telstar bekommen. Vielleicht war das der Grund für die Funkstille.«

»Danke, Sergeant«, sagte Bailey. »Bestätigen Sie den Empfang des Fernschreibens. Im Augenblick gibt es keine Antwort.« Nachdem der Mann die Kabine verlassen hatte, wandte sich Bailey an Reisman: »Glauben Sie das mit dem Telstar?«

»Natürlich nicht«, erwiderte Reisman gleichgültig. »Tate will ein bisschen Zeit gewinnen, das ist alles. Länger als zwei Stunden kann er die Sache natürlich nicht unter Verschluss halten. Dann sickert in Es Schu'uts oder in Jerusalem etwas durch, oder die Russen oder die Ägypter geben die Geschichte zur Veröffentlichung frei.«

Bronstein warf einen vielsagenden Blick auf Colonel Crowell. »Auch wieder ein Beispiel dafür, dass Generäle nicht lügen, nicht wahr, Colonel?«

Crowell schwieg, mit starrem, zornigem Gesicht.

»Es tut mir leid, Benjamin«, sagte der Vizepräsident. »Sie hätten mich beinahe von der Zweckmäßigkeit einer starken Eskorte überzeugt, obwohl das gegen alle meine Prinzipien gewesen wäre. Aber jetzt, nach diesem Zwischenfall ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich werde alles nur Erdenkliche tun müssen, um die Sowjets von unserem guten Willen und unserem Vertrauen zu überzeugen. Die Delegation in der Zentralen Zone wird nur von absolut unentbehrlichen Militärpersonen begleitet. Dazu gehören Sie, Benjamin, und dann werde ich wohl jemanden aus General Tates Stab mitnehmen müssen. Und ich möchte Sie

alle darauf hinweisen, dass wir die Bestimmungen des Abkommens in jeder Beziehung einhalten werden. Kein Flugzeug wird meinetwegen die entmilitarisierte Zone anfliegen. Ich verlasse mich darauf, dass Sie meinen Anweisungen genau folgen.«

»Jawohl, Sir.«

»Bill Tate wird nicht erfreut sein, Sir«, meinte Jape Reisman.

»Das tut mir leid«, sagte Talcott Bailey, »aber es interessiert mich wenig, ob General Tate erfreut ist oder nicht. Ich werde von ihm eine Erklärung verlangen, wie er es zulassen konnte, dass so ein Trottel von Pilot eine diplomatische Unternehmung in Frage stellt, die in den Augen des Präsidenten von größter Bedeutung für den Weltfrieden ist.«

Jape Reisman unterdrückte ein Seufzen und wandte sich zum Kabinfenster um. Die Küste des nördlichen Sinai erhob sich jetzt aus dem leuchtenden blauen Meer. Weit im Süden, verschwimmend in dunstiger Ferne, sah er kahle, ziegelrote Berge. Er schwitzte, fühlte sich unbehaglich und seltsam gespannt. Er bedauerte es, dass der Präsident ihn auf diese Reise geschickt hatte. Er hatte für Bailey nichts übrig und wollte nicht für den Präsidenten den Spion spielen. Doch würde er für den Mann im Weißen Haus alles tun, was der von ihm verlangte.

In diesem Augenblick könnte er mit dem Präsidenten unterwegs nach Palm Springs sein. Statt dessen saß er nun hier und mußte sich das dünnkelhafte Geschwätz der ›Tauben‹ anhören. Reisman, dem Selbstforschung zur bitteren Gewohnheit geworden war, stellte sich oft die Frage, wie weit seine Abneigung gegen Talcott Bailey durch den Vergleich zwischen seiner eigenen schmutzigen Fettleibigkeit und Baileys elegantem, gepflegtem Äußeren beeinflusst wurde. Würde ich ihn besser leiden können, fragte er sich, wenn sein Haar weniger silberglänzend, sein Profil weniger klassisch, seine Figur weniger schlank und aufrecht wäre? Schon möglich. Im Grunde aber war es Talcott Baileys unerschütterliche Selbstgerechtigkeit, die ihn Jape Reisman so unsympathisch machte. Wie sollte man es wohl anstellen, den Vizepräsidenten davon zu überzeugen, dass die Welt nicht, wie er meinte, ein Ort war, wo Löwe und Lamm in paradiesischer Unschuld weideten?

John Peters Reisman, der mehr von der Welt gesehen hatte als die meisten anderen, hoffte, das Leben würde nicht zu hart mit Talcott Bailey verfahren. Männer den Umgang mit der Macht zu lehren konnte sehr teuer zu stehen kommen. Man konnte nie wissen, wie viele Menschen dafür zu bezahlen hatten.

8

General Tate saß aufrecht hinter seinem leergeräumten Schreibtisch und musterte seinen durchaus nicht bußfertigen Kommandanten der taktischen Luftwaffe, der vor ihm stand. Colonel Trask trug noch seine Fliegermontur, und sein entstelltes Kinn zeigte die roten Spuren der Sauerstoffmaske. Seine Augen blickten kalt und zornig, aber sein Betragen war korrekt.

»Die Roten befanden sich schon innerhalb der 15-Kilometer-Grenze«, sagte er mit trockener, rauer Stimme. »Die Magnetbänder werden das bestätigen.«

Tate ließ seinen Blick auf Trask ruhen und fragte sich, ob es überhaupt möglich war, ihm verständlich zu machen, welche Situation er mit seiner fanatischen Angriffslust heraufbeschworen hatte. Er kannte Trasks Geschichte und verstand seinen Hass gegen die Kommunisten. Er wußte auch, dass Trask ihm wahrscheinlich seinen höheren Dienstgrad übel nahm. Es war ihnen beiden klar, dass es in allen militärischen Organisationen Menschen gab, die von Anfang an für Spitzenpositionen ausersehen waren, gefördert von Vorgesetzten, die ihrerseits Produkte des gleichen Systems stillschweigender Auslese waren.

Bill Tate und Dale Trask gehörten beide dieser Elite an, aber mit Trasks Karriere war etwas schiefgegangen. Seine Gefangennahme durch die Nordvietnamesen und die unmenschlichen Torturen hatten an seiner Seele so tiefe Narben hinterlassen, dass man jetzt ernste Be-

denken hatte, einem in seinem Seelenleben so geschädigten Mann ein verantwortliches Kommando anzuvertrauen.

Trask wurde immer noch von Admiral Ainsworth gefördert, war aber nun nicht mehr für ein höheres Kommando bestimmt. Er war dem Vorsitzenden der Vereinigten US-Stabschefs als Spezialwaffe von Nutzen: als direkter Draht zu Bill Tates Kommando. Dieser Tatsache wohl bewußt, hätte Tate normalerweise jeden Vorwand begrüßt, um Dale Trask loszuwerden. Jetzt befand er sich in der ärgerlichen Lage, Trasks Mangel an Urteilsvermögen decken zu müssen. Der losbrechende Proteststurm über die Behinderung der ›Allende‹ stellte eine weit ernster zu nehmende Bedrohung des amerikanischen Kontingents dar als Trasks geteilte Loyalität.

Riesengroß und stumm stand Sergeant Robinson hinter Trask. Sein Gesicht war wie aus glänzend poliertem Ebenholz geschnitzt. Das blaßblaue Bändchen der Tapferkeitsmedaille an seiner Brust schüchtelte Trask vermutlich mehr ein als der furchterregende Wuchs des Sergeanten. Trask war, trotz allen seinen Fehlern, Vollblutsoldat.

»Ich hoffe, die Magnetbänder werden Ihre Darstellung bestätigen, Colonel«, sagte Tate. »Der Vizepräsident wird sie bestimmt sehen wollen, und ich kann es ihm schwer verweigern.«

»Ich habe mir die Bänder angesehen«, sagte Colonel Seidel, der neben dem Schreibtisch des Generals saß. »Wie es scheint, befanden sich die Russen an der 15-Kilometer-Grenze, als ihnen der Weg abgeschnitten wurde.«

»Sie befanden sich innerhalb unserer territorialen Gewässer«, sagte Trask schroff.

»Sie wußten, dass der Stellvertretende Ministerpräsident Rostow erwartet wurde«, sagte Tate, der sich nur mit Mühe beherrschen konnte.

»Ich wußte nicht, dass er auf dem roten Schnüffelschiff war«, antwortete Trask. »Aber das ändert nichts an der Sachlage. Sie waren in unsere Gewässer eingedrungen.«

Tate warf einen Blick auf Colonel Seidel, der leicht die Achseln zuckte. »Die Bänder bestätigen das nicht, General. Sie standen an der Grenze, aber nicht in unseren Gewässern.«

»Sie waren in amerikanisches Territorium eingedrungen«, sagte Trask starrsinnig. »Oder so nahe, dass es aufs gleiche herauskommt.«

Tate zähmte seinen wachsenden Zorn. »Das ist ein verdammter Blödsinn, den Sie da verzapfen, Colonel. Wir erwarten mehr gesunden Menschenverstand von den Angehörigen dieses Kommandos. Ein Offizier, der in der Zone Dienst tut, sollte wissen, wie empfindsam die Russen auf alles reagieren, was sie als Verletzung ihrer Würde ansehen.«

»Scheiß auf ihre Würde. Die Roten haben herumgeschnüffelt und bekamen ihre gerechte Strafe. Die Kerle sollen froh sein, dass ich sie nicht weggeputzt habe.« Trasks Stimme wurde laut. »Und es war nicht nötig, mir den Sergeanten nachzuschicken, der mich vor den Angehörigen meines Kommandos ...«

Tate konnte diese Auflehnung gegen seine Autorität nicht hinnehmen. Sein Blick wurde hart, seine Stimme knallte wie ein Pistolenschuss. »Colonel! Das reicht!«

Trask zauderte, aber Empörung und verletzter Stolz ließen einen Rückzug nicht zu. Lebenslange Disziplin lag im Widerstreit mit dem brennenden Wunsch, diesem Infanteristen einmal zu erzählen, dass sein ganzes Kommando aus Schlappschwänzen und Kommunistenfreunden bestand. »General«, sagte er prahlerisch, »ich tue meinen Dienst, wie ich es für ...« ein rettender Gedanke schien ihm durch den Kopf zu schießen, »wie es auch andere Leute für richtig halten ...«

Tate fühlte, wie sich die Wut in ihm zusammenballte. Jetzt kam ihm doch dieser verdammte Narr mit Admiral Ainsworth. Damit mußte Schluß gemacht werden – und zwar sofort.

»Nehmen Sie Haltung an, Colonel!«

Trask warf die Schultern zurück und riß erschrocken die Augen auf. Seit seinen Kadettentagen hatte keiner mehr in diesem Ton mit ihm gesprochen. Er traute seinen Ohren nicht. Aber der Ausdruck auf General Tates Gesicht überzeugte ihn, dass er zu weit gegangen war und dass er gut daran tun würde, zu gehorchen. Er fixierte seinen Blick auf einen Punkt oberhalb von General Tates Kopf.

Tate sprach mit kalter Überlegung: »Wenn ich noch einmal eine der-

artige Bemerkung von Ihnen höre, Colonel Trask, enthebe ich Sie Ihres Kommandos und schicke Sie unter Arrest nach Washington zurück. Ist das klar?»

Trask schluckte. »General, ich ...«

»Ist das klar?«

»Jawohl, Sir.«

»Ich möchte Ihnen etwas klarmachen, Colonel. Ich sage es Ihnen jetzt und werde es nicht wieder tun. Ich habe nicht um Sie gebeten, Colonel. Ich habe Sie widerwillig aufgenommen, denn ich befürchtete, Sie könnten etwas Unüberlegtes tun. Wir sind ein politisches Kommando und bewegen uns ständig auf des Messers Schneide. Bei uns muß ein Offizier gutes Urteilsvermögen besitzen und davon auch Gebrauch machen. Sie sind noch keine drei Tage hier und haben bereits bewiesen, dass meine Zweifel berechtigt waren. Ich werde Sie nicht ablösen, weil ich das gute Klima in meinem Kommando nicht gefährden will. Aber bis auf weiteres haben Sie Startverbot. Keine Einzelflüge mehr. Alle Aktionen sind ab sofort mit meinem Stabschef abzustimmen, bis ich persönlich diesen Befehl aufhebe. Haben Sie mich verstanden, Colonel?«

Trasks vernarbter Mund zuckte. Es kostete ihn große Mühe, seinen Zorn zu zügeln. »Jawohl, Sir!« erwiderte er heiser.

»Ihre Bewegungsfreiheit bleibt auf das militärische Areal des taktischen Geschwaders und die Echo-Sierra-Kontrollstation beschränkt. Ist auch das klar?«

Es klang, als ob Trask am Ersticken wäre. »Jawohl ... Sir!«

»Sie können wegtreten, Colonel Trask.«

Trask salutierte, vollführte eine Kehrtwendung, wie sie an keiner Militäarakademie präziser geübt wurde, und marschierte, das Gesicht zur Maske erstarrt, aus dem Zimmer.

Nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, fragte Tate den Sergeant: »Hat er Ihnen irgendwelche Schwierigkeiten gemacht, Crispus?«

Robinsons Gesicht blieb unbewegt. »Keine, mit denen ich nicht fertiggeworden wäre, General.«

»Das glaube ich Ihnen«, sagte Bill Tate. Eine kleine Weile blickte er nachdenklich Robinson an, der kerzengerade vor ihm stand. Das kurz geschnittene Haar des Negers schien die Decke zu berühren. »Ich möchte, dass Sie morgen in die Zentrale Zone mitfahren, Sergeant. Ich kann Ihnen noch nicht sagen, wie groß die Eskorte sein wird, die den Vizepräsidenten begleitet – das muß ich erst mit ihm besprechen. Aber ich möchte, dass Sie dabei sind. Richten Sie sich danach.«

Das schwarze Gesicht blieb unbewegt. Aber Tate wußte, dass der Sergeant sich freute. Weil die Unterzeichnung des neuen Abkommens in der Zentralen Zone ein historisches Ereignis war? Robinson interessierte sich für Geschichte und begriff sehr wohl, wie lebenswichtig die morgige Zeremonie für das amerikanische Engagement im Nahen Osten war. Oder war er erfreut, weil dieser Befehl wieder bewies, wie hoch ihn der General einschätzte? In all den Jahren, die Tate und Robinson zusammen gedient hatten, war die Schranke, die einen Sergeanten von einem General trennt, nie durchbrochen worden. Sie verstanden sich in allen wesentlichen Punkten ohne viel Erklärungen, aber es gab vage abgegrenzte Bereiche in ihren Beziehungen, die jeder von ihnen respektierte.

»Jawohl, Sir«, sagte Sergeant Robinson.

»Versetzen Sie die Sondereinheit in Bereitschaft. Sie wird die Eskorte übernehmen.«

»Jawohl, Sir. Ich werde mich darum kümmern.«

Tate lächelte. »Sagen Sie den Leuten, dass sie sich auf keine politischen Diskussionen mit den Begleitern des Vizepräsidenten einlassen sollen.«

»Es wird keine Diskussionen geben, General. Ich verbürge mich dafür.«

»In Ordnung, Sergeant. Das ist alles.«

Robinson salutierte, tat den vorgeschriebenen Schritt zurück, machte kehrt und verließ das Zimmer.

»Warum keine politischen Diskussionen?« fragte Jason Seidel.

»Mehr als die Hälfte der Angehörigen der Sondereinheit ist schwarz. Wenn vielleicht einige aus der Umgebung des Vizepräsidenten hoffen

sollten, antimilitärische Äußerungen zu hören zu bekommen, werden sie den Schock ihres Lebens erleiden. Diese Schwarzen sind nämlich anders als die, mit denen Talcott Baileys Leute für gewöhnlich zu tun haben«, antwortete Tate ironisch.

»Das bezweifle ich nicht. Und Robinson ist eine verdammt imposante Erscheinung.«

»Er ist ein verdammt guter Soldat«, sagte Tate kühl. »Er versteht nicht nur das Wie, sondern auch das Warum. Er lebt nach seinen Überzeugungen. Propagandareden lassen ihn kalt.«

Seidel konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, seinem jungen Kommandanten auf den Zahn zu fühlen; solche Gelegenheiten boten sich zu selten, um sie nicht zu nutzen. »Soll das heißen, dass er nie über Rassenprobleme nachdenkt?«

»Kommen Sie mir doch nicht mit dem Unsinn, Colonel. Ein Neger kann sein Land auch lieben, ohne sich zu bemühen, ein Weißer zu sein.« Er unterbrach sich, und es schien, als überlegte er, ob er das Thema weiter verfolgen sollte. Dann fuhr er fort: »In dieser Hinsicht dürfte meine Erziehung der Ihren ähnlich gewesen sein. Ich bin nicht im Süden aufgewachsen: ich dachte über die Neger nie wirklich nach. Aber in der Armee sagte man mir, es wäre nun höchste Zeit, mit dem Nachdenken anzufangen, und ich hielt mich daran. In den ersten Jahren versuchte ich vorurteilsfrei zu sein. Ich redete mir ein, man müsse schwarzen Soldaten Dummheit und Nachlässigkeit durchgehen lassen. Dann lernte ich Robinson kennen. Mein A-Lager bei Kontum wurde von nord-vietnamesischen Stoßtruppen überrannt. Robinson war mein Waffenunteroffizier. Es gab ein schreckliches Gemetzel. Er rettete uns – nicht weil er schwarz, sondern weil er der beste Soldat in ganz Vietnam war. Es war wie eine Offenbarung: wir beide, er und ich, hatten genau das gleiche Ziel vor Augen – zu kämpfen und am Leben zu bleiben.« Tate dachte an den grauen, tödlichen Tag zurück, da die regenschwangeren Wolken die Phantom-Jäger am Einsatz hinderten. »Die Gegensätze zwischen Schwarz und Weiß, die unserem Land seit zweihundert Jahren zu schaffen machen, schienen in dieser Situation nicht sehr wichtig. Keinem von uns. Habe ich Ihre Frage damit beantwortet?«

»Ist das der Grund, warum Sie jetzt so viele Schwarze in Ihrem Kommando haben?« fragte Seidel.

»Was das Rassenproblem betrifft, so ist die Armee dem zivilen Bereich weit voraus, Colonel. Es gibt eine ganze Menge schwarzer Berufssoldaten. Ich habe mir für dieses Kommando gute Soldaten ausgesucht. Über ihre Hautfarbe habe ich dabei nicht nachgedacht.«

»Robinsons Tapferkeitsmedaille ... Haben Sie ihm die verschafft?«

»Ich habe seine ehrenvolle Erwähnung im Tagesbefehl veranlasst.«

»War das an jenem Tag in Vietnam?«

»Bei Einbruch der Dunkelheit hatten wir zweihundert tote Vietnamesen innerhalb unseres Stacheldrahtverhaus. Wir – die Soldaten des Teams, die an diesem Tag zufällig im Lager waren, und die dreißig Mann Ranger – wir konnten etwa die Hälfte der gefallenen Feinde auf unser Konto buchen. Den Rest hatte Robinson erledigt ...« Tate nahm das nur mühsam unterdrückte Entsetzen in den Augen des Zivilisten Seidel wahr und fügte hinzu: »Töten ist nicht das einzige Geschäft, das ein Soldat zu besorgen hat. Aber es gehört zu seinen wesentlichen Aufgaben. Darüber müssen wir uns klar sein, und wir müssen uns damit abfinden. Es hört sich schön an, wenn man über die Segnungen des Friedens spricht, aber vergessen Sie eines nicht: Wenn der Krieg kommt, den keiner haben will, dann müssen wir verdammt froh sein, Männer wie Sergeant Robinson zu haben, die für uns das Geschäft des Tötens besorgen, damit wir am Leben bleiben und wieder von vorn anfangen können.«

Seidel spürte es wie Blei im Magen. Er wußte: Tate hatte recht. Soldaten waren nicht davon überzeugt – und damit standen sie im Gegensatz zu den »Tauben« –, dass die Menschheit vernünftig und friedliebend war. Es fragte sich, ob sie es für möglich hielten, dass sie es je wurde. Soldaten sahen die Menschen anders: als aggressive, grausame, mordgierige Wesen. Kein Wunder, dass man zuweilen bei Männern wie Robinson – oder General Tate – hinter ihrer Fassade des Menschenwesens einen Schimmer von etwas erblickte, was einem Entsetzen einflößte. Es war, als sähe man für einen kurzen Augenblick die Welt in Flammen stehen. Und das schlimmste war, dass es zwar die

Tates und Robinsons waren, die die Waffen gebrauchten, dass sie es aber auf Geheiß von Männern taten wie er selbst, wie Talcott Bailey – Männer, die nur den Frieden wollten.

So gesehen, nahm Trasks Unbesonnenheit erschreckende Ausmaße an. Seidel, der von seiner Erziehung und seiner Lebensauffassung her gewohnt war, politisch und rechtlich zu denken, fing an, nach einer Lösung zu suchen, um Tate und die Zone von der Anwesenheit Trasks zu befreien. »Wollen Sie eine Untersuchungskommission einberufen?« fragte er.

»Sie sollten eigentlich wissen, dass ich das nicht tun kann, Richter Seidel«, erwiderte Tate. »Ich kann ihn feuern oder ich kann über die Sache hinweggehen. Aber ich kann ihn nicht an den Pranger stellen. Jetzt nicht.«

»Es könnte sein, dass der Vizepräsident darauf besteht.«

»Eben darum kann ich keine Untersuchungskommission einberufen. Was Trask gemacht hat, war eine Eselei. Er hat sich von persönlichen Gefühlen leiten lassen, statt seine Urteilskraft zu gebrauchen, und das darf sich ein Offizier dieses Kommandos nicht erlauben. Aber ich kann nicht den Russen seinen Kopf auf einem Silberteller präsentieren. Ich werde nicht zulassen, dass mein Kommando für Talcott Bailey und' seine Freunde zum Prügelknaben wird.«

»Es könnte sein, dass sich der Präsident hinter Bailey stellt, wenn der Strafmaßnahmen verlangt.«

Tate sah den Colonel an. »Halten Sie das für möglich?«

Seidel schüttelte müde den Kopf. »Eigentlich nicht. Aber Sie können ein so politisches Kommando wie dieses hier nicht aus der Politik heraushalten. Trask hat Sie jedenfalls in eine scheußliche Lage gebracht.«

»Was würden Sie an meiner Stelle tun, Richter Seidel?«

Der Richter überlegte. Er sah sich bereits als politischen Advokaten für Tate, seine Soldaten und das ganze Konzept einer amerikanischen Friedenstruppe auf Sinai. Was natürlich genau die Rolle war, die man von ihm erwartete. Aus diesem Grund hatte der Präsident ihn hierher beordert. Und doch wünschte er aus ganzer Seele, sich dieser Pflicht entziehen zu können. Weder als Abgeordneter noch als Rich-

ter hatte er sich jemals vor Verantwortung gedrückt. Aber, und das durfte er nicht vergessen, er hatte immer noch gewisse Ambitionen. Er hatte diesen Posten in der Erwartung angenommen, dass der Präsident ihn – zu gegebener Zeit – belohnen würde. Wenn er sich jetzt in einen aussichtslosen Kampf um einen als Kommunistenfresser verschrienen Offizier hineinziehen ließ, den Bailey zweifellos aufs Korn nehmen würde, konnte sich das auf seine Zukunft ziemlich ungünstig auswirken.

»Halten Sie es für fair, mir diese Frage zu stellen?« fragte er, um Zeit zu gewinnen.

»Natürlich nicht. Ich hätte sie Ihnen nicht stellen dürfen. Ich trage die Verantwortung.«

»Wir wissen natürlich noch nicht, ob Bailey Trask tatsächlich unter Anklage wird stellen wollen.«

»Ich glaube, wir beide kennen den Vizepräsidenten gut genug«, erwiderte Tate.

»Sie wollen sich also wirklich Trasks wegen exponieren?«

»Ich kann eine militärische Entscheidung nicht durch eine Ideologie beeinflussen lassen, die jetzt zufällig populär ist.«

»Aber ist es nicht gerade das, was Sie tun? Sie lassen zu, dass die Ideologie Ihre Entscheidung beeinflusst, wenn auch im umgekehrten Sinn.«

»Das stimmt, Colonel«, sagte Tate. »Aber ich muß mich doch von der Erwägung leiten lassen, dass dieses Kommando und seine Aufgaben wichtiger sind, als Talcott Bailey und die Russen zu beschwichtigen.«

Seidel konnte nicht umhin zu bemerken: »Zumindest Admiral Ainsworth wird Ihre Entscheidung billigen.«

»Schon möglich. Obwohl er durchaus imstande ist, seine Meinung zu ändern, nachdem Bailey und seine Begleiter wieder daheim sind und ich Trask an seinen Schreibtisch im Pentagon zurückgeschickt habe.«

»Das klingt, als ob Sie es darauf anlegen würden, alle Welt gegen sich aufzubringen. Bailey, die Russen und Ainsworth. Ob das klug ist?«

Tate streckte die Beine aus und lehnte sich zurück. »Was ist denn heutzutage klug? Erinnern Sie sich noch – das war 1973 –, wie die Rus-

sen sich erbötig machen, auf eigene Faust nach dem Rechten zu sehen und damit einen Riesenwirbel auslösten? Und darum werde ich jetzt – *heute* – tun, was für dieses Kommando das beste ist. Es gibt vielleicht auch andere Möglichkeiten, den Frieden in diesem Teil der Welt zu erhalten, als zu beiden Seiten des Längengrades 34° Ost zu sitzen und sich gegenseitig wütend anzustarren. Aber zwei Präsidenten und das amerikanische Volk haben diese Möglichkeit gewählt, und das muß mir genügen.« Er betrachtete Jason Seidel mit einem ironischen Lächeln. »Auch das gehört zu den Aufgaben eines Soldaten, Colonel, und findet« – er legte den Finger an die zwei Silbersterne an seinem Kragen – »hier seinen sichtbaren Ausdruck ...«

»Es könnte sein, dass Sie nie mehr einen dazubekommen«, sagte Seidel mit echter Anteilnahme, »und das wäre schade. Ich persönlich würde Sie gerne einmal im Vereinigten Generalstab sitzen sehen – ich und viele andere. Sie setzen diese Chance aufs Spiel, wenn Sie sich gegen Talcott Bailey stellen. Steht das dafür?«

»Darum geht es nicht, und das wissen Sie sehr gut«, erwiderte Tate. »Wüssten Sie es nicht, so säßen Sie jetzt nicht hier. Ich mag Bailey nicht. Im Gegensatz zu ihm glaube ich ganz einfach nicht, dass der Wolf bei dem Lamm wohnen wird, wie es in der Bibel heißt. Jedenfalls nicht in absehbarer Zukunft.« Tate sah seinen Stabschef lange an. Es schien, als wäge er ab, ob er weitersprechen sollte. Doch dann sagte er: »Aber das hat alles nichts mit unserem Problem zu tun. Was immer dieser verdammte Narr Trask angestellt hat, ich kann nicht zulassen, dass die Integrität dieses Kommandos in Frage gestellt wird. Und sie wird in Frage gestellt, wenn ich mich von Vizepräsident Bailey zwingen lasse, einen meiner Offiziere zu feuern, nur um die Russen zu besänftigen. So einfach ist das. Und ich bin nun einmal ein einfacher Mann.«

»Ein einfacher Mann? Dass ich nicht lache!« sagte Oberst Seidel erbittert. »Einfach!«

Pünktlich um acht Uhr früh nahm Admiral Stuart Ainsworth, Vorsitzender der amerikanischen Vereinigten Stabschefs, hinter seinem Schreibtisch im Pentagon Platz, um seinen Arbeitstag zu beginnen. An diesem Morgen war er um vier Uhr durch einen Telefonanruf des diensthabenden Offiziers geweckt und über Trasks Zusammenstoß mit der ›Allende‹ informiert worden. Seitdem hatte er stündlich Berichte über die Reaktion der Russen erhalten. Diese Berichte kamen vom Nachrichtendienst der Marine, vom CIA und aus der Nachrichtenabteilung des Verteidigungsministeriums. Dazu noch andere – aus Admiral Ainsworth' eigenen, persönlichen Quellen im Weißen Haus und im Abgeordnetenhaus.

Es war charakteristisch für Stuart Ainsworth' Amtsführung als Vorsitzender der amerikanischen Vereinigten Stabschefs, dass alle die Sowjets betreffenden Meldungen ohne Umwege auf seinem Schreibtisch landeten. Es war ein Glaubensartikel für den Admiral, dass sich die Vereinigten Staaten über das wahre Ausmaß der kommunistischen Bedrohung weitgehend im unklaren befanden. Die Gefahr, die das Land bedrohte, lag seiner Ansicht nach nicht allein in der Sowjetmacht, sondern auch in der Fehleinschätzung der russischen Absichten durch die Liberalen. Er pflegte manchmal zu sagen, dass der Kalte Krieg nicht erst 1946, sondern schon 1917 mit dem Entstehen des Sowjetstaates begonnen hatte. Er war ganz sicher, dass die UdSSR es sich zum Ziel gesetzt hatte, die kapitalistische Welt und insbesondere das kapitalistischste Land der Welt zu vernichten. Dieses Ziel war die einzige Konstante in der sowjetischen Politik; alles andere richtete sich nach der Zweckdienlichkeit des Augenblicks.

In seiner langen militärischen Laufbahn hatte Ainsworth viele Veränderungen in der öffentlichen Meinung seines Landes erlebt. Er hatte immer seinen Dienst versehen: in den Tagen der euphorischen Allianz des Zweiten Weltkrieges, in den bösen Tagen des Koreakrieges, in der von zügellosem Antikommunismus geprägten Ära McCarthy. Während der Kubakrise hatte er ein Kreuzergeschwader, vor der Küste Vietnams einen Flugzeugträger einsatzverband befehligt. Mit Unbehagen hatte er Nixons Reisen nach Peking und Moskau verfolgt und sich

als Stabschef der Marine vor dem Außenpolitischen Ausschuss gegen die Ratifizierung des Zypernabkommens ausgesprochen. Seine diesbezüglichen Bemerkungen wurden noch drei Jahre später von Gegnern des US-Engagements auf Sinai zitiert.

Als junger Offizier hatte er gelernt, wie riskant es war, in Washington Liberalen und Tauben gegenüber seine ehrliche Meinung zu äußern. Er hatte erlebt, wie andere Offiziere ihre Karriere ruinierten, weil sie Warnungen aussprachen, die Amerika nicht hören wollte. Dennoch überzeugten ihn die in dreißig Jahren gewonnenen Erfahrungen, dass der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Russland unvermeidlich war.

Die Geschichte lehrte, wie undankbar sich Demokratien gegenüber ihren Kriegern erweisen konnten. Athen hatte Miltiades, den Sieger von Marathon, in Ungnade entlassen und an den Bettelstab gebracht, und Themistokles, den Sieger von Salamis, in die Verbannung geschickt. Amerika hatte Billy Mitchell seine Dienste mit einem Kriegsgerichtsverfahren und George Patton die seinen mit dem Verlust *des* Kommandos gelohnt. So regierte der Pöbel, und Stuart Ainsworth hatte nicht die Absicht, sich – oder sein Land – vom Pöbel zerstören zu lassen. Er erreichte höhere Ränge, seine politischen Ansichten wurden immer extremer, aber er wurde auch vorsichtiger. Nach seiner erfolglosen Erklärung vor dem Außenpolitischen Ausschuss äußerte er seine Meinungen nur im kleinen Kreis von Gleichgesinnten, oder er behielt sie ganz für sich.

Stuart Ainsworth hatte keine persönlichen politischen Ambitionen. Ihn interessierte eine Karriere nicht, die von der Beliebtheit beim Volk abhing. Er betrachtete die Demokratie als einen Luxus, den sich nur jene leisten konnten, die bereit waren, sie bedingungslos zu verteidigen. Diese Gewissheit lag seiner Überzeugung zugrunde, dass ein Mann in seiner Position die moralische Stärke besitzen mußte, als erster und mit aller Macht auf die Feinde seines Landes loszuschlagen.

Der Admiral stammte aus einer englischen Calvinistenfamilie, und in seiner Seele brannte das kalte Feuer des Eiferers. Die ihm dienten, hassten und fürchteten ihn – oder sie ließen sich von der Kraft seines

Willens und seiner Überzeugung unterwerfen. Er hatte Feinde und Jünger. Er war ein strenger Zuchtmeister und der tüchtigste Vorsitzende, der jemals auf seinem Stuhl gesessen hatte. Der Präsident konnte ihn nicht leiden, der Vizepräsident verabscheute ihn. Die meisten Abgeordneten waren von seiner frostigen Rechtschaffenheit und seinem mit der Präzision eines Computers funktionierenden Verstand tief beeindruckt.

Fowler Litton Beal, der Speaker des Abgeordnetenhauses, der gerade zum Büro des Vorsitzenden unterwegs war, um seinen 8-Uhr-Termin einzuhalten, bewunderte den Admiral mehr als jeder andere in Washington.

Fowler Beal, ein sanfter, zerknitterter Mann, der seine jetzige hohe Stellung im Abgeordnetenhaus auf Grund seines Dienstalters und seiner geradezu sklavischen Ergebenheit gegenüber der Partei erreicht hatte, war alles, was Ainsworth nicht war. Obwohl er sich gerne als starker Mann sah, als Mann von strengen Grundsätzen – er war es nicht und wußte auch, dass er es nicht war. Sein Privatleben war nicht ganz sauber. Er trank zuviel und machte sich Sorgen darüber. Er hatte eine mittelmäßige, langweilige Karriere hinter sich. In seinem Heimatstaat begegnete man ihm mit geringschätziger Toleranz. In seinem Wahlbezirk war er als der alte Fowler bekannt. Er war jetzt sechzig, und in den ganzen sechsundzwanzig Jahren, die er nun schon im Abgeordnetenhaus saß, hatten ihn seine Anhänger schon immer den alten Fowler genannt. Beal war ein Parteihengst, und auch das wußte er. Er besaß weder Brillanz noch Ausstrahlung, aber er war loyal und bereit, sich an Instruktionen zu halten. Dass ein solcher Mann einen gewaltigen Respekt vor dem strengen Vorsitzenden der amerikanischen Vereinigten Stabschefs empfand und danach strebte, ihn zu seinen Freunden zählen zu dürfen, war unvermeidlich.

Von einem strammen Fregattenkapitän in frisch gebügelter, mit zwei Reihen Auszeichnungsbändern geschmückter Uniform wurde er in Admiral Ainsworth' Büro geleitet. Aussehen und Haltung des jungen Offiziers brachten ihm seine eigene zerknitterte Existenz schmerzlich zum Bewußtsein. Vor seiner Ernennung zum Speaker war der Ab-

geordnete Beal durch Jahre im Verteidigungsausschuss tätig gewesen und hatte sich dort den Ruf eines Freundes der Militärs erworben. Dieses war sein einziger Trost, wenn er jungen Offizieren wie diesem Adjutanten gegenüberstand.

Es erfüllte ihn mit kindischer Freude, dass Admiral Ainsworth sich erhob und hinter seinem Schreibtisch hervorkam, um ihn zu begrüßen. Er bemerkte, dass ein Teil der Wandtäfelung zur Seite gerollt war. Eine große Karte des östlichen Mittelmeers war sichtbar geworden. Der Gedanke, dass Stuart ihn wieder einmal ins Vertrauen ziehen würde, entzückte ihn.

Nachdem der Adjutant gegangen war, führte der Admiral den Speaker zu einem Stuhl. »Ich bin froh«, sagte er, »dass Sie so schnell kommen konnten.«

Nach dem frühmorgendlichen mysteriösen Telefonanruf des Admirals, der Fowler Beal geweckt hatte, wäre keine Macht der Welt imstande gewesen, ihn von diesem Besuch abzuhalten. Seine persönliche Beziehung zu dem Admiral stellte eines der höchstgeschätzten gesellschaftlichen und politischen Besitztümer Fowler Beals dar, die Zierde seiner farblosen Karriere.

»Ich dachte mir, dass es etwas Wichtiges sein müsse«, entgegnete er erwartungsvoll.

»Ich wäre zu Ihnen ins Büro gekommen«, sagte Ainsworth, »aber es kann nur mehr eine Frage von Stunden sein, bis die Presse von der Sache Wind bekommt, und dann werden sie wie die Geier hinter mir her sein.«

Beal wurde immer aufgeregter. Er hatte keine Ahnung, um welche ›Sache‹ es sich da handeln könnte. Gestern Abend noch war Washington von der üblichen Langeweile erfüllt gewesen. Der Vizepräsident war nach dem Nahen Osten unterwegs. Der Präsident hatte zwei Tage Urlaub gemacht und war nun wieder in der Stadt. Der Kongress hatte sich vertagt. Bis zur Stunde, als sich Fowler und Mrs. Beal in ihre getrennten Schlafzimmer in ihrem Haus in Georgetown zurückgezogen hatten, war nichts Bemerkenswertes vorgefallen. Er hatte sogar in Erwägung gezogen, heute einen Ausflug nach Rockville zu machen,

um eine gewisse Miß MacLean zu besuchen, die dort auf seine Kosten wohnte.

Admiral Ainsworth gab dem Speaker eine kurze Darstellung der Ereignisse der letzten Stunden. Anschließend verteidigte er Colonel Trasks Handlungsweise als die eines loyalen, tüchtigen, mutigen Offiziers und wollte nun wissen, welche Vergeltungsmaßnahmen seitens der Russen nach Beals Meinung jetzt wohl zu erwarten wären.

Der Speaker hatte keinen Schimmer, was man von den Sowjets erwarten konnte. Sie waren ihm immer schon ein Rätsel gewesen, sie und ihre Reaktionen. Er hatte einige Mühe, sich auf das zu konzentrieren, was der Admiral nun über Trask zu sagen hatte.

»Ich nehme an, dass ich schon in der nächsten Stunde ein Fernschreiben von Bill Tate bekommen werde, in dem er mich ersucht, Trask abzufragen«, sagte Ainsworth. »Ich habe nicht die Absicht, das zu tun. Aber Tate kann sich direkt an den Präsidenten wenden.«

»Wird er das tun, Stuart? Kann er das?«

»Leider ja«, antwortete der Admiral. »Das Abkommen, verstehen Sie?« Sooft er vom Zypernabkommen sprach, wurde seine Stimme noch kälter als sonst. Beal erinnerte sich, dass Ainsworth davor gewarnt hatte, einen Vertrag zu ratifizieren, der eine russische Präsenz auf Sinai zuließ. Der Admiral war damals, in den letzten Tagen der vorangegangenen Regierung, Stabschef der Marine gewesen. Als der Präsident ihn nach seinem Amtsantritt – trotz der allgemein bekannten Abneigung, die er gegen ihn hegte – zum Vorsitzenden der amerikanischen Vereinigten Stabschefs ernannte, gab es im Abgeordnetenhaus einige, die die Augenbrauen hochzogen. Die Ernennung war eine der typischen politischen Gesten des Präsidenten: den Tauben in seiner Regierung einen Falken vor die Nase zu setzen.

»Unser Protokoll unterstellt das amerikanische Friedenskontingent dem Oberbefehlshaber. Sie werden sich entsinnen, dass ich mich gegen das Abkommen ausgesprochen habe. Aus diesem – und aus anderen Gründen«, fügte Ainsworth hinzu.

Fowler Beal fand schnell in die politische Wirklichkeit zurück. Er war kein brillanter Mann, wohl aber ein politisch denkender. »Der Vi-

zepräsident wird vermutlich darauf bestehen, dass Tate Colonel Trask ablöst. Er wird wütend sein, dass das gerade jetzt, vor seinem Zusammentreffen mit Rostow, passiert ist«, sagte Beal.

»In Wirklichkeit geht es gar nicht um Trask. Er mag ein wenig übereifrig gehandelt haben, als er die ›Allende‹ zum Halten brachte, aber wenn es sein muß, können wir einen Rechtsfall konstruieren. Was ich befürchte, ist, dass Bailey den Zwischenfall zum Vorwand nehmen könnte, den Russen unbefugt Zugeständnisse zu machen.« Er erhob sich und ging zur Karte. »Sehen Sie«, sagte er und zeigte auf die Sinaiküste. »Die Sowjets behaupten, nur die ihnen zuerkannten fünftausend Mann in ihrer Zone zu haben. Sie werden sich erinnern, dass das Abkommen ihnen weitere zweitausend Mann zur logistischen Unterstützung gestattet. Die Ägypter haben viertausend in ihrer Zone. Nach dem Abkommen steht der anderen Seite somit eine Gesamttruppenstärke von elftausend Mann zu.« Sein langer Finger klopfte auf den oberen Abschnitt des Golfs von Suez. »Hier aber, genau westlich von der Halbinsel, stehen zwei ägyptische Panzerdivisionen.« Er zeigte auf die Westküste des Großen Bittersees. »Hier steht eine Fallschirmeinheit libyscher freiwilliger!« Nun glitt sein Finger nach Norden, den Suezkanal entlang. »Und hier haben wir zwei Raketenbrigaden der Roten Armee, plus eine Fliegerdivision der roten Luftwaffe.« Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück und blieb einen Augenblick zwischen der mit Goldfransen besetzten Nationalflagge und seiner Admiralsflagge stehen. »Sollten sich die Russen zu einem Angriff entschließen, haben wir genau vier nicht voll gefechtsstarke Brigaden, um sie aufzuhalten. Die Juden, in ihrem Teil der Zone, haben so gut wie nichts. Dafür hat das Abkommen gesorgt.«

Fowler Beal hatte eine vage Vorstellung, dass diese Angaben nicht genau mit den offiziell bekannt gegebenen Truppenstärken der vier Signatarmächte in diesem Gebiet übereinstimmten, aber es war schließlich möglich, dass Stuart Ainsworth über aktuellere Informationen verfügte, als er selbst sie besaß.

»Ich erzähle Ihnen das alles, Fowler, weil Sie immer ein Freund unserer Streitkräfte gewesen sind und ein Recht darauf haben, zu wis-

sen, in welcher Lage wir uns befinden. Der Präsident hat meinen Vorschlag, die Sechste Flotte zu verstärken, abgelehnt. Ihm verüble ich es nicht – da steckt ganz sicher der Vizepräsident dahinter. Man nennt ihn nicht umsonst ›die Taube‹. Er setzte sich wieder, faltete die Hände auf dem Schreibtisch und sprach etwas ruhiger weiter. Mit seinen Hinweisen auf die militärische Schwäche des amerikanischen Kontingents hatte er, so schien es ihm, dem Abgeordneten schon genügend Angst eingejagt. Was er jetzt von ihm wollte, war eine Erklärung, dass er ihm in den Kämpfen, die nun bevorstanden, seine Unterstützung gewähren würde.

»Schon heute Mittag«, sagte er, »wird die Tatsache, dass ein amerikanisches Flugzeug Rostows Schiff belästigt hat, jeden Linksextremisten, Friedensapostel und Beschwichtigungspolitiker im Land auf die Beine gebracht haben. Wie Sie genau wissen, sitzt eine ganze Reihe von ihnen im Kongress. Die Nachrichtenindustrie wird sich überschlagen. Unser guter Freund, Botschafter Kornulow, wird im Außenministerium Krach machen. Wie Sie wissen, wurde niemand verletzt, ein paar Beteiligte haben sich nur ein bisschen aufgeregt, das ist alles. Und die ›Allende‹ befand sich tatsächlich innerhalb der 15-Kilometer-Zone. Aber das wird man natürlich außer acht lassen, sobald unsere Roten ihre Schmieraktionen starten.« Einen Augenblick starrte er sein Gegenüber an und überlegte, wie lange er ihm noch zusetzen konnte, bevor Beals politischer Selbsterhaltungstrieb rebellieren würde. »Es könnte ernst werden. Ich glaube nicht, dass es so weit kommt, aber ich halte es für meine Pflicht, die Streitkräfte der Vereinigten Staaten in Alarmstufe Drei zu versetzen.«

Beal war bestürzt. »Ist das nötig?«

»Nur als vorbeugende Maßnahme. Der Samos-Satellit meldet, dass die Russen bereits Lufteinheiten einfliegen. Natürlich bluffen sie wie gewöhnlich, aber wir müssen ihnen zeigen, dass wir uns nicht einschüchtern lassen.«

»Was sagt der Präsident dazu?«

»Alarmstufe Drei ist noch lange nicht Alarmstufe Gelb. Wir ordnen sie zwei- bis dreimal im Jahr zu Übungszwecken an. Der Präsi-

dent braucht da gar nicht hineingezogen zu werden. Ich werde ihn bei der nächsten Sitzung des Nationalen Sicherheitsrates davon informieren. Das ist erst Montag in einer Woche. Aber die Russkis werden es erfahren. Die passen sehr genau auf, was wir tun. Sie werden sich darüber klar werden, dass wir es ernst meinen und uns nicht erpressen lassen.«

Fowler Beal hatte ein unbehagliches Gefühl in der Magengrube. Hier ging es um Dinge, die sein Begriffsvermögen überstiegen. »Und was wollen Sie von mir, Stuart?«

»Zunächst nur Ihre Unterstützung im Kongress, wenn die Rede auf den Zwischenfall mit der ›Allende‹ kommt. Es geht nicht sosehr um Trask, obwohl er ein guter Offizier ist und man ihn nicht versetzen sollte. Wichtig ist aber, dass allen Bestrebungen, die darauf abzielen, die Roten zu beschwichtigen, energischer Widerstand entgegengesetzt wird. Und diese Bestrebungen werden ohne Zweifel in dem Augenblick laut werden, wo die Nachrichtenindustrie erfährt, was heute vorgefallen ist.«

»Ist das alles?« fragte Beal mit einem leisen Zittern der Erleichterung. Es gab Zeiten, wo Ainsworth ihm Angst machte.

»Ich habe da etwas läuten gehört, dass der Präsident die Absicht hat, an der Westküste ein paar Tage Urlaub zu machen. Wissen Sie etwas davon?« fragte der Admiral, obwohl er über den geplanten Urlaub des Präsidenten sehr wohl im Bilde war. Er hatte die Durchschrift eines Telex gesehen, das aus dem Weißen Haus an die ›Air Force Two‹ gegangen war.

»Ich habe nichts darüber gehört«, erwiderte Beal. »Für Donnerstag ist ein Abgeordnetenessen angesetzt. Es wurde bis jetzt nicht abgesagt.«

»Das kommt noch. Also: Kann ich auf Ihre Unterstützung rechnen?«

»Ja«, nickte Beal. »Ja, natürlich.«

»Ich danke Ihnen«, sagte der Admiral und erhob sich.

»Die Streitkräfte haben in mir immer einen guten Freund gehabt«, sagte Beal. »Sie können sich darauf verlassen, dass das auch in Zukunft so sein wird, Admiral.«

Ainsworth legte ihm die Hand auf die Schulter und ging mit ihm bis zur Tür. Und während der Speaker zum Kapitol unterwegs war, stieg der Verdacht in ihm auf, dass er manipuliert worden war. Er hatte sich zu etwas verpflichtet. Aber er hätte nicht mit Sicherheit sagen können, was es war.

9

Nur eine letzte Hügelkette trennte sie von der Oase Feiran. Reiter und Kamele warfen lange Schatten, hinter ihnen stand eine aufgedunsene Sonne über dem sandverschleierte Horizont. Noch eine Stunde war es bis zum Sonnenuntergang, und dann Feiran ...

Enver Leč hob seinen Feldstecher. Er konnte gerade noch den Flecken schmutzigen Grüns ausmachen, der die westliche Begrenzung der Oase darstellte. Verkrüppelte Palmen wuchsen dort, vom Wind gekrümmt, Tamarisken, im Kamsin hin- und herwogende Binsen und Schilfgräser. Zwischen der Hügelkette und der Oase lagen wenige Kilometer mit felsigem Geröll bedeckter Sandwüste. Neben den Felsstrümmern entdeckte er einige Menschen, die sich von dem Gestein und dem vertrockneten Buschwerk kaum unterschieden. Er strich sich seinen dichten Schnurrbart, lächelte über die Reglosigkeit der Vorposten und stellte sich im stillen die Frage, wie viele automatische Waffen auf die Reihe der Männer gerichtet waren, die wartend auf dem Kamm der Hügelkette standen.

»Ich kann deine Vorposten sehen, Leila«, sagte er. Sie sollte wissen, dass er verstand, warum sie die Männer in Feiran gelassen hatte. Kein Fremder hätte sich aus irgendeiner Richtung unbemerkt nähern können.

»Kannst du auch die hinter dir sehen, Leč?«

Er drehte sich um und sah, dass eine kleine Gruppe von Männern

wie aus dem Boden gewachsen dastand: ein halbes Dutzend, nicht mehr, mit automatischen Gewehren im Anschlag, dunkle Gestalten in losen Gewändern, die sich wie flatternde Flügel vom orangefarbenen Himmel abhoben.

»Gut, Frau«, sagte er. »Sehr gut.«

»Es ist unsere Wüste, Leč. Es ist alles, was sie uns gelassen haben, und darum mußten wir lernen, sie zu nutzen.« Sie hob den Arm, um die schweigenden Männer herbeizurufen. Die sandfarbenen Gewänder blähten sich im Wind, und als sie herankamen, fühlte Leč, trotz der Wärme, ein leichtes Frösteln. Die Abu Mussa waren jetzt vollzählig, von ihrer Geschlossenheit gingen zusätzliche Kraft und Bedrohung aus. Diese Männer waren die Elite, der letzte wirklich brauchbare Rest einer Bewegung, zu der einst Tausende gezählt hatten. Die Arabische Front für die Befreiung Palästinas bestand jetzt hauptsächlich aus Politikern und Schwätzern, aus Drückebergern, Verschwörern und Intriganten, die sich ihre Zeit in den Kaffeehäusern von Damaskus und Bagdad vertrieben oder in der Sicherheit der Amerikanischen Universität in Beirut. Früher einmal hatte es die El Fatah, die Nationale Front für die Befreiung Palästinas, und die Gruppe ›Schwarzer September‹ gegeben. Von ihnen allen stand nur mehr dieses Kommando für Aktionen zur Verfügung. Die Juden und deren Freunde hatten die Bewegung zermürbt und zerrieben.

Er betrachtete die Männer. Eigentlich konnte man sie als männlich-schön bezeichnen, nur die Augen waren wie die von wilden Tieren – schwarz und undurchdringlich.

»Das ist Leč«, sagte Leila auf arabisch. »Er hat die Waffen gebracht, die uns versprochen wurden.«

»Und wird er auch kämpfen?« fragte einer der Männer. Er war sehr mager und älter als die übrigen.

»Besser als die meisten«, erwiderte Leč, vorsichtig die arabischen Laute artikulierend.

Leila Jamil lachte. »Leč, das ist Rifai. Er hat einmal eine Düsenmaschine von London nach Beirut entführt.«

Leč entblößte seine langen Zähne zu einem Lächeln. »Und hat

sein Abenteuer nicht mit dem Leben bezahlt. Ich gratuliere, Rifai. *Bis'mallah.*«

»Das ist Abdullah«, sagte Leila und zeigte auf einen anderen Mann. »Sein Bruder war in Fürstenfeldbruck dabei.«

Leč nickte vielsagend.

Leila ging im Halbkreis weiter, sie nannte nur Vornamen.

Dann sprach sie zu dem Mann, der Rifai hieß. »Sind die Schäfer des Klosters in der Oase?«

»Die Wasserträger sind da. Die Herden, sagen sie, kommen jetzt aus den Bergen.«

»Und Kamele?«

»Ein paar. Ich weiß nicht, wie viele.«

Leila sah Leč an. »Wir können immer noch marschieren.«

Er schüttelte den Kopf. »Wann werden die Schäfer am Wasser sein?«

Rifai kniff die Augen zusammen und hob den Blick zum sich verdunkelnden Himmel. Wind und Sand hatten rote Ränder um seine Augen gezeichnet. »In zwei Stunden, vielleicht drei.«

»Wie viele sind es?«

Rifai zuckte die Achseln. »Vielleicht ein Dutzend, vielleicht zwei.«

»Bewaffnet?«

Die rot umrandeten Augen blieben auf Leč haften. »Einige. Nicht viele.«

»Womit?«

»Flinten. Messer. Schleudern.«

»Sie brauchen nicht mehr. Den Mönchen vom Dschebel Musa stiehlt man keine Schafe.«

»Es sind nicht die Schafe, die wir brauchen, Rifai«, sagte Leila.

Der Wind trieb Leč die Enden seines Keffijeh ins Gesicht. »Gib diesen Männern neue Waffen«, wies er Leila an. »Dann wollen wir zum Wasser hinunter. Wir brauchen etwas Zeit zum Essen. Dann müssen wir uns bereitmachen.«

Die Frau antwortete nichts, drehte sich nur um und gab die nötigen Befehle. Nachdem die Kalaschnikows ausgegeben waren, zog die nun voll ausgerüstete Gruppe den flachen Hang hinab, auf Feiran zu. Wäh-

rend Leč schweigend dahinritt, begann er den Überfall auf die Schäfer zu planen.

Anatolij Igorewitsch Rostow, Stellvertretender Ministerpräsident der Sowjetunion, wartete in der ›Offiziersmesse‹ der ›Allende‹ auf Kommandant Bogdanow und das Landkommando. Durch die offenen Luken hörte er die Geräusche des Flottenstützpunktes und des mit Schiffen der Warschauer-Pakt-Staaten vollbesetzten Hafens.

Das politische Klima der Beziehungen zwischen Sowjets und Ägyptern war abwechselnd milde und stürmisch. Die russische Großzügigkeit in den Monaten vor dem Yom-Kippur-Krieg hatte die Kühle der sogenannten ›Ausweisung‹ im Jahre 1972 weitgehend entschärft. Die russische Panik angesichts des Zusammenbruchs der arabischen Armeen gegen Ende des Kriegs von 1973 – als die Juden drauf und dran waren, auf Kairo und Damaskus zu marschieren – hatte diese Kühle nach den Beratungszimmern des Politbüros verpflanzt. Jetzt aber wurde die Freundschaft zwischen Sowjets und Ägyptern – scheinbar – wieder hochgejubelt. Rostow gab zu, dass man dies den Amerikanern zu danken hatte. Hätte es das Zypernabkommen nicht gegeben, dann wären diese idiotischen Ägypter noch immer böse auf ihre früheren Wohltäter, würden ihren verletzten Stolz hätscheln – und alles das, weil die Russen sich nur widerstrebend bereit fanden, die Ägypter für Schlachten auszurüsten, die sie, wie immer schon, verlieren würden. Jetzt war die Allianz wieder gesund – so gesund sie eben sein konnte, dachte Rostow –, weil sie auf dem ägyptischen Traum der Gleichgestellttheit als Signatarmacht des Abkommens beruhte.

Der heiße Abendwind kam durch die Luken und brachte den Gestank der großen schmutzigen Stadt Alexandrien mit. Angewidert rümpfte Rostow seine dickliche Nase. Er kam aus einer Bauernfamilie und hatte nichts gegen ehrliche tierische und menschliche Gerüche, aber hier stank es nach jahrhundertealtem fremdländischem Dreck und Verfall. Ägypten und die Ägypter waren ihm zuwider. Überhaupt

waren ihm alle Nichtrussen zuwider, wenngleich er in den vielen Jahren, die er dem Staat schon diente, gelernt hatte, sie zu ertragen.

Es war ein scheußlicher Tag gewesen. Angefangen hatte es mit der Provokation der Sowjetunion durch diesen amerikanischen Piloten im Shrike. Dann war eine ganze Reihe von Botschaften aus Moskau gekommen, in denen er vertraulich gewarnt wurde, aus eigener Initiative nichts zu unternehmen, was das Treffen mit dem amerikanischen Vizepräsidenten in der Zentralen Zone gefährden könnte – Warnungen, die er als unverdient und erniedrigend empfand. Er war sich der Wichtigkeit des Treffens durchaus bewußt und brauchte sich nicht erst vom Politbüro belehren zu lassen. Der Zwischenfall vor der Küste des amerikanischen Sektors hatte ihn verärgert, aber er war ein zu guter Politiker, um nicht zu wissen, wie sich das ausschlagen ließ, um Talcott Bailey in Verlegenheit zu bringen und ihn bei den Verhandlungen in eine ungünstige Lage zu versetzen.

Er hörte das undisziplinierte Geschnatter der ägyptischen Ehrengarde, die am Kai auf sein Erscheinen wartete. Die konnten lange warten. Er hatte nicht die Absicht, auf dem Pier Einzug zu halten. Der ägyptische Sicherheitsdienst war unter aller Kritik.

Den ganzen Nachmittag über, während die ›Allende‹ Kurs auf Alexandrien hielt, hatte er die Flut von Botschaften zwischen Moskau und Washington abgehört. Wie es schien, war der Zwischenfall von einem Kosmos-Satelliten aufgezeichnet worden. Um diese Zeit hatte Anastas Kornulow, der sowjetische Geschäftsträger in Washington, sicher schon den dokumentarischen Beweis in Händen, dass eine Maschine des US-Kontingents auf Sinai internationale Abkommen in eklatanter Weise verletzt hatte. Kornulow war angewiesen worden, mit dem Präsidenten persönlich zu sprechen, aber es zeigte sich, dass die Amerikaner nicht ganz so dumm waren – der Präsident, hieß es, sei abwesend und über das Wochenende nach Kalifornien geflogen. Der Botschafter würde mit dem Außenminister vorlieb nehmen müssen, und das brauchte seine Zeit. So viel Zeit, als ihnen nur möglich war, dachte Rostow. Das Treffen in der Zentralen Zone war für morgen abend angesetzt. In Washington würde es zehn Uhr morgens sein, und die Ame-

rikaner hofften offensichtlich, die Diskussion über den Zwischenfall so lange hinauszuzögern, bis die Erneuerung des Abkommens unterzeichnet war. Rostow gestand sich ein, dass er in einer solchen Situation wahrscheinlich ebenso gehandelt hätte.

Eine Stunde später stand die Ehrengarde immer noch auf dem Pier, und das Empfangskomitee befand sich bereits an Bord der ›Allende‹. Sowjetische und ägyptische Uniformen drängten sich jetzt in der Offiziersmesse, die von den Gerüchen von Kommandant Bogdanows überreichem Büfett, von Schweiß und dem parfümierten Haaröl der ägyptischen Offiziere erfüllt war. Der Ägypter, der die Regierung der VAR bei der Vertragsunterzeichnung vertreten sollte, war ein General. Er trug noch mehr Medaillen auf der Brust als seine sowjetischen Partner und klirrte bei jeder Bewegung. Ein Dolmetscher, der schlecht Russisch sprach, begleitete ihn überallhin.

»General Suweif möchte einen Toast ausbringen«, flüsterte der bartlose Dolmetscher Rostow ins Ohr. »Auf die sowjetisch-ägyptische Freundschaft.«

Rostow hob sein Glas, bis das arabische Kauderwelsch zu Ende war und trank. Bogdanows Champagner war ein Veuve Cliquot 1956 und ausgezeichnet, aber Wodka war Rostow lieber. Er rief einen Marineadjutanten zu sich und sagte im Dialekt zu ihm: »Halten Sie diesen Dummköpfen eine Rede.«

Sofort begann der junge Offizier in fließendem Arabisch seiner Bewunderung für Alexandrien Ausdruck zu geben. Rostow löste sich aus dem Kreis der Ägypter und machte sich auf die Suche nach General Ulanin.

Er fand ihn von den Offizieren seines Stabes umgeben, von denen nur einer – Nowotny, der KGB-Kommandeur – betrunken war. Kapitän Sacharow, der Marinekommandeur, stand etwas abseits und unterhielt sich mit Bogdanow. Luftwaffenoberst Jermolow sah gleichzeitig zornig und gelangweilt drein. Rostow nahm an, dass er immer noch über den Zwischenfall mit dem Shrike verärgert war und ihn als persönliche Beleidigung empfand.

General Ulanin schien müde. Vielleicht, dachte Rostow, würde sein

Gesundheitszustand einen brauchbaren Anlass geben, ihn als Befehlshaber des UdSSR-Kontingents auf Sinai abzulösen. Nach den in Moskau eingetroffenen Berichten des Sicherheitsdienstes war er dem amerikanischen Kommandeur zu freundlich gesinnt. Koexistenz war eine Sache, Zusammenarbeit und Freundschaft eine völlig andere.

Rostow ließ seine Blicke durch den überfüllten, lärmigen Raum schweifen. »Juri«, sagte er dann, »wir müssen diese Farce beenden und uns an die Arbeit machen.«

Der alte General hatte Kommandant Bogdanows üppiger Tafel nur mäßig zugesprochen, hielt aber ein Glas eisgekühlten Wodkas in der Hand. Rostow musterte ihn eingehend und stellte fest, dass er anscheinend überhaupt keinen Alkohol zu sich genommen hatte. Der Alte weiß, dass er senil wird, dachte Rostow, und versucht es zu verbergen.

In der Mitte des Raumes stand, von ägyptischen Offizieren umringt, Nowotny. Sein Gesicht war gerötet und schweißbedeckt, die von Medaillen bedeckte Uniform wies Kaviarflecken auf. Rostow betrachtete ihn mit Abscheu. Nowotny äffte die Art und den Stil der alten Bolschewiken nach, vermochte aber nicht zu überzeugen. Dazu war er nicht alt genug, nicht skrupellos genug und, vor allem, nicht stark genug. Er war ein Ersatzrevolutionär, ein Bürokrat – eher ein Heinrich Himmler als ein Lawrentij Berija. Plötzlich war Rostow deprimiert. So also sahen die Nachkommen großer Revolutionäre aus: sie setzten ungesundes Fett an – im Bauch und im Kopf. Ob die Chinesen, jetzt, da die Maoistische Doktrin gegen innere Angriffe abgeschirmt war, die gleiche Entdeckung machten? Oder gelang es ihnen, ihre Revolution irgendwie weitergären zu lassen? Für Rostow und viele Mitglieder des Politbüro stellten die Chinesen immer noch eine tödliche Bedrohung dar. Immerhin hatte Moskau fünfzig Divisionen an der chinesischen Grenze stationiert, und es gab viele, die meinten, es sei nur das amerikanisch-sowjetische ›Einvernehmen‹ – was immer es wert sein mochte –, das den Krieg verhinderte. Ob da etwas dran war, wollte Rostow nicht behaupten; für ihn stand fest, dass sich die Chinesen immer noch als Unruhestifter betätigten. Auch wenn es die Amerikaner nicht

wahrhaben wollten: nur die Chinesen und die Albanier unterstützten die letzten Reste der arabischen Terroristengruppen.

Nowotny erhob sein Glas und versuchte sich Gehör zu verschaffen: »Auf die sowjetische Kultur!« brüllte er.

Pflichtschuldig tranken alle – außer Rostow und Ulanin.

»Auf die Sowjetunion, unser Vaterland, und auf den Kampf der Völker gegen den Imperialismus!«

Bogdanow und Sacharow machten ein gequältes Gesicht, tranken aber ihren Wein. Die Ägypter folgten ihrem Beispiel.

»Auf unsere tapferen Verbündeten, auf die Vereinigte Arabische Republik!« schrie Nowotny. Seine Worte drohten in selbstgefälligem Beifall der Ägypter unterzugehen. »Auf ihren Sieg über das internationale Judentum!«

»Idiot!« murmelte Jermolow.

»Wassilij Iwanowitsch«, wandte sich Ulanin an den Luftwaffenkommandanten, »gehen Sie mit diesem Hornochsen auf Deck, bevor er noch größeren Blödsinn verzapft.«

Rostow starrte zu Nowotny hinüber. »Benimmt er sich immer so?« fragte er Ulanin.

Der alte General zuckte die Achseln. »Er ist unkultiviert, Genosse Anatolij Igorewitsch.«

Rostow legte die Stirn in Falten. Nowotny hatte auf alle Anwesenden einen denkbar schlechten Eindruck gemacht. Und er hatte ihn zum Nachdenken über die Frage gebracht, wie es wohl – mit solch einem Mann als Chef des Nachrichtendienstes – um die Sicherheit in der sowjetischen Zone bestellt sein mochte. »Genosse General«, sagte er, »ich beneide Sie nicht. Den da am Hals zu haben ist bestimmt kein Vergnügen.«

»Ich habe ihn mir nicht ausgesucht«, entgegnete Ulanin schnaufend. »Aber er tut, was man ihm sagt. In einem militärischen Verband gibt es nicht viel Arbeit für einen Polizisten.«

Rostow kniff die Augen zusammen. Hatte Ulanin vergessen, dass er, Anatolij Rostow, im Großen Vaterländischen Krieg als Hauptmann im damaligen NKWD gedient hatte?

»Mir scheint, dass Wachsamkeit gerade im militärischen Bereich

ganz besonders am Platz ist, Genosse General. Berufssoldaten neigen dazu, einen Trennungsstrich zwischen sich und der Masse *des* Volkes zu ziehen.«

»Die Armee ist immer loyal, Genosse Anatolij Igorewitsch«, erwiderte Ulanin, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen.

»Gewiß«, sagte Rostow trocken. Eine andere Antwort war von dem legendären Helden von Stalingrad nicht zu erwarten. Der Mann war alt, möglicherweise krank und politisch naiv.

»Ich habe eine persönliche Botschaft von General Tate erhalten«, fuhr Ulanin fort, »in der er sich für den Zwischenfall mit dem amerikanischen Flugzeug entschuldigt.«

»Eine persönliche Botschaft?«

»Ja. Ein an mich gerichtetes Fernschreiben.«

»Und er gibt zu, dass der Pilot des Flugzeugs eine strafbare Handlung begangen hat und gemäßregelt werden sollte?«

»Nein. Er drückt nur sein Bedauern aus.«

»Messen Sie dieser Geste Bedeutung bei?«

Der Blick des alten Generals war undurchsichtig. »Nun, insofern, als er mich wissen lassen wollte, dass ihm die Sache leid tut.«

»Fürchtet er die möglichen Folgen?«

»Fürchten? Nein, General Tate fürchtet sich nicht so leicht. Ich glaube, dass er den Zwischenfall ehrlich bedauert, das ist alles.«

»Das ist ganz bestimmt *nicht* alles, Genosse General. In Washington wird ein offizieller Protest überreicht. Und in der Zentralen Zone wird es darüber noch Diskussionen geben.«

General Ulanin blieb stumm.

»Ich glaube, Ihre Gefühle diesem Amerikaner gegenüber sind eher freundschaftlich.«

»Ja. Wenn es erlaubt ist.«

Die Unverschämtheit, die in dieser Antwort lag, überraschte Rostow. Sie war nicht das, was er von einem alten Haudegen wie Juri Ulanin erwartet hätte.

»Sagen Sie mal, Genosse General«, bohrte Rostow weiter. »Was stört Sie eigentlich an den Ereignissen des heutigen Tages?«

Der alte Mann zögerte, schien sich dann zu einem Entschluß durchzuringen. »Es wäre nichts passiert, wenn wir die Amerikaner über die Aufgabe und den Kurs der ›Allende‹ informiert hätten.«

»Sie meinen also, wir sollten die Amerikaner um Erlaubnis bitten, das Mittelmeer befahren zu dürfen?«

»Natürlich nicht. Ich meine nur, dass die Geheimhaltung Ihrer Ankunft dazu beigetragen hat, eine peinliche Situation heraufzubeschwören. Das hätte vermieden werden können.«

»Sie nehmen sich kein Blatt vor den Mund.«

»Sie haben mich gefragt.«

»Ja, das habe ich.« Der alte Mann war also nicht bereit, den Amerikanern Missachtung der sowjetischen Flagge oder eine andere psychologisch verwertbare Fehlhandlung zu unterschieben.

»Und wenn nun Ihr General Tate selbst – aus Gründen, die nur er kennt – den Angriff angeordnet hätte?« Es war ein aufs Geratewohl abgefeuerter Schuß, ein Versuch, das Ausmaß professioneller Wertschätzung auszuloten, die Ulanin seinem Gegenspieler jenseits des 34. Längengrades entgegenbrachte.

»Es ist nicht *mein* General Tate, Genosse Anatolij Igorewitsch. Aber man kann auch einen Gegner bewundern ...«

»Ach ja. Der Ehrenkodex des Berufssoldaten. Man vergisst manchmal, dass es das noch gibt – sogar in der Roten Armee.«

Ulanin ignorierte den Sarkasmus. »Ich kann mir nicht vorstellen, welchen Grund ein Amerikaner haben könnte, Befehl zu geben, die ›Allende‹ zu behindern ...« – Rostow nahm zur Kenntnis, dass der General es ablehnte, das Wort ›angreifen‹ zu gebrauchen – »... und am allerwenigsten General Tate, der uns Russen sehr genau kennt.«

»War das Ganze also nur ein unglücklicher Zufall? Glauben Sie das?« Für einen Mann von Rostows Geisteshaltung wäre das zwar möglich, aber höchst unwahrscheinlich gewesen. Nur wenig geschah in der Welt, das nicht irgendwie geplant war.

»Es mag Routine gewesen sein. Auch wir stoppen Schiffe innerhalb der 15-Kilometer-Zone. Das ist im Abkommen enthalten.«

»Wir befanden uns in internationalen Gewässern, Genosse General.«

»Selbstverständlich, Genosse Anatolij Igorewitsch«, sagte Ulanin müde.

Rostow beschloß, das Thema zu wechseln. Das Gespräch war nützlich gewesen, weil es Ulanins Ansichten enthüllte. Der alte Herr war Tate zu freundlich gesinnt und hatte eine zu gute Meinung von den Amerikanern. In der Kommandostruktur des sowjetischen Kontingents würden Veränderungen vorzunehmen sein.

»Sobald Bogdanow diese ägyptischen Pfauen hinausgeworfen hat, möchte ich über die Sicherheitsvorkehrungen informiert werden, die für meine Fahrt in die Zentrale Zone getroffen wurden. Habe ich Jermolow richtig verstanden? Die Israelis wollen diese Bestimmung des Abkommens nicht außer Kraft setzen, und wir können nicht fliegen?«

»So ist es, Genosse Anatolij Igorewitsch.«

Rostow kaute eine Weile an seinen Lippen und überlegte die möglichen Folgen einer Verletzung dieser Bestimmung, die Flugzeuge aller Nationalitäten aus der entmilitarisierten Zone verbannte. Nein, das war keine gute Idee. Die Amerikaner würden den Flug als bewusste Vergeltung werten, und er würde alle psychologischen und moralischen Trümpfe aus der Hand geben, die er gegen Talcott Bailey, der sich über solche Dinge Sorgen machte, ausspielen konnte. Überdies würde er damit wahrscheinlich die Ägypter ermutigen, Erkundungsflüge in die entmilitarisierte Zone, möglicherweise sogar in den amerikanischen oder israelischen Sektor, zu unternehmen. Man konnte ihnen nicht vertrauen, und ihre Aggressivität ließ auch keine brauchbaren Resultate erhoffen. Also mußte er wohl das Auto benutzen. Es würde eine lange und unbequeme Fahrt sein, aber es ging nicht anders: das sowjetische Verhalten mußte absolut korrekt sein.

»Führt dieser Dummkopf Nowotny mein Sicherheitsdetachment?« fragte er und starrte auf die offene Luke, durch die Jermolow mit dem schwankenden KGB-Mann verschwunden war.

»Ich werde es selbst übernehmen«, sagte Ulanin.

Einen Augenblick hatte Rostow Skrupel, diesen müden alten Mann einer so beschwerlichen Fahrt durch die Wüste auszusetzen, aber er unterdrückte sie. Es wäre schon gut, die Eskorte unter das persönliche

Kommando des Befehlshabers der sowjetischen Zone zu stellen. Vielleicht würde sich eine Gelegenheit ergeben, Ulanin und Tate zusammen zu beobachten. Anatolij Rostow glaubte die Gabe zu besitzen, politische Unzuverlässigkeit ›riechen‹ zu können – oft noch bevor die Betreffenden davon wußten.

»Sehr gut, Genosse General«, sagte er. »Die Zusammenkunft ist für morgen 18 Uhr angesetzt – morgen ist der Jahrestag der ursprünglichen Unterzeichnung. Treffen Sie demgemäß Ihre Vorkehrungen.«

Bruder Anastasius vom Kloster der heiligen Katharina kletterte den steinigen Pfad zur Oase Feiran hinab. Seit fünfzig Jahren lebte Anastasius in der Gemeinde am Dschebel Musa, und seit fünfzig Jahren verrichtete er niedere Dienste zur höheren Ehre Gottes. Nun war er siebzig. Wüstensonne und Kamsin hatten seine Haut gegerbt und gefurcht; fast glich er der pergamentenen Mumie des heiligen Stephanos an der Pforte des Beinhauses.

Er war als junger Mann in die Gemeinde gekommen – vor so langer Zeit, dass er sich kaum noch seines früheren Lebens entsinnen konnte. Es gab verschwommene Erinnerungen an eine Kindheit zwischen den weißen Felsen und der heilen Sonne Mazedoniens, und an einen Vater, der ihn – als Buße für irgendwelche lässliche Sünden – für den Kirchendienst bestimmte. Doch für Bruder Anastasius waren Zeit und Raum zusammengedrängt auf das weltabgewandte Leben in den uralten Steinhäusern am Fuß des Berges.

Er bedauerte es nicht, sein Leben in klösterlicher Zurückgezogenheit verbracht zu haben. Er war von seinem Glauben erfüllt. Als eines der ältesten Mitglieder der Mönchsgemeinde genoß er das Privileg, das Kloster von Zeit zu Zeit verlassen und sich in die Berge zurückziehen zu dürfen, um dort zu meditieren und zu beten. Gleich den heiligen Männern des Ostens fastete er ganze Tage, allein mit der Sonne, dem Wind und – er war dessen sicher – mit Gott.

Anastasius wußte recht wenig über viele Dinge. Aber er wußte al-

les über den Orden der heiligen Katharina und über die Männer, die ihm – von den Zeiten des Kaisers Maxentius bis heute – gedient hatten. Zuweilen träumte Bruder Anastasius vom Märtyrertod. Er sah sich dann als einen der Pilger, die im Mittelalter von den Sarazenen hingemetzelt worden waren, oder auch (in Augenblicken einer ganz seltenen Selbstüberhebung) als die heilige Katharina selbst. Seit urdenklichen Zeiten waren ihre geheiligten Reliquien im Kloster aufbewahrt, bewacht vom heiligen Stephanos, der dort, bekleidet mit dem *Megaloschemos*, dem ›Engelsgewand‹, auf seinem Stuhl saß.

Gedankenversunken wanderte er in dieser Stunde des schwindenden Tages den schmalen Pfad nach Feiran hinunter. Sein Kopf war wie ausgeleert von der Sonne und zwei Tagen des Fastens, aber er fühlte sich tief bewegt und einer wundersamen göttlichen Offenbarung nahe. Dann, mit etwas praktischerem Sinn, dachte er daran, dass er in Feiran auf die Schäfer des Klosters stoßen, ihr Mahl mit ihnen teilen und vielleicht zusammen mit ihnen, die jetzt ihre Herden über die Bergpässe trieben, zum Kloster zurückkehren würde.

Seinen mit Sandalen bekleideten Füßen war der steinige Weg vertraut. Der Abendwind zerrte am groben Tuch seines Gewandes. In einiger Entfernung sah er schon die Palmen und Tamarisken der Oase. Ein roter Himmel wölbte sich über Feiran. Jenseits des Wasserlaufs, zwischen den langen Schatten der Palmen, sah er hellere Formen, Schafe, die die Beduinen für die Mönche hüteten. Er unterdrückte eine nahezu sündige Begierde nach dem Genuss von Käse und, vielleicht, einem Stück Hammelfleisch.

Die Zeit verging schnell in der Wüste, und Bruder Anastasius stellte sich manchmal vor, Sinai sei, nach dem Willen des Allmächtigen, ein kleines Abbild der äußeren Welt. Einer Welt, mit der das Kloster in den letzten Jahren nur wenig Berührung hatte.

Viele Touristen waren ins Kloster gekommen. Sie waren durch die steinernen Gänge und Räume getrottet und hatten die dort für ewige Zeiten bewahrten Reliquien begafft. Aber seit einiger Zeit gab es keine Touristen mehr, und überhaupt nur wenig Besucher. Hin und wieder erschienen Männer in khakifarbenen Uniformen und blauen Mützen

und verlangten mit Vater Damián oder Diakon Elias zu sprechen, aber diese anderen Besucher aus der äußeren Welt, die Männer und Frauen, die in ehrfürchtiger Scheu vor dem Mosaik des Christos Pantokrator, des Allherrschers, standen, dessen ernstes, gütiges Antlitz seit der Zeit des Kaisers Justinian die Kuppel der Apsis zierte, sie kamen nicht mehr. Es war, so erschien es Anastasius, als sei die Zeit der Sarazenen von neuem angebrochen.

In der Senke des Wadis, in dem die Oase lag, wurde es dunkler, doch der Himmel schien noch röter als zuvor; die untergehende Sonne legte lange, breite Streifen über das Himmelsgewölbe. Das Schwinden des Lichts tauchte die Schatten in Bernstein und Gold. So vertraut ihm der Anblick eines Sonnenuntergangs auf Sinai auch war, Bruder Anastasius mußte stehenbleiben, auf dem felsigen Boden niederknien und, tief bewegt von der Schönheit des scheidenden Tages, für sich allein ein *Kyrie Eleison* beten.

Er lag noch auf den Knien, als laut knatternde Geräusche an sein Ohr drangen. Bruder Anastasius hatte noch nie Schüsse gehört, und diese seltsam bedrohlichen Laute verwirrten und beunruhigten ihn. Langsam erhob er sich und blieb lauschend stehen. Die Geräusche kamen in unregelmäßiger Folge, jeweils sechs oder sieben, und aus verschiedenen Richtungen. Der rötliche Schein hatte sich zu Zwielflicht gewandelt, doch in den Palmen- und Tamariskenhainen sah Bruder Anastasius jetzt gelbliches Licht aufblitzen und dünne Streifen eines noch nie gesehenen Feuers. Die Schafe schienen sich in zunehmender Panik ratlos im Kreis zu bewegen.

Hin und wieder stolpernd, von einer unbegreiflichen Sorge erfüllt, ging der alte Mönch auf die Oase zu. In diesem Land wundersamer Geschehnisse, wo Gott aus dem brennenden Dornbusch gesprochen hatte, wo ein von mystischem Feuer umloderter heiliger Berg stand ... war es möglich, dass hier sich neue Wunder begaben? Schwankend, weil er ein alter Mann war, begann er zu laufen. Sein Atem ging pfeifend, sein Herz hämmerte.

Von der Oase her kam ein Schrei, ein wilder, schriller Schrei, ausgestoßen in Schmerz und Verzweiflung. Der Mönch hörte ihn deutlich.

Kein Wunder Gottes konnte einen solchen Schmerzensschrei aus einer menschlichen Kehle pressen. Wenn dies ein Wunder war, so ein schwarzes, ein Werk des Teufels, Luzifers, des gefallenen Engels.

Jetzt konnte er auch andere Stimmen hören, und wie der erste waren auch diese Schreie der Qual, der Wut und des Grauens. Die Kette knatternder Geräusche riß nicht ab, und die Feuerblitze wurden immer heller, je mehr er sich dem Tamariskenhain näherte. Er hörte Männer in der Beduinensprache schreien, und andere Stimmen, zornig und befehlend.

Aus der Dunkelheit tauchte etwas vor ihm auf. Die letzten roten Sonnenstrahlen fielen auf eine Gestalt, die kaum noch menschlich zu sein schien. Laufend, springend, stolpernd kam sie heran. Es war ein Beduine, einer der Schäfer. Er hatte sein Keffijeh verloren, und seine schwarzen Haare wehten im Wind. Mit einem grauenhaften, rasselnden Geräusch stieß er seinen Atem aus. Ohne Anastasius zu bemerken, versuchte er an ihm vorbeizulaufen. Dann stürzte er zu Boden, wälzte sich herum und blieb auf dem Rücken liegen. Anastasius sah, dass die untere Hälfte seines Gesichtes fehlte. Nass und glitzernd rot endeten die Wangen am Oberkiefer, die Zähne, blutüberströmt, hingen über einem pulsierenden Krater, der unmittelbar in die Luftröhre überging. Die Augen rollten, erstarrten, wurden glasig.

Von Entsetzen übermannt, zitternd, bekreuzigte sich Bruder Anastasius und murmelte ein Totengebet. Als er an einem der Felsen, die den Pfad säumten, Halt suchte, sah er, dass seine Hand nass vom Blut des Beduinen war.

Der Alptraum nahm kein Ende. Er sah andere Männer laufen und kriechen. Die Explosionen wurden lauter, und nun begann der alte Mann allmählich zu begreifen, dass diese Laute von Waffen, von Feuerwaffen herrührten. Jemand schlachtete die Hirten ab, tötete sie, während sie liefen, während sie fielen, und selbst auch noch, während sie sich im Bach oder zwischen den Felsen verkrochen.

Im Dunkel schrie einer auf arabisch: »Laßt die Kamele nicht ausreißen, sonst ist alles umsonst!«

Nun begriff es auch der Mönch, dass die Beduinen ihrer Kamele we-

gen hingemetzelt wurden, fünfundzwanzig Menschen für zwei Dutzend Tiere.

Er umklammerte das Kruzifix, das um seinen Hals hing, ein grobschnitztes Holzkreuz mit den doppelten Querbalken der Griechisch-Orthodoxen. Stolpernd und taumelnd, das Kruzifix hochehoben, warf er sich in das Gewirr laufender Menschen und Tiere. »Halt!« rief er. »Im Namen Gottes, haltet ein!«

Nur wenige Schritte war er vorwärtsgekommen, dann streckte ihn ein wuchtiger Schlag zu Boden.

Er lag im Schilf, das nahe dem Wasserlauf wuchs. Er hörte es im Wind knistern und rascheln. Der Lärm des Tötens kam von weit her. Seine linke Hand schmerzte schrecklich. Ob er sie wohl bei seinem Sturz verletzt hatte? Verworrene Gedanken stiegen auf, von Felsen, sengender Sonne, einsamen Gebeten ... *Christos Pantokrator!* Verzeihe mir ... Er hatte sein Kruzifix verloren, das seit fünfzig Jahren ein fester Bestandteil seines Lebens war.

Von einzelnen Schüssen abgesehen, war das Gewehrfeuer verstummt. Ein Kamel, das sich losgerissen hatte, sprang im Dunkel an ihm vorbei, bahnte sich raschelnd einen Weg durch das Schilf. Er war plötzlich sehr durstig. Das Geräusch fließenden Wassers war eine Tortur, die Zunge klebte am ausgedörrten Gaumen.

In der Ferne rief eine Frau jemand zu, die Tiere einzufangen. Es war nicht die Stimme eines Hirtenweibs. Die Stimmen der Hirten waren alle verstummt.

Heilige Katharina, heiliger Stephanos, fragte er sich, ist mir ein Wunder widerfahren? Er suchte nach frommen, demütigen Gedanken, demütig, weil mit jedem Augenblick seine Überzeugung wuchs, dass er für einen Märtyrertod bestimmt war. Aber, heilige Katharina, dachte er, ich begreife es nicht. Sind die Sarazenen wiedergekommen?

Ganz weit draußen waren vereinzelte Schüsse zu hören. Die Sarazenen töteten die Verwundeten. Das Gefühl der Verzückung erstarb; Zorn überkam ihn angesichts solcher Verderbtheit. Fluch über sie! wollte er laut rufen. Die Stimme versagte ihm. Er bewegte sich, und mit der Bewegung verstärkte sich der rasende Schmerz in seiner lin-

ken Hand. Das Mantelgeschoß eines Kalaschnikow-Karabiners hatte seine Hand amputiert, und sein Blut versickerte im sandigen Boden von Feiran.

Tastend berührte er den Klumpen aus Fleisch, Knochen und Blut, und er begriff, dass die Sarazenen ihm seine Hand genommen hatten. Es hätte ihn in Panik versetzen sollen, aber in Anbetracht des grausigen Geschehens schien es ihm nur von geringer Bedeutung. Ich bin kein vollständiger Märtyrer, dachte er mit für ihn ungewohnter Ironie.

Mit viel Mühe wälzte er sich auf den Rücken und umklammerte das zerfetzte Gelenk, aber immer noch floß das Blut aus zerrissenen Adern und Venen. Er wußte, dass er es zum Stillstand bringen mußte oder er würde sterben. Angesichts solcher Gräueltaten war es eigentlich schwer, sich nicht einfach für den Tod zu entscheiden. Aber das Kloster mußte gewarnt werden, dass die Sarazenen nach tausendjähriger Abwesenheit zurückgekehrt waren.

Hätte er nicht diese Zähigkeit besessen, erworben durch lebenslanges Fasten und Entbehrungen, wäre er wohl in kurzer Zeit verblutet. Mit der rechten Hand löste er den derben Strick seines Gewands und legte ihn um den linken Unterarm. Die alten Fasern schmeckten bitter, als er sie mit Mund und Zähnen festhielt, um den Strick zu knoten.

Immer noch streiften die Räuber durch die finstere Oase und suchten mit Taschenlampen nach Überlebenden des Massakers. Ein Schuß, Stimmen, wieder ein Schuß. Lachen. Bruder Anastasius schloß die Augen und lag still im Schilf. Wieder begannen seine Gedanken zu wandern. Wie stand es in den Schriften des Theodolus: ... hatten die Sarazenen beschlossen, mich und die Sklaven des Magathon ihren verabscheuungswürdigen Göttern zu opfern ... Der Altar war errichtet, das Opfermesser geschliffen ... Schale, Weihrauch und Blumengewinde standen bereit ... Ich erwartete nur mehr den Tod, als Gott der Allmächtige seinen schützenden Schild ... Gewiß, so sollte es sein. Wo konnte Gottes Macht größer sein als gerade hier, am Fuße seines heiligen Berges?

Lange hatte er unbeweglich gelegen, durstig, schmerzgequält, und

den Sarazenen gelauscht, die sich ans Nordende der Oase zurückzogen, um dort ihr Lager aufzuschlagen, weil sie nicht zwischen den getöteten Beduinen schlafen wollten.

Schließlich zwang sich der alte Mönch zu einer vorsichtigen Bewegung. Die Schmerzen waren kaum zu ertragen, doch er gab nicht auf. Seine Sandalen waren fort, aber er grub die Fersen ein, drückte die Beine durch und schob sich zentimeterweise durch das Schilf auf das Wasser zu. Oft blieben die Enden des Strickes, der um sein verstümmeltes Handgelenk gebunden war, an einem Busch hängen, und es wurde ihm schwarz vor den Augen. Er biss sich auf die trockenen Lippen, bis Blut kam. Noch ein Stoß mit den Fersen, und dann Wasser, das plätschernd seine suchenden Lippen traf. Er trank, rollte sich dann zur Seite und kroch, sich auf seine gesunde Hand stützend, am Wasserlauf entlang. Er hoffte, die Sarazenen hätten mittlerweile ihre Suche nach den Überlebenden beendet. Es gelang ihm, sich irgendwie aufzurichten. Er kroch auf eine kleine Tamariske zu und lehnte sich gegen den Stamm. Von weither kamen die Stimmen der Mörder – stiller jetzt nach den schrecklichen Taten, die sie vollbracht hatten.

Für einen kurzen Augenblick schloß er die Augen und zwang sich, den Stumpf seiner Linken zu umfassen. Der Schmerz ließ ihn beinahe ohnmächtig werden, aber er preßte den blutigen Klumpen gegen das grobe Tuch seines Gewandes und schlang die losen Enden des Stricks zu einer Art Schlinge um den Hals. Schwer atmend warf er dann seine Feldflasche nach der Quelle zu, aber sie erreichte ihr Ziel nicht. Er zog sie an der Schnur an sich heran und versuchte es noch einmal. Mit einem knöchigen Fuß schob er sie weiter, bis sie halb im Schlamm lag und sich langsam füllte. Er zog sie wieder an sich und warf sich auch diese Schnur um den Hals.

Er fühlte sich schwach, aber er durfte nicht länger zaudern. Nur die Nacht konnte ihn retten. Er hob den Arm über den Kopf und umfasste den Stamm der Tamariske. Dann stemmte er wieder die Fersen in den Boden, wölbte seinen Rücken und schob sich hoch. Sein Körper zitterte vor Schmerz.

Etwas stieß gegen seine Beine und hätte ihn beinahe wieder umge-

worfen. Ein scharfer, übler Geruch stieg auf. Bruder Anastasius unterdrückte ein erschrecktes Stöhnen, aber das Schaf, auf der Suche nach den anderen, war bereits wieder verschwunden.

Torkelnd setzte er sich in Bewegung. Ein Schritt, und noch einer. Und noch einer. Das quälende Klopfen in seiner Wunde schien in seinem ganzen Körper mitzuschwingen. Er ging seinen Weg. Ging seinen Weg quer durch eine Unendlichkeit von Finsternis und Qualen, zurück zum Kloster, um seine Brüder zu warnen und zu berichten, dass die Sarazenen wiedergekommen waren.

10

Colonel Ira Dayton, der Pilot des Präsidenten, wollte eben sein Quartier in Fort Meyer verlassen, um sich seiner monatlichen Untersuchung durch den Luftwaffenarzt zu unterziehen, als der Anruf aus dem Weißen Haus kam. Helen Risor, die Sekretärin des Präsidenten, teilte ihm mit, dass der Präsident beschlossen habe, die nächsten zwei bis drei Tage im Weißen Haus in Palm Springs zu verbringen. Er wolle morgen früh vom Luftwaffenstützpunkt Andrews abfliegen. Zwei Männer des Geheimdienstes, Arnes Dickinson, der Verteidigungsminister, und die Sekretärin selbst sollten den Präsidenten begleiten.

Dayton kannte den Verteidigungsminister nicht sehr gut. Dickinson war neu im Amt. Er hatte erst vor kurzem seinen Vorgänger abgelöst, der vom Präsidenten aus der früheren Regierung übernommen worden war. Zwei Dinge wußte man über Dickinson: dass es ihm schwerfallen würde, den Stabschefs – insbesondere dem Vorsitzenden Admiral Ainsworth – Zügel anzulegen, und dass er ein langjähriger politischer Freund und Golfpartner des Präsidenten war.

Nachdem er seine Frau beauftragt hatte, eine Dinnereinladung für

den Abend abzusagen, rief Dayton in Andrews an, um die Besatzung der Präsidentenmaschine in Bereitschaft stellen zu lassen. Die Flugreisen des Präsidenten, bei denen Ira das Kommando hatte, liefen nach einem gut durchorganisierten Schema ab, so dass ein einziger Anruf genügte, um die Dinge in Gang zu bringen.

Air Force Two, mit dem Vizepräsidenten und seiner Begleitung nach Es Schu'uts unterwegs, war am Tag zuvor abgeflogen – mit Colonel Ted Willey am Steuerknüppel, der bei den Flügen des Präsidenten üblicherweise als Daytons Kopilot fungierte. Darum mußte Dayton morgen mit den zwei Neuen, Major Allen Campbell und Captain John Wingate, fliegen. Beide Männer sollten für die Präsidentenflüge eingeschult werden; sie waren bestens qualifiziert und hatten mehrere tausend Flugstunden auf modernsten Maschinen hinter sich, unterhielten jedoch keine über das Dienstliche hinausgehenden Beziehungen zu ihrem Kommandanten. Er beschloß, den Rest des Tages für die Instruktionen der neuen Kopiloten aufzuwenden. Vorher aber rief Dayton den Stabsarzt des Luftwaffenstützpunktes an und verschob seinen Termin. Bei der letzten Untersuchung hatte Colonel Brady etwas erhöhten Blutdruck festgestellt und ihm eine leichte Diät vorgeschrieben. Das Elektrokardiogramm hatte nichts Ungewöhnliches erkennen lassen. Dennoch hatte Brady eine komplette Thoraxuntersuchung für den nächsten Besuch angeordnet. Da dies einen halben Tag mit Röntgenärzten und einem Spezialisten für kardiovaskuläre Erkrankungen bedeutet hätte, war Dayton über eine Verschiebung nicht unglücklich. Der Arzt, ein persönlicher Freund, fragte ihn nach seinem Befinden.

»Mir geht's prima, Ted.« So ganz entsprach das nicht der Wahrheit. Ein bellender Husten und etwas Heiserkeit waren Anlass, dass er sich in den letzten zwei Tagen nicht wohl gefühlt hatte. Doch wie viele Menschen, die nur selten krank sind, konnte auch Ira Dayton nicht glauben, dass sein durchtrainierter Körper (in der Luftwaffenschule war er im Baseballteam gewesen) ihn jemals im Stich lassen könnte.

»Deine Stimme klingt heiser. Nimm ein Antihistaminikum, bevor du fliegst.«

»Mach' ich.«

»Du stehst also für die nächste Woche auf der Liste. Richte dich darauf ein, dass du einen Tag hier verbringen wirst. Melde dich im Standortlazarett an, wenn du zurück bist.«

»In Ordnung«, sagte Dayton und beendete das Gespräch. Er hustete und versuchte, den Schleim aus der Kehle zu bekommen. Er spürte eine leichte Beengtheit in der Brust und beschloß, das Fliegen den neuen Piloten zu überlassen und sich selbst nur auf die Start- und Landemanöver zu beschränken.

Er rief den Meteorologen vom Dienst an und verlangte die Wettervorhersage für die nächsten vierundzwanzig Stunden: Im Südwesten der Vereinigten Staaten klares, kaltes Wetter mit stürmischen Winden. Der Präsident würde mit einem Handikap von achtzehn Golf spielen, umweht vom Wind, der durch das San-Jacinto-Tal wirbelte. Dayton lächelte. Er spielte bestenfalls mit einem Handikap von zwei.

Doch nie wieder würde Dayton den Fuß auf einen Golfplatz setzen. Dicht an seinem Herzmuskel schwoll die sackförmige Ausbuchtung eines Aneurysmas und schwächte die Wände der pulsierenden Aorta. Colonel Ira C. Dayton hatte den letzten Tag seines Lebens begonnen.

Eine schwache Lampe erhellte den Raum. Das aufgeschlagene Buch lag auf der Bettdecke, aber Deborah Zadok las nicht. Sie starrte auf den HiFi-Recorder – ein Geschenk Tates – und hörte den zweiten Satz der »Eroica«.

Die ernste, traurige, zu Herzen gehende Musik entsprach ihrer melancholischen Stimmung. Die Liebesaffäre zwischen ihr und William ging zu Ende – mußte zu Ende gehen. Sie wußte, dass das Verhältnis zu einer Gefahr für ihn geworden war, dass es seine Karriere zerstören konnte. Sie war nicht ein Mensch, der Verrat mit Vernunftgründen zu rechtfertigen verstand, und sie spürte, wie rings um sie eine Konfliktsituation entstand.

Sie war mit der offiziellen Abordnung auf dem Flugplatz gewesen, um den Vizepräsidenten zu begrüßen, der noch kälter und selbstge-

rechter aufgetreten war, als sein Ruf es hätte erwarten lassen. Er war offensichtlich ergrimmt über den Zusammenstoß zwischen Colonel Trask und dem sowjetischen Schiff und war entschlossen, seine Autorität über die amerikanischen Truppen in der Zone voll zur Geltung zu bringen. Dies schloß natürlich Bill Tate mit ein, den der Vizepräsident und die Mitglieder seines Stabes mit offener Ablehnung behandelt hatten. Auf dem Flugplatz, wo General Tate den Ankommenden volle militärische Ehren erwiesen hatte, war Baileys fast schon beleidigende Zurückhaltung aufgefallen; das anschließende private Treffen hatte sicher in einer ebenso unfreundlichen Atmosphäre stattgefunden.

Es war schon spät, fast Mitternacht, und aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Gespräche noch immer nicht beendet. Morgen war der Jahrestag des Zypernabkommens – der Tag, da Talcott Bailey in die Zentrale Zone fahren sollte, um dort mit Anatolij Rostow zusammenzutreffen.

Der Vizepräsident hatte die am Flugplatz erschienenen Israelis mit kühler Korrektheit begrüßt. General Rabin und die anderen Mitglieder des Verbindungsstabes hatten sich ebenso korrekt verhalten, aber es war allen Beobachtern klar, dass auf beiden Seiten keine besonders herzlichen Gefühle vorherrschten. Gab es schon diesseits 34° Ost so viel Trennendes, dann war wenig Hoffnung auf echten Frieden mit den Menschen auf der anderen Seite. Deborah schloß müde die Augen und dachte, dass sie, was immer der Mosa'ad von ihr erwartete, viel zu gefühlsbetont war, um eine gute Agentin abzugeben.

Der amerikanische Vizepräsident hatte einen sehr schlechten Eindruck auf sie gemacht. Konnte so ein Mann die Realitäten dieser chronischen Kriegsgefahr erfassen, die zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn bestand? Konnte man eine realistische Einschätzung geopolitischer Gegebenheiten von einem Mann erwarten, der der festen Überzeugung zu sein schien, ein gütlicher Vergleich zwischen erklärten Feinden sei durch die Anständigkeit vernünftiger Männer herbeizuführen?

Noch vor dem Zusammentreffen auf dem Flugplatz hatte Rabin ihr

vertraulich mitgeteilt, dass eine Reihe von ›Zwischenfällen‹ auf den Golanhöhen gemeldet worden waren. Terroristen seien von ihren Stützpunkten auf syrischem Gebiet in den Norden eingesickert und hätten die Straße Haifa-Jerusalem an mehreren Stellen vermint. Ein mit Kibbuzniks besetzter Bus war in die Luft gegangen, es hatte zwei Tote und viele Verletzte gegeben. Die Luftwaffe oder die Armee würde einen Vergeltungsschlag führen – das war so sicher wie das Amen im Gebet. Und die Russen, die in den letzten paar Jahren eine beträchtliche Anzahl von Truppen nach Syrien entsandt hatten, würden protestieren. Wenn überhaupt noch die Vertragserneuerung stattfand, dann würde sie in einer Atmosphäre des Misstrauens und unter Krisen vor sich gehen.

Deborah hatte das Licht ausgemacht und war fast schon eingeschlafen, als sie das vertraute herrische Klopfen an der Tür vernahm. Sie war plötzlich hellwach, überrascht und auch ein wenig besorgt, weil der General so unerwartet gekommen war. Seine Unbesonnenheit erschreckte sie, und doch krampfte sich ihr Herz in erregter Sehnsucht zusammen. Sie öffnete die Tür und trat zur Seite. Seine dunkle Gestalt verdeckte die trüben Lichter der Baracken. Hinter ihm sah sie Sergeant Robinson, der an der Ecke des Gebäudes Wache hielt.

»Du«, sagte sie. In unbeschwerterer Stimmung nannte sie ihn beim Namen, und manchmal, in gespielt scheltendem Ton, auch bei seinem Rang. Doch in Krisensituationen (und deren hatte es in letzter Zeit einige gegeben) zog sie ein einfaches Du allem anderen vor. »Ich hatte nicht erwartet, dich heute noch zu sehen.«

Er trat ein und schloß die Tür hinter sich. Ein berauschendes Gefühl überkam sie, als er neben ihr im Dunkel stand; sie spürte den Duft frisch gewaschener Khakis, starker Seife und alten Leders. Als er sich bewegte, fiel ein Lichtschimmer durch die in Falten herabhängenden Vorhänge auf die silbernen Sterne an seiner Uniform.

»Ich habe dir doch heute früh gesagt, dass ich kommen würde.«

»Das war heute früh. Seither sind hundert Jahre vergangen.«

»Wenn nicht mehr.« Er streckte die Hand nach ihr aus, hielt sie einen Augenblick lang fest, dann streifte er ihr das Nachthemd von den

Schultern. Seine Hand berührte ihre nackte Brust. Sie fühlte das Metall seines Ringes. Ihre Beine zitterten, als er sie an sich drückte und sie hungrig küßte.

»Darauf wollte ich nicht verzichten. Und schon gar nicht wegen eines Talcott Bailey.«

»Es ist gefährlich«, sagte sie.

Er lachte. »Ja. Du hast recht. Die Taube würde sagen, dass mir das Hirn in die Hosen gerutscht ist. Ein geiler Landsknecht.«

»Hör auf«, sagte sie.

»Entschuldige. Ich hab's nicht so gemeint.«

Sie zog ihn zum Bett und fing an, sich mit seinen Hemdknöpfen zu beschäftigen. »Doch. Aber das macht nichts.«

Seine Muskeln waren straff und hart. Der Wunsch, vernünftig zu denken, ging unter im heftigen Verlangen, seine Männlichkeit zu befriedigen. Alles andere hatte Zeit.

»Leg dich nieder«, flüsterte sie.

Er ließ sich schweigend zurückfallen. Ihre Lippen tasteten über seine nackte Brust. Sie öffnete die Schnalle seines Gürtels, das Metall klirrte leise im Dunkel. »Verdammt!« sagte er.

»Still.«

Ihre Lippen liebkosten, ihre Stirn rieb sich an der seltsam glatten Haut seines Schenkels.

Plötzlich griff er in ihr Haar und hob ihr Gesicht hoch. »Nein«, sagte er, »nicht so.« Mit wilder Eile entblößte er sich selbst, drehte sie auf den Rücken und drang tief in sie ein.

Sie liebten sich schweigend, ohne Worte zu verschwenden. Das zerwühlte Bett wurde feucht, und Deborah hörte auf zu denken. Es war ihr gleich, ob es nur Sexualität war oder mehr als das: jeder Gedanke erstickte im Ansturm der körperlichen Empfindungen. Sie waren mehr als in geschlechtliche Vereinigung verstrickte Partner – sie waren zwei Hälften eines einzigen sich hin und her werfenden, sich selbst verschlingenden Organismus.

Als sie endlich keuchend und nass vor Schweiß stilllagen, dachte Deborah: »Lust. Mein Gott, es ist nichts anderes als Lust ...«

»Nein«, sagte er und hob den Kopf. Sie begriff, dass sie laut gedacht hatte. »Nein«, wiederholte er. »Es ist mehr als das.«

Sie hielt ihn mit aller Kraft fest. Ihre Arme zitterten, die Wangen waren feucht, und sie wußte nicht, ob es Schweiß war oder Tränen, denn oft weinte sie in solchen Augenblicken.

Er strich mit den Lippen über ihre Augen und drehte sich auf den Rücken. Sie lehnte an seiner Brust, die Beine waren in den Laken verwickelt. Das Tonbandgerät schaltete sich ab, und nur ihr Atem ging durch den stillen Raum.

»Du hättest heute Nacht wirklich nicht kommen sollen. Ich wäre dir nicht böse gewesen.«

»Zum Teufel damit.«

Sie atmete tief ein. »Das war nicht klug von dir. Gar nicht klug.«

Er lächelte trübe. »Die Heeresdienstvorschrift verbietet es nicht. Nicht einmal einem General.«

»Es wissen wohl schon alle über uns Bescheid.«

»Ja«, sagte er. Offensichtlich wollte er das Thema nicht weiter verfolgen.

»Fährst du in die Zentrale Zone mit?«

Er geriet wieder in Zorn. »Nein«, antwortete er und setzte sich jählings auf. »Er hat mir den ausdrücklichen Befehl erteilt, in Es Schu'uts zu bleiben. Er will keine Soldaten.«

»Keine Soldaten?« wiederholte sie verblüfft. »Das verstehe ich nicht.«

»Das versteht keiner. Er sagt, es handelt sich um eine rein zivile Angelegenheit, und er will kein Militär dabei haben. Ben Crowell und noch einen anderen Offizier, und Schluß. Beförderung auf Armeefahrzeugen muß er in Kauf nehmen, und einen Trupp Soldaten schicke ich ihm mit, ob er will oder nicht. Aber mehr kann ich nicht tun. Der Mann benimmt sich wie ein Verrückter.« Er tastete in seinen Kleidern nach Zigaretten und Feuerzeug. Im Schein des aufflackernden Lichtes sah Deborah den verdrossenen Ausdruck auf seinem Gesicht. Er war gewohnt zu befehlen, und der Vizepräsident hatte seine Pläne durchkreuzt und ihn verärgert. Sie fragte sich, ob das nicht der Grund seines späten Kommens war – selbst wenn es gerade jetzt höchst unklug zu sein schien.

»Aber er ist kein Verrückter«, fuhr Tate fort. »Er ist ein Idealist, und das ist noch tausendmal schlimmer.«

»Fährt Dov Rabin auch mit?« fragte sie.

»Ja. Jerusalem hat ihn als offiziellen Vertreter bestätigt.« Er unterbrach sich, starrte einen Augenblick auf die Glut seiner Zigarette und drückte sie zornig aus. »Und du«, sagte er, »du fährst auch.«

Sie hielt den Atem an.

»Ja. Du. Rabins Idee.«

»Ich verstehe.«

Tates Stimme klang plötzlich feindselig. »Mir befiehlt man, hier sitzen zu bleiben, weil der Anblick von Militärpersonen das Auge des Mr. Bailey beleidigt. Aber euch Israelis hat er nichts zu befehlen, und euer Ministerpräsident legt Wert darauf, dass eine israelische Abordnung anwesend ist, wenn der Vertrag erneuert wird.«

Noch nie war er so verbittert gewesen. Es passte nicht zu ihm. Aber sie hatte ihn auch noch nie in einer solchen Situation gesehen, wo er mit politischen Intrigen konfrontiert war. Er war seinem Wesen nach ein einfacher Mann. Diese Erkenntnis verstärkte ihre Liebe – wenn es Liebe war, was sie für ihn empfand. Sie war sich dessen noch immer nicht sicher.

»Es besteht doch keine Gefahr, oder?«

»Der Nachrichtendienst sagt nein. Von drei Meldungen stimmt für gewöhnlich eine. Ich rede von *unserem* Nachrichtendienst. Was sagt der Mosa'ad dazu?«

Sein Ton ließ sie frösteln.

Er bewegte sich im Dunkel. »Antworte mir nicht«, murmelte er. »Antworte mir nie auf diese Frage.«

Sie wußte jetzt, dass er sich mit ihrem Verrat abgefunden hatte und wußte auch, dass er nie würde sicher sein können, ob sie nicht nur einem Befehl gefolgt war, als sie sich ihm hingegen hatte. Mit eingezogenen Schultern kauerte sie sich lautlos weinend zusammen.

Bill blieb lange Zeit stumm; dann strich er ihr überraschend zart übers Haar. »Ist schon recht«, sagte er. »Weine nicht, Deborah.« Er sprach so selten ihren Namen aus; jetzt war es wie eine zärtliche Lieb-

kosung. Sie drückte seine Hand gegen ihre Wange und fühlte seine Wärme und Kraft. Die Berührung machte es irgendwie leichter, zu glauben, dass ihre Beziehungen noch nicht endeten.

Was war das doch für eine grausame Ironie, dachte Tate. Er, der einstmals sein Privatleben einer Karriere geopfert hatte, setzte sie jetzt leichtfertig aufs Spiel für eine kaum zu rechtfertigende Beziehung zu einer israelischen Spionin. Und das grausamste daran war, dass er nicht wußte, ob er sie liebte.

Der Wind hatte sich gelegt, und nun war die Nacht klar und ruhig. Die dunkle Masse der Berge im Osten entzog den Blicken die leuchtenden Sterne. Vom Blutgeruch angelockte kleine Wüstentiere raschelten in den Palmen und Tamarisken. Achtundzwanzig tote Beduinen lagen in der Oase Feiran. Die Guerillas hatten einige der Toten durchsucht, aber nichts gefunden, was des Mitnehmens wert gewesen wäre. Die alten Flinten der Hirten hatten sie zerbrochen und weggeworfen. Anders stand es mit Feldflaschen und Nahrung; diese trugen die Männer des Abu-Mussa-Kommandos in ihrem Lager am Nordende der Oase zusammen.

Um Mitternacht machte Enver Leč einen Rundgang, um sich zu vergewissern, dass die Posten wachten, während ihre Kameraden schliefen. Dann ging er zum Wasser hinunter, wo die Kamele lagerten. Fünf- undvierzig Tiere waren es jetzt, mehr als genug, um das ganze Kommando beritten zu machen.

Der Überfall auf die Hirten hatte seine leisen Zweifel zerstreut. Angeordnet hatte er ihn natürlich wegen der Kamele, aber noch wichtiger war es für ihn gewesen, die Männer beim Töten beobachten zu können. Wenn sie imstande waren, zwei Dutzend Beduinen – Araber wie sie selbst – zu ermorden, besaßen sie auch den Mut, die Amerikaner umzulegen.

Leila Jamil hatte ihn der Entschlossenheit der Truppe versichert, aber er mußte sich vergewissern. Terroristische Aktionen waren nie-

mals unkompliziert. Männer wurden völlig unerwartet und aus den sonderbarsten Gründen störrisch und scheuten vor ihrer Aufgabe zurück. Man mußte ihrer absolut sicher sein. Das war er jetzt – so sicher man bei diesen Leuten sein konnte.

Er hatte auch wissen wollen, ob sie seinen Befehlen ohne Vermittlung ihrer eigenen Anführerin folgen würden. Leila Jamil hatte ihren Zweck erfüllt, indem sie die Männer zusammengeholt und ihm übergeben hatte, im entscheidenden Augenblick vielleicht entdecken zu müssen, dass die Männer nur Leila und nicht ihm zu gehorchen bereit waren – das wäre unmöglich gewesen. Feuergefechte waren auf diese Art nicht zu gewinnen, vor allem nicht solche, die zu schweren Verlusten unter den Angreifern führen mußten. Aber der Überfall auf die Schäfer war gut gelaufen. Enver Leč war jetzt ziemlich sicher, dass nichts schief gehen würde.

Er kehrte zu der Stelle am Bach zurück, wo er seinen Schlafsack ausgebreitet hatte. Nicht weit davon entfernt, unter einer Tamariske, lag Leila. Im Schein der Sterne sah er ihre Augen funkeln. Er trat näher und hockte sich nieder. »Morgen wirst du mir auf der Karte die Stelle zeigen«, sagte er, »wo wir den Amerikanern den Weg abschneiden können.«

»Bist du zufrieden?« fragte sie.

»Mit deinen Männern? Sie haben ihre Sache gut gemacht.«

»Sie haben nicht zum ersten Mal getötet. War es nötig, dir den Beweis dafür zu liefern?«

»Wir brauchten die Tiere.«

Sie drehte sich zur Seite und kehrte ihm den Rücken zu.

»Was hast du?« fragte er.

»Ich bin müde. Ich brauche Schlaf.«

Leč starrte auf die Rundung ihres Rückens. »Du brauchst auch noch was anderes.«

»Nicht von dir«, antwortete Leila. Sie bewegte sich, und er sah eine Messerklinge aufblitzen.

Mit stummem Lächeln entblößte er seine langen Zähne.

»Lass mich schlafen«, sagte sie. »Geh!«

»Gleich. Wusstest du, dass einer der Beduinen entkommen konnte?«

Sie drehte sich um und blickte ihn an. »Wir haben sie alle getötet.«

»Rifai sagt nein.«

»Das hat er dir gesagt?«

Er lächelte wieder. »Das hat er mir gesagt.«

»Er hätte ihn einfangen sollen.«

»Ganz meine Meinung. Aber es spielt keine Rolle.«

»Rifai hätte ihn einfangen sollen«, wiederholte sie.

»Er hat ihn im Dunkel verloren, sagt er.«

Leila machte eine müde Geste. »Wir sind leichtsinnig.«

»Das wird sich ändern. Ich werde dafür sorgen.«

»Du wirst dafür sorgen?«

»Ja.«

»Ich verstehe.«

Leč stand auf und streckte die Beine, ihm war nicht nach Schlafen zumute. Das Töten hatte ihn angeregt, und er wünschte, er könnte gleich jetzt in der Nacht die amerikanischen Stellungen angreifen – aber das war natürlich nur ein Wunschtraum. Um erfolgreich zu sein, mußte man nüchtern zu Werke gehen.

Während Leč seinen Träumen nachhing, wandte sich Leila ab und hüllte sich fester in ihre Dschellaba. Die Wärme des Tages hatte sich jetzt, nach Sonnenuntergang, zu schneidender Kälte gewandelt. Sie schloß die Augen und versuchte sich zu entspannen, doch der Schlaf wollte nicht kommen. Sie dachte über Leč nach. Seine Rohheit, seine plumpe Geschlechtlichkeit stießen sie ab. Den ganzen Tag über hatte er ihr seine Männlichkeit mit Worten und Gesten und kaum verhüllten Anspielungen aufgedrängt. Der Mann mochte ein ausgezeichnete Guerillakämpfer sein, aber in anderen Dingen war er ein Narr. Was glaubte er wohl, wie sie es geschafft hatte, so lange unter rauen und einsamen Männern zu leben? War er so stumpf, dass er ihre Andersartigkeit nicht erkannte?

11

Mitternacht war schon vorüber, als sich Colonel Seidel vom Vizepräsidenten in dessen Suite im Falascha-Hotel verabschiedete und in seine Baracke zurückkehrte.

Es war ein verwirrendes Gespräch gewesen. Trotz seines erfahrungsreichen Lebens als Jurist, Politiker und Militär wußte Jason Seidel nicht mit solchen Eiferern wie Bailey fertigzuwerden. Talcott Bailey war aufrichtig und wohlmeinend – und hatte eine völlig falsche Auffassung von den Grundsätzen und der Denkweise der amerikanischen Gesellschaft. Die Amerikaner waren nicht die störrischen Kinder, für die der Vizepräsident sie hielt. Aber sie waren auch nicht die manipulierbaren, selbstüchtigen, gefühllosen, habgierigen Imperialisten, als die der junge Bronstein sie ansah. Nach Seidels Meinung konnte man sie nicht zu einem Lebensstil zwingen, wie er Bailey und seinem Parteiflügel vorschwebte. Daran war nach zwei Präsidentenwahlen nicht mehr zu zweifeln. Trotzdem weigerten sich Bailey und seine Anhänger, die Entscheidung des Volkes anzuerkennen. Und nicht nur das: Sie weigerten sich sogar, zuzugeben, dass eine solche Entscheidung gefallen war.

Bailey hatte Seidel ein persönliches Schreiben des Präsidenten überbracht. Dass er auf Seidels Frage nicht mit Sicherheit sagen konnte, was der Brief enthielt, zeugte für seine absolute Integrität. Er war allerdings nicht überrascht gewesen, als ihm Seidel den Inhalt des Briefes mitteilte: Dass Seidel mit einer möglichen Berufung an den Obersten Bundesgerichtshof rechnen könne.

Was der Vizepräsident von einer solchen Möglichkeit hielt, war nicht schwer zu erraten. Baileys lautstarke und straff organisierte Wählerschaft war aus der Friedensbewegung der sechziger Jahre hervorge-

gangen. Ein Mann von Jason Seidels erzkonservativen Grundsätzen würde kaum jemals ihre Billigung finden. Dennoch stand zu hoffen – und anscheinend war dies auch die Meinung des Präsidenten –, dass man ihre Opposition würde dämpfen können.

Mit dem sicheren Instinkt des Politikers hatte Bailey sehr bald Seidels potentielle Schwächen herausgefunden. »Der Präsident hat seine Meinung, ich habe die meine. Aber es erscheint mir angebracht, Sie darauf hinzuweisen, dass es sehr stark von Ihrem Verhalten hier in der Zone abhängen wird, ob und wie weit ich meinen Einfluß für oder gegen Ihre Berufung geltend mache. Ich muß Ihnen gestehen, dass mein Gespräch mit unserem jungen Achilles einen eher unbefriedigenden Verlauf genommen hat. Ich hoffe, Sie denken da vernünftiger. Die Russen werden fast sicher verlangen, dass Trask abgelöst und vor ein Krieggericht gestellt wird. Ich würde es an ihrer Stelle nicht anders halten.«

»General Tate würde Colonel Trask liebend gerne los sein, Mr. Vice President. Admiral Ainsworth hat den Colonel persönlich für diesen Einsatz ausgesucht, und er und General Tate vertreten sehr unterschiedliche Auffassungen über die Art, wie hier das Kommando geführt werden sollte. Aber der General ist nicht der Mann, der sich zwingen läßt, Trask abzulösen.«

»General Tate täte gut daran, sich dafür zu interessieren, wie Zivilpersonen die Lage beurteilen«, erwiderte Talcott Bailey. »Trask hat einen Zwischenfall provoziert, der mir meine Aufgabe noch mehr erschwert. Offen gesprochen, Richter Seidel, das alles bestärkt mich in meiner Überzeugung, dass die Vereinigten Staaten einen großen Fehler gemacht haben, als sie sich an dieser so genannten Friedensoperation beteiligten. Sie sehen selbst, wie gefährlich die Konsequenzen sein können. Nehmen Sie doch bloß an, der Wahnsinnige hätte das Feuer auf das sowjetische Schiff eröffnet! Nehmen Sie an, Rostow wäre ums Leben gekommen!«

Jason Seidel gab zu, dass diese Möglichkeit erschreckend sei. »Aber diese Risiken sind normal bei so heiklen militärischen Kommandos wie diesem. Wir versuchen sie so klein als möglich zu halten, indem

wir fähige, politisch aufgeschlossene Leute solche Kommandos führen lassen.«

»Ich teile Ihr Vertrauen in den jungen Tate nicht«, entgegnete der Vizepräsident. »Schließlich ist er ja nur ein Soldat.«

Und das, dachte Seidel, das war der springende Punkt, das unlösbare Dilemma. Nach Talcott Baileys Ansicht war ein Soldat nicht befähigt, andere als rein militärische Entscheidungen zu treffen. Trask hatte den Vorwand für einen offenen Konflikt zwischen Bailey und General Tate geliefert, aber wären es nicht Trask und die ›Allende‹ gewesen, dann irgend etwas anderes. Bailey würde schon einen Anlass gefunden haben, Tates Autorität in der Zone in Zweifel zu ziehen.

»Ich will damit sagen«, hatte der Vizepräsident das Gespräch beendet, »dass ein Mann wie Sie, der darauf hofft, an den Obersten Bundesgerichtshof berufen zu werden, sich darüber im klaren sein muß, auf welcher Seite er steht, wenn es zu einem Konflikt zwischen zivilen und militärischen Instanzen kommt.«

Und damit waren sie auseinander gegangen. Sehr nachdenklich gestimmt ging Jason Seidel zurück in sein Quartier. Bailey hatte seinen schwächsten Punkt getroffen: seinen Ehrgeiz. Gut gemacht, dachte er, teuflisch gut gemacht.

In einigen Stunden, am Vormittag, würde der Vizepräsident die Fahrt in die Zentrale Zone antreten, wo er gegen 18 Uhr die Verlängerung eines Abkommens unterzeichnen sollte – eines Abkommens, gegen das er sich innerlich sträubte. Das mindeste, was ihm dabei bevorstand, war eine Tirade Anatolij Rostows, und das hatte er Dale Trask zu danken. So gesehen, konnte man verstehen, dass der Vizepräsident wütend war, weil Tate nicht nachgeben wollte. Aber Bailey würde das letzte Wort haben, daran war nicht zu zweifeln.

Die ersten Straf Maßnahmen waren bereits getroffen: Der Vizepräsident hatte ausdrücklich erklärt, er wünsche nur ein absolutes Minimum an militärischer Eskorte für seine Fahrt in die Zentrale Zone. Er hatte General Tate eigens von der Teilnahme ausgeschlossen. Was Bill Tate als strengen Verweis aufgefasst und in grimmigem Schweigen zur Kenntnis genommen hatte. In diesem Punkt stand die Autorität des

Vizepräsidenten außer Zweifel; ihm allein kam die Entscheidung über die Zusammensetzung des Konvois zu.

Seidel machte sich Gedanken darüber, als er an den Baracken vorbeikam, in denen die israelische Verbindungsgruppe untergebracht war. Mit starkem Missfallen bemerkte er, dass Sergeant Robinson an der Ecke jenes Gebäudes stand, in dem Deborah Zadok wohnte. Der Colonel wußte genau, was Robinsons Anwesenheit zu bedeuten hatte. Es war eine unkluge und unpassende Beziehung, und sie unter den gegebenen Umständen so offen zur Schau zu stellen, fand Seidel empörend.

Er eilte an den Unterkünften der Israelis vorbei und erreichte die Betonbaracken des amerikanischen Militärpersonals. Dort stieß er auf Jape Reisman, der auf ihn gewartet hatte.

»Darf ich hereinkommen, Colonel?« fragte Reisman. »Tut mir leid, dass es schon so spät ist, aber ich hätte noch gern ein paar Worte mit Ihnen gesprochen.«

Schweigend führte Richter Seidel den Journalisten in sein Zimmer. Seit der Ankunft des Vizepräsidenten schien nichts mehr im gewohnten Geleise zu laufen.

Reisman betrachtete erstaunt die karge Einrichtung des Zimmers. Seidel war seit vielen Jahren Witwer, ein gewisser Zug zur Askese war also verständlich, aber ranghöhere Offiziere – zumindest solche, die Jape Reisman kannte – neigten dazu, die Privilegien ihres Ranges zu nutzen, um sich ihr Leben in der Armee etwas angenehmer zu gestalten. Der Richter tat dies offenbar nicht. Die Einrichtung war spartanisch: Außer dem Feldbett, einem metallenen Schreibtisch, einem Bücherregal mit militärischen und juristischen Fachbüchern befand sich kaum etwas im Raum.

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nichts zu trinken anbieten, Mr. Reisman«, sagte Seidel. »Ich habe nichts von dem Zeug auf Lager.«

Reisman winkte ab. »Man kann nicht behaupten, dass Sie sich verwöhnen, Richter«, meinte er lächelnd.

Seidel zuckte die Achseln. »Ich verbringe nicht viel Zeit in diesem Raum, Mr. Reisman.«

»Jape.«

»Ja, natürlich.« Seidel bot ihm den einzigen Stuhl an und setzte sich auf das Bett. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich hoffe, ich kann etwas für *Sie* tun.«

Seidel wartete, was weiter kam, aber Reisman schien es nicht eilig zu haben, zur Sache zu kommen. Statt dessen sagte er: »Der Stellvertreter von Major Paris hat mir den Echo-Sierra-Kontrollturm gezeigt. Da gibt's ja reichlich Spielzeug für die Soldaten.«

Seidel zog ein altes Feuerzeug aus der Tasche und zündete sich seine Pfeife an. »Spielzeug wohl kaum, Mr. Reisman. Sie würden etwas ganz Ähnliches auch jenseits 34° Ost finden.«

»Kostet eine Menge Geld, nicht wahr?«

»Sie müssen die Kosten der Friedensstreitmacht gegen die Alternativen abwägen«, sagte Seidel. »Was glauben Sie wohl, was ein dritter Weltkrieg kosten würde?«

»Touché. Wissen Sie, hin und wieder erwacht der Steuerzahler in mir. Selbst wenn ich mich mit dem zukünftigen Oberrichter unterhalte.«

»Das ist noch nicht sicher.«

»Richter Carmody tritt ganz bestimmt in den Ruhestand. Und Sie haben die Zusage des Präsidenten – eine schriftliche Zusage.«

»Ich bin dem Präsidenten sehr dankbar. Aber die Politik ist ein Hasardspiel. Ich rechne noch nicht so fest mit meiner Berufung.«

»Da werde ich Sie wohl ein bisschen aufpulvern müssen, Richter. Der Präsident hat mich beauftragt, Sie ganz privat über gewisse Dinge aufzuklären. Er konnte gerade jetzt nicht riskieren, sie brieflich darüber zu informieren.«

Colonel Seidel zog an seiner Pfeife und wartete. Jape Reisman war ein alter Profi, der sich nicht drängen ließ.

»Der Präsident wünscht, dass Sie in jeder Beziehung mit Talcott Bailey zusammenarbeiten. Auch wenn Sie mit seiner Vorgangsweise nicht einverstanden sind und wenn es mit gewissen Unannehmlichkeiten für General Tate verbunden ist. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt, Richter?«

Seidel war enttäuscht. Er wußte natürlich, dass für den Präsidenten

wichtigere Dinge auf dem Spiel standen als die unbeschränkte Befehlsgewalt eines Generals über sein Kommando. Aber der Präsident hatte persönlich Bill Tate in die Zone entsandt, und es war betrüblich, dass er ihn jetzt für so entbehrlich hielt. »Sie haben sich mehr als deutlich ausgedrückt«, sagte er.

Reisman erhob sich und ging ans Fenster. Er sah plötzlich alt und müde aus. »Diese Geschichte mit Trask. Ein Unglücksrabe. Aber wenn es zu einer Machtprobe kommt, werden Talcott und seine Anhänger für den Präsidenten wichtiger sein als ein cleverer junger General.«

Solange es nicht hart auf hart geht, dachte Seidel, sind Soldaten immer entbehrlich.

»Der Vizepräsident hat entschieden, dass General Tate nicht am Treffen in der Zentralen Zone teilnimmt«, sagte Seidel.

Reisman nickte. »Er klopf ihm auf die Finger.«

»Es ist schon ein bisschen mehr als das. Er macht es Tate damit schwer, wenn nicht gar unmöglich, Ulanin und den anderen Russen in Zukunft mit der nötigen Autorität entgegenzutreten.«

»Ich weiß«, gab Reisman zu. »Das entspricht nicht den Intentionen des Präsidenten, aber die Geschichte mit Trask hat uns alle unvorbereitet getroffen.« Er drehte sich um und sah Seidel scharf an. »Und es war General Tates Pflicht, solche Zwischenfälle zu verhindern. Ganz besonders jetzt.«

»Ja«, sagte Seidel.

»Wegen dieser Affäre hat der Präsident ein paar Tage ... äh ... verreisen müssen. Er möchte den russischen Botschafter erst nach dem Treffen in der Zentralen Zone empfangen. Auch Außenminister Green wird es so einrichten, dass er unauffindbar ist.«

»Ja«, sagte Seidel wieder.

»Versteht General Tate das alles?«

»Natürlich.«

»Und er weigert sich nach wie vor, Trask abzulösen?«

»Sicher«, antwortete Seidel und fügte ein wenig schärfer hinzu: »Aber ich bin auch sicher, dass der Präsident damit rechnet. Würde Trask auf

Grund eines russischen Protests abgelöst werden, hätte der Präsident Admiral Ainsworth und seine Falken am Hals.«

Jape Reisman musterte den Richter abschätzend. »Wie ich sehe, haben Sie Ihren politischen Instinkt nicht verloren.«

»Politik gehört zu den Dingen, die man nicht so schnell vergisst.«

Ein dünnes Lächeln erschien auf Reismans fleischigen Zügen. »Wie Radfahren.«

»Darf ich offen reden?«

»Bitte.«

»Ich soll also alles tun, was ich kann, um Bill Tate zu überreden, Talcott Bailey nachzugeben – obwohl ich genau weiß, dass er es nicht tun wird. Ich soll diesen Versuch unternehmen, um Bailey und seine Leute zu beschwichtigen, weil dem Präsidenten daran liegt, dass sie zumindest stillhalten. Ist das soweit richtig?«

»Sprechen Sie nur weiter, Richter. Reden Sie sich alles von der Seele.«

»Und wenn Bailey dann nach Washington zurückgekehrt ist, wird der Präsident Bill Tate ablösen, ihn vielleicht sogar in den Ruhestand versetzen. Richtig?«

»Möglicherweise.«

»Er wird das tun, obwohl Tate durchaus das Recht hat, Trask *nicht* abzuschieben. Auf diese Weise wird der Präsident sowohl Baileys Tauben als auch Ainsworth' Falken den Mund stopfen. Der Preis wird Bill Tates Karriere sein. Dass es sich dabei um den vielleicht besten jungen Kommandeur in der Armee handelt, ist ja nicht wichtig.«

»Es ist wichtig, Richter. Aber nicht lebenswichtig. Befänden wir uns im Krieg oder am Rande eines Krieges, würden wir die Sache anders sehen. Aber man kann auf der Welt nichts umsonst haben. Wichtig ist, dass das Abkommen erneuert und von Bailey unterzeichnet wird und dass das amerikanische Kontingent in der Zone verbleibt. Als Friedensstreitmacht, so wie es zwei Präsidenten haben wollten, und nicht als vorgeschobene Verteidigungstruppe, wie Ainsworth es sieht. Der Präsident schätzt und bewundert General Tate, aber was sein muß, muß sein.«

»Ja«, sagte Seidel müde. »Die Doktrin von der friedlichen Interventi-

on darf nicht in Frage gestellt werden – auch wenn das Tate den Kopf kostet. Das klingt auf eine grausame Art plausibel.«

»Niemand weiß besser als Sie, dass Politik eine schmutzige Sache ist. Parteipolitisch muß der Präsident auf zwei Pferden gleichzeitig reiten, und eines davon gehört Talcott Bailey und seinen Anhängern. Wir können uns keine weitere Zersplitterung der Partei leisten. In drei Jahren, nach viel mühevoller Kleinarbeit, wird unser Flügel stark genug sein, um die Wahl zu gewinnen, selbst wenn die Isolationisten auch weiterhin den Kopf in den Sand stecken.«

»Ich hatte gehofft«, sagte Seidel, »dass die Entscheidung über Sinai nicht heute schon von der Innenpolitik beeinflusst würde. Das war naiv von mir. Ich bin eben schon zu lange von daheim weg.«

»Ja, Richter. Sie waren naiv. Bisher hat das Volk Talcott Baileys Isolationismus noch bei jeder Wahl abgelehnt. Aber die Partei ... Sie wissen, wie wichtig es ist, dass eine Partei nach außen hin geschlossen auftritt. Sie erinnern sich doch, wie es zu Beginn der siebziger Jahre aussah? Der Präsident wird eine Zersplitterung nicht zulassen. Aber wir brauchen Zeit, um unsere Position zu konsolidieren. Wir müssen absolut sicher sein, dass wir bei den nächsten Wahlen mit der Unterstützung der Tauben rechnen können. Wir müssen auch sicher sein, dass wir einen zugkräftigen Kandidaten haben.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Präsident seine Anziehungskraft auf die Wähler so gering einschätzt«, sagte Seidel, und wieder klang seine Stimme scharf.

Stumm musterte Reisman Seidels markantes Gesicht. »Was ich Ihnen jetzt sage, ist streng vertraulich, Richter Seidel«, sagte er. »Damit Sie sehen, was diese ... diese bedauerliche Entwicklung herbeigeführt hat. Lassen Sie mich meine Mitteilung mit dem Hinweis einleiten: Wenn es erforderlich ist, werde ich es ableugnen, dass dieses Gespräch je stattgefunden hat. Selbst wenn ich mir damit einen Prozess wegen Meineides einhandeln würde. Ist das klar?«

Seidel nickte. Eine Falte erschien auf seiner Stirn.

»Sie denken jetzt wohl, der Brief in Ihrer Tasche sei so eine Art Lockmittel. Habe ich recht?«

»So etwas Ähnliches kam mir in den Sinn.«

Reisman schüttelte den Kopf. »Der Präsident hat es nicht nötig, sich Ihre Loyalität zu erkaufen. Das weiß er, und Sie wissen es auch. In mancher Beziehung ist er altmodisch. Der Präsident, meint er, sollte ein Präsident für das ganze Volk sein. Bis jetzt ist er ein guter Präsident gewesen. Stimmen Sie mit mir überein?«

»Ich weiß, wie gut er ist«, antwortete der Colonel.

»Gewiß. Und denken Sie bitte über das, was ich Ihnen sagen werde, sehr sorgfältig nach. Er ist der festen Überzeugung, dass die Amerikaner mithelfen sollen, den Frieden auf Sinai zu bewahren. Er glaubt, dass das Volk seine Überzeugung teilt. Glauben Sie das auch?«

»Ja.«

»Ohne jede Einschränkung?«

»Ganz gleich, wie Baileys Anhängerschaft denkt: die Nation will nie wieder Isolationismus. Diese Ansicht teile ich.«

»Glauben Sie, Talcott Bailey weiß, wie die Wähler denken?«

»Das weiß er. Er ist ein intelligenter Mann.«

»Aber?« Reisman wartete.

Sollte dies eine rhetorische Frage sein? Wie es Seidel schien, war sie so gemeint.

»Der Vizepräsident gehört zu jener Gruppe von Menschen, die alles besser wissen. Besser als das Volk. Nennen Sie diese Leute elitär, wenn Sie ihnen ein Schildchen umhängen wollen. Hier sind keine Überraschungen zu erwarten, Reisman.«

»Also schön. Dann habe ich hier eine Überraschung für Sie. Der Präsident wird nicht mehr kandidieren.«

Seidel erstarrte.

»Er kann nicht kandidieren«, fuhr Reisman fort. »Dafür gibt es gute Gründe. Zunächst einmal sein Gesundheitszustand. Der Präsident leidet an der Parkinsonschen Krankheit. Schüttellähmung. Er hält es geheim, aber die Diagnose wurde mehrfach bestätigt. Es bleibt ihm einfach nicht genug Zeit, um alles zu tun, was er für unser Land tun wollte.«

»Mein Gott«, murmelte Seidel betroffen. »Ich hatte keine Ahnung.«

»Er kann bis zum Ende der Regierungsperiode im Amt bleiben, aber er kann nicht wieder kandidieren.«

Seidel sog an seiner Pfeife und merkte, dass sie kalt war. Zerstreut und mechanisch klopfte er den Tabakrest in einen Aschenbecher. »Es ist nicht ganz leicht, eine solche Neuigkeit zu verdauen, Jape. Was ist mit Bailey? Weiß er davon?«

Reisman zuckte die Achseln. »Das kann man nicht mit Sicherheit sagen. In Washington lassen sich Geheimnisse heutzutage nur schwer hüten. Wir hoffen, dass noch nichts durchgesickert ist. Sollte die Presse davon Wind bekommen ... eine Kampagne mit dem Ziel, den Präsidenten zum Rücktritt und zur Übergabe der Amtsgeschäfte an Bailey zu bewegen, ist das mindeste, was wir zu erwarten hätten.«

»Das wäre eine Katastrophe«, sagte Seidel bedrückt.

»Bailey wäre wahrscheinlich kaum in der Lage, eine Wahl zu gewinnen. Aber sollte er durch ein Wunder doch gewählt werden – überlegen Sie doch einmal, was das bedeuten würde. Die Streitkräfte auf einen kläglichen Rest dezimiert. Verträge gekündigt. Verbündete vor den Kopf gestoßen. Ainsworth und seine Freunde würden es offenen Verrat nennen. Und die Krisen innerhalb der Partei? Ich stelle Baileys Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit nicht in Frage. Vielleicht würde er dann in der Praxis nicht tun, was er zu tun beabsichtigte; vielleicht würde er nicht unilateral abrüsten; vielleicht würde er nicht aus der NATO und aus der SEATO austreten und das amerikanische Kontingent aus der Zone abziehen. Aber wenn er es sagt, muß ich wohl glauben, dass er es auch meint. Talcott Bailey als Präsident der Vereinigten Staaten würde eine internationale Erpressung geradezu herausfordern. Eine Herausforderung, die von einigen mit Jubel begrüßt werden würde. Ich möchte gar nicht daran denken, was das für ein Volk wie die Israelis bedeuten würde, die darauf vertraut haben, dass wir ihnen mit aller Kraft gegen die Rabauken der Welt beistehen.«

Eine Weile ging er in dem kleinen, kahlen Raum auf und ab. Dann blieb er stehen und sah Seidel mit harten Augen an. »Darum darf es nicht Talcott Bailey sein. Jetzt nicht und nicht bei der nächsten Wahl. So einfach ist das.«

»Hat der Präsident in dieser Frage bereits einen Entschluß gefaßt?«
Jape Reisman nickte langsam. »Selbstverständlich. Sofern nichts Unvorhergesehenes geschieht.«

»Und wer soll es sein?«

»Der Richter am Obersten Bundesgerichtshof, Jason Seidel.«

»Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!«

»Es ist unerheblich, ob ich es ernst meine. Ich versichere Ihnen, er meint es ernst. Aber wenn wir schon davon sprechen, muß ich Ihnen sagen, dass ich die Meinung des Präsidenten durchaus nicht teile.«

»Du lieber Gott.«

»Denken Sie darüber nach, Richter Seidel. Sie haben das richtige Alter, Sie sind in der richtigen Partei. Sie haben Verstand und so viel Integrität, dass es für zwei Präsidenten reichen würde. Dennoch sind Ihnen die politischen Realitäten nicht fremd. Sie waren Abgeordneter und werden die höchste Stelle in der Bundesgerichtsbarkeit einnehmen. Seit zwei Generationen hat kein Richter am Obersten Bundesgerichtshof für die Präsidentschaft kandidiert. Aber jetzt ist die Zeit reif, meint der Präsident. Oder wird reif sein, nachdem Sie ein oder zwei Jahre das Richteramt ausgeübt haben. Denken Sie darüber nach. Sie sind jetzt nicht sehr bekannt, aber bis der Parteikonvent einberufen wird, kann sich das geändert haben. Und glauben Sie mir eines: Wenn er Sie haben will, sind Sie der richtige Mann. Sie beide sind alte Freunde; aber wenn er Sie nicht für den besten Kandidaten hielte, würde er Sie nicht einmal in die Nähe des Weißen Hauses lassen. Er ist ein harter Mann, und auch damit erzähle ich Ihnen nichts Neues. Wenn Sie diesbezüglich noch irgendwelche Zweifel gehegt haben sollten ... was jetzt hier geschieht, müßte Sie davon überzeugen.« Ein halb neidvoller, halb bedauernder Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. »Ich wollte, er würde mir nur einen Bruchteil des Vertrauens schenken, das er in Sie setzt.«

Seidel schwieg. Es kostete ihn Mühe, seine Gedanken zusammenzuhalten.

»Nun, Richter?«

»Ich weiß nicht, Jape. Ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen.«

»Der Präsident wünscht, dass Sie an den Gesprächen in der Zentralen Zone teilnehmen. Können Sie das bei Bailey durchsetzen, oder soll ich veranlassen, dass er eine Anweisung vom Weißen Haus bekommt?«

Jason Seidel überlegte kurz, ob das vielleicht eine Probe war, ob er seine Fähigkeit, mit Bailey und seinen Leuten fertigzuwerden, unter Beweis stellen sollte. Und er erkannte mit einem Anflug von Bedauern, dass von jetzt an jede neue Aufgabe, jeder Vorschlag den gleichen Argwohn ihm erwecken würde. »Das mache ich schon«, antwortete er.

»Fein.« Reisman streckte ihm die Hand entgegen, und Seidel ergriff sie. Dann öffnete Reisman die Tür, und einen Augenblick lang hob sich seine Gestalt vom sternerhellten Dunkel der Wüstenacht ab. »Das Schicksal hat an Ihre Tür geklopft, Richter Seidel. Bis morgen dann.«

Captain Elizabeth Adams konnte nicht einschlafen. Den ganzen Tag über war es drückend heiß gewesen. Am Abend war der Kamsin gekommen und hatte einen feinen Nebel aus Staub und Sand aufgewirbelt, der durch Tür- und Fensterspalten rieselte und in die Klimaanlage der Büros und Schlafräume drang. Die Nacht war still und kalt, und die erschreckend hell leuchtenden Sterne funkelten an einem tief-schwarzen Wüstenhimmel.

Sie war von den Ereignissen dieses langen Tages beunruhigt. Noch bei der Sitzung in El Arisch hatte es so ausgesehen, als ob es ein Tag wie jeder andere sein würde. Aber fast genau von dem Augenblick an, als der General und sein Stab das russische Hauptquartier verließen, hatte es nur mehr eine verwirrende Folge von Pannen gegeben.

Sie warf die Bettdecke zurück und lag still da. Sie dachte an General Tate. Und dann fühlte sie, wie ihre eigenen Hände durch den dünnen Stoff des Schlafanzugs Bauch und Schenkel berührten. Es war fast, als ob es seine Hände wären. Mit einem Ruck setzte sie sich auf. Einfach widerlich, dachte sie, sich solchen Phantasien zu überlassen. William

Tate liebte sie nicht; kaum dass er ihre Existenz zur Kenntnis nahm. Nein, das stimmte nicht. Aber ganz gewiß stellte sie kein Sexobjekt für ihn dar. Ihre Beziehung zueinander war das perfekte Beispiel dessen, was die Verfechter der Emanzipation als das ideale Verhältnis zwischen Mann und Frau betrachteten. Er achtete sie – achtete sie als Soldat und schätzte ihre Fähigkeiten, ihre Intelligenz und Loyalität. Aber er behandelte sie überhaupt nicht als Frau. Das tat er bei einer anderen.

Sie stand auf, ging zur Tür und öffnete sie. Still lagen die Häuser auf der anderen Seite des Platzes. Selbst in der Stadt herrschte Stille. Manchmal hörte man um diese Stunde die leisen Klänge arabischer Musik, wie sie der Wind aus den Kaffeehäusern herüberwehte. Doch in dieser Nacht war überall Stille.

Sie fröstelte und kehrte in ihr Zimmer zurück, aber der dunkle kleine Raum wirkte bedrückend und beengend. Sie warf sich einen Mantel über den Schlafanzug und trat auf die Rasenfläche des Platzes hinaus. Sie fühlte das üppige Gras unter ihren Füßen. Was wohl Bill Tate sagen würde, wenn sie jetzt plötzlich in seiner Unterkunft erschiene? Der Gedanke war so absurd, dass sie nicht wußte, ob sie darüber lachen oder weinen sollte. Sie war sich darüber im klaren, dass sie in ihr Zimmer zurückkehren sollte. Jeden Augenblick konnte der Wachhabende vorbeikommen und sie dabei ertappen, wie sie in Pyjama und Mantel durch das Lager spazierte. Idiotisch! Aber sie zwang sich, über den grasbewachsenen Platz zu gehen, bis sie an der Ecke des zweiten Lagers stand, von wo aus sie die Lichter des Gebäudes sehen konnte, in dem die israelischen Offiziere untergebracht waren. Und jetzt wußte sie, warum sie eigentlich hierher gekommen war. Sie blickte zu Deborah Zadoks Unterkunft hinüber und spürte einen schalen Geschmack im Mund, als sie die große, breitschultrige Gestalt von Sergeant Robinson Wache stehen sah.

Der General war bei seiner jüdischen Geliebten. Die gleiche krankhafte Einbildungskraft, die ihr die Russen als mongolische Barbaren erscheinen ließ, zeigte ihr nun Bilder von Tate und dem israelischen Mädchen – nackt, keuchend. Ein Gefühl rasender Eifersucht über-

kam sie, ihr Magen krampfte sich zusammen. Einen Augenblick lang wünschte sie sich von ganzem Herzen, sie könnte Deborah töten, ihr Gesicht, ihre üppigen jüdischen Brüste zerkrallen, die Nägel in ihren jüdischen Bauch schlagen ...

Das Geräusch von Schritten hinter ihr riß Elizabeth Adams jäh in die kalte Wirklichkeit zurück. Erschreckt von der Heftigkeit ihrer Empfindungen, zitterte sie am ganzen Leib. Sie wirbelte herum und stieß fast mit einem Mann zusammen. Es dauerte Sekunden, bis sie Colonel Trask erkannte. Sie roch den Alkohol in seinem Atem.

»Sieh mal an«, sagte er, »das ist ja die Adams!« Im schwachen Schein der Sterne war sein entstelltes Gesicht nicht zu sehen. Liz Adams schwankte, und er langte nach ihr, um sie zu stützen. »Vorsicht, Captain Adams.«

Sie tat einen Schritt nach hinten. Um in ihr Quartier zurückzukehren, hätte sie um ihn herumgehen müssen, und im Moment konnte sie das nicht.

»Sie haben die Bar im Offiziersklub zugemacht«, sagte Trask. »Haben alle 'rausgeworfen. Großer Tag morgen.«

Liz Adams wußte, dass er betrunken war, seine Stimme klang aber fest.

»Ich war ein bisschen spazieren. Ich konnte nicht schlafen.« Alberne Worte, aber sie hatte das Gefühl, etwas reden zu müssen.

»An Ihrer Stelle würde ich da nicht 'rübergehen«, sagte Trask. »Sie könnten Schwierigkeiten mit diesem schwarzen Bastard bekommen.«

Elizabeth Adams fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Wußte denn schon das ganze Kontingent vom Treiben seines Kommandeurs und wie sie dazu stand? Es war zu entwürdigend, um wahr zu sein. »Ich gehe jetzt wieder zurück. Gute Nacht, Colonel.«

Trasks Finger schlossen sich um ihren Arm und hielten sie fest. »Sagen Sie doch mal, Miß Captain: Muß ich dem großen Herrn da drüben auch noch dankbar sein, dass er mich 'rausgeschmissen hat?« Er war betrunken, als sie angenommen hatte. Seine plötzliche Wildheit machte ihr Angst. Sie wollte sich losmachen, aber er gab sie nicht frei. »Was ist denn, Captain Adams? Keine Antwort? Dann eine an-

dere Frage. Was fangen wir mit einem Kommandeur an, der den Verstand im Arsch hat?»

Sie riß sich los. »Sie sind widerlich, Colonel Trask«, sagte sie mit zornbebender Stimme. »Lassen Sie mich vorbei.«

Trask trat zur Seite. »Wenn Sie ihm davon erzählen, Captain Adams, vergessen Sie nicht, ihm zu sagen, wo wir dieses Gespräch geführt haben.« Lässig hob er zwei Finger an den Mützenrand, wandte sich ab und marschierte ein wenig schwankend auf die Baracke zu, in der die unverheirateten Offiziere untergebracht waren. Unter heißen Tränen erlittener Demütigung sah sie ihm nach. Sie zog den Mantel enger um die Schultern und eilte in ihre Unterkunft zurück.

Daran war nur diese Jüdin schuld, dachte sie zitternd. Nie hätte Trask sonst so von General Tate sprechen und sich über ihn lustig machen können. Aber irgendwo und irgendwann würden es Gott oder das Schicksal oder Liz Adams Deborah Zadok heimzahlen, was sie einem edlen, tapferen Mann antat.

Ein israelischer Kaufmann verließ das schäbige Büro im Erdgeschoß eines alten Hauses in der Makhsus Road, unweit von Teherans internationalem Flughafen Mehrabad. Er öffnete die Tür seines Lagerhauses und ließ den russischen Reisenden eintreten, der am frühen Abend die sowjetisch-persische Grenze südlich von Aschabad passiert hatte.

Der Reisende überbrachte einen Ballen schlecht gegerbten, stinkenden Leders und verabschiedete sich. Der Kaufmann verschloss die Tür, öffnete den Ballen und entnahm ihm eine Plastikhülle mit sechs Fotos.

Die Bilder bedeuteten dem Kaufmann nichts. Er war in Persien im Lederhandel tätig, erhielt von Zeit zu Zeit solche Sendungen und übergab sie dem Handelsattaché der kleinen israelischen Botschaft in Teheran. Er wußte natürlich, dass er ein Teil eines Agentenringes war, doch hatte man ihm versichert, dass er mit seiner Tätigkeit die Sicherheit Persiens in keiner Weise bedrohe. Daher durfte er auch hoffen,

dass die Polizei des Landes ihm keine allzu großen Schwierigkeiten machen würde. Er vermutete auch – und ganz richtig –, dass die aus der Sowjetunion einlangenden Informationen irgendwie auch den iranischen Behörden zugeleitet wurden.

Die späte Stunde machte es dem Kaufmann unmöglich, die Plastikhülle mit den Satellitenbildern unverzüglich an den Handelsattaché weiterzuleiten. Es gab keinen Hinweis darauf, dass es sich um besonders wichtiges Material handelte, und so schien keine besondere Eile vonnöten zu sein. Mit der Absicht, die Bilder am nächsten Morgen dem vorgesehenen Empfänger zu übergeben, verwahrte sie der Kaufmann in seinem Safe. Dann löschte er das Licht, machte seinen Laden dicht und ging nach Hause.

Die an diesem Morgen von Kosmos 623 aufgenommenen Fotos hatten die Hälfte des Weges nach Jerusalem zurückgelegt. Sie würden ihre Reise erst wieder um neun Uhr morgens fortsetzen und im Hauptquartier des Mosa'ad in Jerusalem drei Stunden vor der Zeit eintreffen, die für das Zusammentreffen von Russen und Amerikanern in der Zentralen Zone am vierunddreißigsten Grad östlicher Länge vorgesehen war.

Auf dem Luftwaffenstützpunkt Andrews Field war die Präsidentenmaschine auf die Startrampe gerollt worden, von wo aus der Präsident den dreieinhalbstündigen Flug nach Palm Springs antreten sollte.

Von den ungewohnten Geräuschen eines am Kai festgemachten Schiffes immer wieder geweckt, schlief der Stellvertretende Ministerpräsident der Sowjetunion, Anatolij Rostow, unruhig in seiner Kabine an Bord der ›Allende‹.

In Ismailia setzte KGB-Oberst Grigorij Nowotny seine Unterschrift unter einen Tagesbefehl an die KGB-Truppe, die Rostow das Schutzgeleit in die Zentrale Zone geben sollte.

Halb wahnsinnig vor Schmerzen, von Horden nächtlicher Teufel gejagt, wankte Bruder Anastasius im Dunkel über die Steinhalden des westlichen Dschebel Katerina. Der greise Mönch, der sich nicht mehr zurecht fand, bewegte sich in nördlicher statt östlicher Richtung vorwärts. Und während das Abu-Mussa-Kommando nur wenige Meilen südlich von ihm aufbrach, um in die entmilitarisierte Zone einzudringen, überschritt Bruder Anastasius – auf der Flucht vor Sarazenen und Dämonen – die Grenze zum russischen Sektor.

Hinter ihm malten die ersten zögernden Strahlen der Frühsonne die Umrisse des zentralen Sinai-Massivs an den Horizont.

12

General William Tate hielt sich nicht für einen grüblerischen Menschen und trieb auch nicht übermäßig viel Selbsterforschung. Doch in den frühen Morgenstunden schlief er unruhig. Der vergangene Tag war eine einzige Katastrophe gewesen. Mit einzelnen Geschehnissen hätte er ohne weiteres fertigwerden können, in ihrer Gesamtheit aber erschütterten sie sein Selbstvertrauen und erfüllten die grauen Stunden vor dem heraufziehenden Morgen mit ungewohnter Verzagtheit.

Bill Tate hatte sich nie intensiv mit Liebe und Politik beschäftigt. Er betrachtete sie nicht als für einen Berufssoldaten passende Interessen. Und nun mußte er feststellen, dass er in beiden Bereichen in eine Kri-

se geraten war – eine Krise, die er, wie ihm plötzlich klar wurde, nicht zu lösen vermochte.

Er hatte Deborah Zadok auf eine Art gebraucht, wie zornige Männer seit Anbeginn der Welt Frauen gebrauchten, und ihn ekelte es vor sich selber. Nicht in Liebe oder Zuneigung hatte er sie letzte Nacht genommen, sondern um die Wut zu stillen, in die er beim Gespräch mit Talcott Bailey geraten war. Er hatte ein billiges Flittchen aus ihr gemacht, sie und damit auch sich selbst erniedrigt. Schlimmer noch: er hatte den verborgenen Abgrund, der zwischen ihnen lag, weit aufgerissen. Um sein Benehmen zu rechtfertigen, hatte er erkennen lassen, dass er von Deborahs Verbindung zum Mosa'ad wußte. Das stand jetzt zwischen ihnen; eine Fortsetzung ihres Verhältnisses war unmöglich geworden, aber der Gedanke an eine Zukunft ohne sie erschien ihm nun über alle Maßen düster.

Das Gespräch mit dem Vizepräsidenten war schlimmer als erwartet verlaufen. Auf Baileys Zorn über den Zwischenfall mit der ›Allende‹ war er vorbereitet gewesen – er würde an seiner Stelle genauso reagiert haben. Doch er hatte nicht erwartet, dass der Vizepräsident seinen Abscheu vor den Militärs so deutlich dokumentieren würde. Entgegen den Empfehlungen seines eigenen Adjutanten und der ihm zugeteilten Männer des Geheimdienstes hatte Bailey entschieden, seine Begleitung in die Zentrale Zone auf eine einzige Gruppe Soldaten und einen Nachrichtentrupp zu beschränken. Diese Anordnung wäre Tate in jedem Fall unklug erschienen: Die Tatsache, dass diese Entscheidung als politisches Manöver und offenkundige Bestrafung des Kommandeurs des amerikanischen Kontingents gedacht worden war, machte sie völlig indiskutabel. Sie widersprach dem gesunden Menschenverstand. Diese Entscheidung machte es ihm unmöglich, die Sicherheit des Vizepräsidenten in einem Gebiet zu garantieren, in dem er das Kommando führte. Sie erbitterte ihn, weil der Ausschluss seiner Person aus der offiziellen Eskorte läppisch und beleidigend war. Es würde seine künftige Zusammenarbeit mit Russen und Ägyptern bedeutend erschweren. Und sie ließ deutlich erkennen, dass der Präsident, von dem allein es abhing, ob das US-Kontingent auch weiterhin das Wohl-

wollen und die Unterstützung der Öffentlichkeit fand, eine amerikanische Präsenz auf Sinai gegen die Billigung seiner Politik durch Baileys Tauben, abgewogen hatte und sich nun anschickte, mit dem Strom zu schwimmen. Wie es schien, hatten Politik und kurzsichtiges Zweckdenken wieder einmal über eine nur allzu klare Wirklichkeit gesiegt.

Beim ersten Morgengrauen kleidete Tate sich an und inspizierte die Fahrzeuge, die für den Konvoi des Vizepräsidenten bereitgestellt worden waren. Während der Nacht waren aus Zypern Presse- und Fernsehleute mit Fotoapparaten, Filmkameras und Tonbandgeräten in Es Schu'uts eingetroffen. Da es in der Zentralen Zone keine Einrichtungen für eine direkte Boden-Satelliten-Übertragung gab, mußten die Zeremonien aufgezeichnet und von der Echo-Sierra-Funkstelle gesendet werden. Dennoch hatten die TV-Techniker auf dem Landeplatz eine beachtliche Menge von Geräten ausgeladen, für deren Transport zwei riesige Turbolastwagen vonnöten waren. Üblicherweise hätte man das ganze Zeug vorausgeschickt, um es bei der Ankunft des Vizepräsidenten und des Stellvertretenden Ministerpräsidenten an Ort und Stelle zu haben. Doch die strengen Bestimmungen beschränkten die Bewegungsfreiheit von Personen, die nicht der UN-Truppe angehörten, und so mußten die Neuankömmlinge dem Konvoi des Vizepräsidenten eingegliedert werden. Paul Bronstein, der als Baileys Sprecher fungierte, hatte noch spätnachts eine Pressekonferenz im Hotel Falascha abgehalten. Und sogar dabei war ein kleiner Zwischenfall zu verzeichnen gewesen. Bronstein hatte sich geweigert, die Presseoffiziere des Kontingents an der Konferenz teilnehmen zu lassen, weil ihre Anwesenheit eine ›abschreckende‹ Wirkung haben könnte. Angehörige des Informationsdienstes des Kontingents hatten sich daher veranlasst gesehen, ihrerseits eine zweite Pressekonferenz einzuberufen, um die Gäste über die einzelnen militärischen Einrichtungen im amerikanischen Sektor, die für die Fahrt getroffenen Vorkehrungen und die in der Zentralen Zone bereitgestellten Unterkünfte zu informie-

ren. Sam Donaldsons CIA-Leute hatten natürlich beiden Konferenzen beigewohnt, obwohl Paul Bronstein nichts davon wußte. Um sieben Uhr morgens war der Konvoi zusammengestellt. Die Gruppe des Special-Forces-Detachments unter dem Kommando von Sergeant Robinson stand in Bereitschaft, die Video-Recorder und TV-Kameras waren aufgeladen. Tate stellte fest, dass die Vorbereitungen typischerweise viel zu früh abgeschlossen worden waren, so dass die Männer jetzt, Stunden vor der Abfahrt, untätig herumstehen mußten. Zum ersten Mal an diesem Morgen nahm er sich die Freiheit, sich ausgiebig zu ärgern. Er blieb eine Zeitlang stehen und beobachtete den Konvoi und die Soldaten, die auf dem Hauptplatz des Barackenlagers warteten. Der Himmel war leicht bewölkt, und die aufgehende Sonne warf lange, blasse Schatten über das Gelände. Das Sternenbanner und die Flagge der Friedensstreitmacht hingen schlaff von ihren Masten vor dem Gebäude des Hauptquartiers. Der letzte Frost der Wüstennacht wich, die zum Morgendienst Eingeteilten verließen ihre Unterkünfte im ›Fallascha‹ und anderen Quartieren und zottelten zum grell glitzernden Turm des ›Glashauses‹ hinüber.

Tate rief Sergeant Robinson zu sich und wies ihn an, seine Männer wegtreten und den Bereitschaftsraum aufsuchen zu lassen, wo sie rauchen, sich unterhalten und Kaffee trinken konnten, ohne das militärische Dekorament des wartenden Konvois zu verletzen. Dann kehrte er in sein Büro zurück, um dort die Ankunft von Colonel Seidel und Baileys Stab abzuwarten.

Colonel Crowell, der Adjutant des Vizepräsidenten, suchte Tate um acht Uhr auf und teilte ihm mit, dass Jason Seidel auf Wunsch des Vizepräsidenten die offizielle Abordnung in die Zentrale Zone begleiten würde.

»Genehmigt, Colonel«, sagte Bill Tate. »Es war meine Absicht, ihn auf jeden Fall mitzuschicken, da der Vizepräsident es lieber sieht, dass ich in Es Schu'uts verbleibe.«

Crowell besaß den Anstand, ein verlegenes Gesicht zu machen. »Ich bedaure das ehrlich, General«, sagte er. »Sie verstehen, dass ich in dieser Sache nichts tun kann.«

»Das versteh' ich, Colonel. Ich beneide Sie nicht um Ihren Auftrag«, erwiderte Tate kalt.

Crowell fühlte sich verpflichtet, ihm Baileys Einstellung zu erklären. »Er ist nicht engstirnig, General. Wirklich nicht. Er hat sehr ausgeprägte Ansichten über das militärische Establishment, das ist alles.«

»Ihre Loyalität macht Ihnen Ehre«, sagte Tate trocken. »Der Vizepräsident und ich sind in fast allen Dingen verschiedener Meinung – eine Tatsache ausgenommen: dass er der Vizepräsident ist. Mangels gegenteiliger Anordnungen des Präsidenten werde ich seinen Wünschen in nahezu allen Punkten entsprechen.«

»Ja, natürlich, Sir.«

Abschätzend betrachtete Tate den Colonel. Ein Berufsoffizier mit viel Fronterfahrung, nicht ein Politiker in Uniform. Das war ein Trost. »Ich habe Sergeant Robinson das Kommando über die Eskorte erteilt. Wie Sie vielleicht der gestrigen Diskussion entnommen haben, halte ich die Begleittruppe für viel zu klein. Doch da es der Vizepräsident so haben will, übertrage ich meinem besten Mann das Kommando. Ein Air-Force-Offizier als Verantwortlicher für den Funkverkehr fährt mit, aber Robinson ist Truppkommandant. Er kennt das Land, und er kennt die Lage. Vergessen Sie das bitte nicht, Colonel.«

»Ich habe verstanden, General.«

»Major Paris, mein Sicherheitsoffizier, befindet sich bereits in der Zentralen Zone. Nowotny, Ulanins KGB-Mann, müsste schon jetzt Kontakt mit ihm aufgenommen haben. Diesen Monat ist ein Schwede Kommandeur der UNO-Truppe -Schweden, Ungarn und Indonesier wechseln sich turnusmäßig ab. Aber sie sind sehr knapp an Leuten in der entmilitarisierten Zone und erwarten daher von Besuchern, die den Besatzungsmächten angehören, dass sie selbst auf ihre Sicherheit bedacht sind. Ich müsste mich sehr irren, wenn Rostow nicht mit einem ganzen Bataillon KGB-Truppen angerückt kommt.« Er warf einen Blick durch das Fenster auf den leicht bedeckten Himmel. »Ich habe die Absicht, Ihnen Helikoptersicherung zu geben, bis Sie den amerikanischen Sektor verlassen. Der Vizepräsident hat mir zu verstehen gegeben, dass er diese Absicht nicht billigt, ist aber nicht so weit gegan-

gen, es mir ausdrücklich zu verbieten. Daher werde ich in einem Hub-schrauber sitzen. So – damit haben wir, glaube ich, alles, Colonel.«

»Ja, Sir.« Einen Augenblick lang musterte Crowell den Mann hinter dem Schreibtisch und versuchte abzuschätzen, wieweit er die Methoden missbilligte, nach welchen diese Operation durchgeführt wurde. Die blauen Augen blickten kalt und unverbindlich, der Mund war zornig zusammengekniffen. Major General William Tecumseh Sherman Tate war fuchsteufelswild, stellte Crowell fest. »Kann ich persönlich etwas für Sie tun, Sir?«

»Nichts«, erwiderte Tate. »Aber ich danke Ihnen, Colonel.«

Kaum war Crowell gegangen, als Liz Adams' Stimme aus der Gegensprechanlage kam. »Colonel Seidel ist hier, General. Können Sie jetzt mit ihm sprechen?« Ihre Stimme klang unnatürlich, aber Tate hatte den Kopf zu voll, um es zu bemerken. »Schicken Sie ihn herein, Liz. Und wenn Rabin kommt, lassen Sie ihn auch gleich eintreten.«

»Ja, Sir.«

Seidel erschien in einer neuen und ungewohnten Aufmachung: Tarnanzug, Fallschirmspringerstiefel, Waffengurten und blaues Barett.

»Sie sehen ja aus wie ein Soldat, Richter«, sagte Tate mit einem dünnen Lächeln.

»Ich komme mir vor wie ein Idiot. In meinem Alter sollte man nicht mehr Maskerade machen.« Seidel stellte mit Erleichterung fest, dass Tate sich in der Gewalt hatte. Dies war ein bitterer Morgen für ihn und möglicherweise der Anfang sehr unangenehmer sechsunddreißig Stunden. Der General trug die Verantwortung für die Sicherheit des Vizepräsidenten und für den Erfolg seiner Mission. Dass Talcott Bailey persönlich ihn bei der Erfüllung seiner Aufgabe behinderte, zählte nicht.

»Kümmern Sie sich ein bisschen um die Dinge, Richter«, sagte Tate. »Sehen Sie zu, dass die Zivilisten Robinson keine unnötigen Schwierigkeiten machen.«

»Selbstverständlich, General.«

Tate lehnte sich zurück. »Ulanin wird Sie fragen, warum ich nicht mit von der Partie bin. Beschränken Sie Ihre Erklärungen auf ein Mi-

nimum. Wenn das alles vorüber ist, werde ich es verdammt schwer mit den Russen haben.«

»Das tut mir leid. Ich wollte, ich könnte etwas in der Sache tun«, sagte Seidel.

Tate war zu stolz, um darauf einzugehen. Er war enttäuscht über die geringe Unterstützung, die sein Stabschef ihm zuteil werden ließ. Er hatte mehr von ihm erwartet.

Dov Rabin erschien mit zwei Offizieren der israelischen Verbindungsgruppe. Deborah war nicht dabei, und Tate fühlte sich erleichtert. Wäre sie hier gewesen – wer weiß, ob er es vermocht hätte, unpersönliche Entscheidungen zu treffen und sich militärisch korrekt zu verhalten.

Auch Rabin war im Tarnanzug, und seine zwei Offiziere hatten Uzi-Maschinenpistolen über der Schulter hängen.

»Der Vizepräsident würde es nicht schätzen, wenn Sie Ihre Waffen zur Schau stellen, Brigadier«, sagte Tate.

»Wir werden uns nach Möglichkeit im Hintergrund halten«, erwiderte lächelnd der Israeli. »Aber da ich erfahren habe, dass wir nur von einem einzigen Trupp Ihrer Soldaten begleitet werden, hielt ich es für angebracht, einige Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.«

»Sind irgendwelche Guerillaaktionen bekannt geworden, von denen Donaldson und Paris nichts wissen?« fragte Seidel.

»Die Arabische Front hat sich sehr ruhig verhalten. Es gibt natürlich Gerede, aber das ist bei den Arabern nichts Ungewöhnliches.«

»Nur Gerede, nichts Konkretes?«

Rabin zuckte die Achseln. »Was zeigen die Satelliten, Colonel Seidel?«

»Sehr wenig.«

»Wir erwarten Kosmos-Material vom Mosa'ad, aber es wird kaum vor heute Abend eintreffen«, sagte Rabin. »Ich habe Auftrag gegeben, es Ihnen sofort nach Einlangen nach Es Schu'uts zu schicken.«

Nur mit Mühe bezähmte Tate seine Ungeduld. Er fand die Arbeit der Nachrichtendienste übertrieben und unnötig kompliziert. Es war den höheren Kommandorängen beiderseits 34° Ost wohl bekannt, dass

russische und amerikanische Satelliteninformationen routinemäßig »gestohlen« und so von beiden Seiten ausgewertet wurden. Aber gerade weil sie so leicht zu beschaffen waren, empfahl es sich, sie mit Vorsicht aufzunehmen.

»Wird der Konvoi bis zur entmilitarisierten Zone Luftsicherung haben, General?« erkundigte sich Rabin.

»Ja.«

»Ich bin erleichtert, das zu hören.«

»Haben Sie Sorgen, Brigadier?« fragte Seidel.

»Nein. Aber man muß mit allem rechnen, stimmt's, Colonel? Soweit mir bekannt ist, nehmen hauptsächlich Zivilisten an der Fahrt teil: Politiker, Reporter und Techniker mit ihren Geräten. Offen gesagt, ich hätte lieber weniger Statisten und mehr einsatzfähige Soldaten. Aber mir steht ja keine Entscheidung zu.«

Die Anwesenden verstanden sehr gut, was Rabin damit meinte: Die Israelis, erfahren im Umgang mit den arabischen Guerillas, würden die Sache anders angepackt haben. Doch die Hauptverantwortung für das, was jetzt auf Sinai geschah, lag bei Russen und Amerikanern und nicht mehr bei Israelis und Ägyptern. Die Supermächte hatten die langwährenden Konfrontationen im Nahen Osten in Eigenregie übernommen, weil ihre eigenen nationalen Interessen es so erforderten.

»Da wäre noch etwas«, sagte Tate zu Seidel, nachdem Rabin mit seinen Offizieren auf den Sammelplatz gegangen war. Ganz gegen seine Art schien er sich heute im Gespräch schwer zu tun. »Kümmern Sie sich bitte um Captain Zadok.«

»Ich werde tun, was ich kann, Bill.«

»Ich habe ein ungutes Gefühl bei diesem Transport. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht weil es gegen alle Vernunft ist, einen so fetten Köder, wie der Vizepräsident der Vereinigten Staaten ihn darstellt, dort ausulegen, wo die Araber nur zuzupacken brauchen. Auf dem Weg von hier in die Zentrale Zone könnte Bailey in eine scheußliche Lage geraten.« Er blickte mit gerunzelter Stirn zur Flagge der Friedenstruppe auf, die vom Mast flatterte. »Na ja, ich rechne nicht damit, dass etwas passiert. Aber wenn doch ... ich werde nicht dabei sein. Und das macht

mich verdammt nervös. Also – Sie tun mir den Gefallen, nicht wahr? Wegen Captain Zadok, meine ich?»

Seidel war gerührt. Bill Tate hatte noch nie so vertraut mit ihm gesprochen, nie zuvor war er so verwundbar erschienen. Bis zu diesem Augenblick hatte er niemals zugegeben, was Seidel ohnehin wußte – dass er Deborah Zadok sehr nahe stand.

Er hätte Bill Tate nur zu gerne darauf hingewiesen, dass sie sehr leicht der Stein sein mochte, über den er stolpern konnte. Er hätte ihm sagen mögen, dass es angezeigt war, jetzt und hier mehr an seine eigenen Interessen zu denken. Er war schließlich einer der vielversprechendsten jungen Offiziere der Armee, noch bis gestern ein potentieller Chef des Generalstabs und Anwärter auf das Amt des Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs. Für eine Deborah Zadok setzte man das nicht aufs Spiel. Aber er gab ihm die Antwort, die General Tate von ihm erwartete: »Ich werde tun, was ich kann, Bill.«

Dale Trask beobachtete die Abfahrt des Konvois mit gemischten Gefühlen. Der Schwung und der militärische Elan, mit dem die Wagenkolonne sich in Bewegung setzte, erfüllten ihn mit perverser Stolz – wenngleich ihn die geringe Zahl der Begleitgruppe erstaunte, die dem Vizepräsidenten Schutz geben sollte. Das war eine Sache, von der er Admiral Ainsworth ausführlich berichten mußte, wenn man ihn in Ungnade entließ und nach Washington zurückbeordnete, woran er nicht im geringsten zweifelte. Aber abgesehen von den wenigen Soldaten, bot die Autokolonne doch einen recht eindrucksvollen Anblick.

Im ersten Turbojeep saßen drei feldmäßig ausgerüstete Angehörige der Special Forces. Ihnen folgte der Air-Force-Funkwagen mit den Fernmeldegeräten, der dem Vizepräsidenten jederzeit zur Verfügung stehen mußte. Dann kam die Limousine des Vizepräsidenten, in der außer Bailey auch noch Crowell, Seidel, Bronstein, Emerson vom Secret Service und Reisman Platz genommen hatten. Der wüstengelb lackierte Wagen führte die Standarte mit dem Amtszeichen des Vize-

präsidenten auf dem einen, die mit dem Kreis-Pfeil-Emblem der Friedensstreitmacht auf dem anderen Kotflügel. Kein Sternenbanner, stellte Trask fest. Typisch Bailey. Womöglich würde der Anblick der amerikanischen Flagge die Russen in der Zentralen Zone verletzen.

Hinter dem Wagen des Vizepräsidenten kam eine Limousine mit zwei weiteren Männern vom Secret Service und zwei Fallschirmspringern des Special-Forces-Detachments. Der nächste in der Reihe war ein erst im letzten Moment herbeigeschaffter Wagen für die in der Nacht eingetroffenen Reporter und Techniker, dem ein mit Video-Recordern und Kameras vollbeladener Lkw folgte. Dann kam ein Kommandofahrzeug mit den Israelis: Brigadier Rabin und Captain Zadok auf den hinteren, zwei Offiziere auf den vorderen Sitzen. Zumindest die Israelis machten kein Hehl daraus, dass sie schwer bewaffnet waren. Sie hatten vier Uzi-Maschinenpistolen im Wagen, und Trask konnte die Lafette eines schweren Maschinengewehrs sehen. Hinter den Israelis kam ein Turbojeep mit einigen Soldaten und zuletzt noch einer mit General Tates schwarzem Sergeant, der sich außerhalb von Es Schu'uts an die Spitze des Konvois setzen würde.

Trask preßte die Lippen aufeinander. Robinson als Truppführer des Konvois! Die ihm von Robinson zugefügte Schmach – der Sergeant hatte ihn praktisch verhaftet und wie irgendeinen lumpigen Rekruten abgeführt – schmerzte ihn immer noch.

Der Konvoi hatte auf dem Hauptplatz des Militärlagers Aufstellung genommen. Tate hatte ein paar Minuten lang mit dem Vizepräsidenten und Seidel gesprochen, bevor er weiterging, um ein Wort mit Rabin zu wechseln. Trask hätte gerne gewußt, ob Captain Adams jetzt wohl ihren Chef durch ein Fenster des Hauptquartiers beobachtete. Er hatte einen sitzen gehabt, als er ihr heute Nacht begegnet war. Dass er so mit ihr gesprochen hatte, war bedauerlich, aber nicht zu ändern. Es spielte auch gar keine Rolle mehr, denn es war nicht sehr wahrscheinlich, dass er noch lange genug in der Zone verbleiben würde, um die Folgen seiner derben Bemerkungen zu spüren zu bekommen. Nicht für einen Augenblick nahm er das Gerede im Hauptquartier ernst, wonach es zwischen Tate und Bailey zu einer scharfen Auseinandersetzung über

die Frage gekommen sei, ob man Colonel Dale Trask als Kommandanten des taktischen Luftgeschwaders ablösen sollte. Unmöglich, dass ein politisch bewusster Soldat wie Bill Tate wegen der Frage der Ablösung eines schwer angeschlagenen Luftwaffenobersten seine Zukunft aufs Spiel setzen würde. Außerdem hatte Tate gar nicht den Versuch gemacht, seine persönliche Abneigung gegen Trask zu verbergen.

Na, jetzt sitzt du in der Scheiße, General Tate, du strahlender junger Held, dachte Trask. Halb kaputt bist du ja schon. Hättest eben kein Judenmädel bumsen und gar so freundlich mit den Roten sein sollen. Möglich, dass sie mich abschießen, aber der Admiral wird schon das Seine dazu tun, dass Tate nicht mehr so weitermacht wie hier in der Zone.

Der Konvoi hatte sich in Bewegung gesetzt. Trask stand an der Ecke der Baracke, in der die ledigen Offiziere untergebracht waren. Die ersten Fahrzeuge passierten den Wachtposten am Lagertor und schlugen dann südwestliche Richtung ein. Unmittelbar nach dem ›Glashaus‹ schwenkte die Straße schärfer nach Süden, und nun lagen nur mehr hundertzwanzig Kilometer Felsen und Sand zwischen Es Schu'uts und El Thamad, wo die Autokolonne das Gebiet der entmilitarisierten Zone erreichen würde.

Bill Tate salutierte, als die Limousine des Vizepräsidenten vorbeirollte, und behielt die Hand an der Mütze, bis auch das Kommandofahrzeug mit den Israelis vorüber war. Trask bemerkte, dass nur Rabin und die zwei Offiziere den Gruß erwiderten. Deborah Zadok blickte zur Seite. Das reizte seine Neugier. Stimmt da etwas nicht? Ging Tate jetzt auf Nummer Sicher, hatte er das Mädchen abgewimmelt?

Er blieb an der Ecke stehen, bis der letzte Wagen die Straße erreicht hatte. Dann kehrte er in seine Unterkunft zurück, verschloss die Tür hinter sich, nahm die offene Whiskyflasche vom Schrank und goss sich ein Glas ein. Er fühlte sich seltsam unberührt von dem, was vor wenigen Minuten auf dem Hauptplatz vor sich gegangen war. Seit den unwirklichen Tagen im Gefangenenlager in einem Vorort von Hanoi hatte er dieses Gefühl nicht mehr gekannt. Mit der gleichen eigenartigen Mischung aus Furcht und Gleichgültigkeit hatte er die Bomben auf

den Hafen und den Frachtenbahnhof fallen gehört. Damals war es sein Hass gegen die schlitzäugigen Teufel gewesen, der ihn bei gesundem Verstand erhalten hatte. Jetzt war es wohl die heftige Abneigung gegen General William Tecumseh Tate, die den gleichen Zweck erfüllte. Der Unterschied war ja nicht sehr groß, dachte er und leerte sein Glas.

Ganz andere Gefühle bewegten Bill Tate, während er Baileys Kolonne aus dem Lager rollen sah.

»Ein echter Mann des Volkes, wie er so dahinfährt«, hörte er eine Stimme neben sich. »Finden Sie nicht? Ein Trupp Soldaten, mehr nicht.«

Tate wandte überrascht den Kopf. Neben ihm stand Sam Donaldson.

»Es ist sein gutes Recht, zu fahren, wie es ihm beliebt.«

Donaldson fuhr sich mit der Hand über sein kurz geschnittenes graues Haar. »Rostow wird in größerem Stil aufkreuzen.«

»Vermutlich«, erwiderte Tate. Er sah die letzten Wagen der Kolonne das ›Glashaus‹ passieren. Sie spiegelten sich in den riesigen Scheiben. Er machte kehrt und schlug den Weg zum Hubschrauberlandeplatz ein. Donaldson hielt Schritt mit ihm. »Trask hat sich heute Nacht in der Offiziersbar besoffen«, sagte er. »Was werden Sie mit ihm machen?«

Tate unterdrückte eine zunehmende Abneigung gegen Donaldson – eine Abneigung, die er noch im gleichen Augenblick als unfair erkannte. Der CIA-Mann tat nur seine Pflicht, wenn er solche Fragen stellte – so aufdringlich und unverschämt sie auch klingen mochten.

»Ich habe mich noch nicht entschieden«, antwortete er, und das stimmte auch. Er würde Trask ablösen und nach Washington zurückbeordern müssen, aber der richtige Zeitpunkt bedurfte noch einiger Überlegung. Solange sich der Vizepräsident in der entmilitarisierten Zone aufhielt, war nichts zu machen, wenn es nicht so aussehen sollte, als hätte man politischem Druck nachgegeben.

»Es hat da einen kleinen Wortwechsel zwischen ihm und Liz Adams gegeben – über Sie.«

Tate blieb abrupt stehen, mit wachsendem Zorn starrte er Donaldson an.

»Tut mir leid, General. Aber Sie sollten wissen, dass sich Captain Adams heute Nacht vor der Baracke der Israelis herumgetrieben hat.«

Tate sagte mit beherrschter Stimme: »Das reicht, Sam. Sagen Sie kein Wort mehr.«

»Tut mir leid, General. Ich tue nur meine Arbeit. Sie sitzen auf einer Bombe, und es ist meine Pflicht, Sie darauf hinzuweisen.«

Jedes Wort sorgsam betonend, sagte Tate kalt: »Beschränken Sie sich darauf, mich über unsere Gegner zu informieren. Ich wünsche keinen Klatsch über Colonel Trask, Captain Adams oder sonst jemanden zu hören. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Donaldson starrte Tate an, ohne eine Miene zu verziehen. Schließlich wandte er den Blick ab und meinte: »Wenn Sie es so haben wollen, General ...«

»Genau so will ich es haben«, erwiderte Tate und ging weiter zum Hubschrauberlandeplatz. Er kochte vor Wut, hauptsächlich deshalb, weil er genau wußte, dass er Donaldson zu Unrecht heruntergeputzt hatte. Der CIA-Mann hatte nur getan, was er zu tun beauftragt war: den Kommandeur über alles, was in seinem Kommando vorging, auf dem laufenden zu halten. Aber was war das für eine Geschichte mit Liz Adams? Sie hätte ihm nachspioniert? Absurd. Die farblose, treue Liz schlich sich doch nicht nachts herum, um ihre Nase in das Sexualleben ihres Kommandeurs zu stecken! Oder doch?

Verdammt noch mal, seit Bailey und seine Zivilisten im Sektor waren, ging alles drunter und drüber. Die verlässlichsten Leute benahmen sich wie hirnlose Narren. Mit gerunzelter Stirn und übelster Laune kam er zum Flugplatz. Beaufort und Anspaugh sprangen vom wartenden Hubschrauber und salutierten.

»Los, los!« sagte er gereizt. »Einsteigen und ab! Wir begleiten den Konvoi bis Thamad, Bewegt euch!«

Der Pilot und der Sergeant kletterten an Bord, Tate ließ sich auf dem

Platz rechts neben der offenen Tür nieder. Anspaugh wollte ihm helfen, den Gurt anzulegen, aber er wehrte ungeduldig ab. »Lassen Sie das, Sergeant. Los jetzt!«

Während der Hubschrauber von der Rampe abhob, setzte Tate seinen Helm auf und zog den Gurt an. Es war falsch, der üblen Laune nachzugeben; er mußte wieder Ruhe finden. Wind und Geratter kamen durch die offene Tür der Maschine. Er fühlte sich etwas besser, entschlossener. Doch auch während Beaufort jetzt den Helikopter in südlicher Richtung hielt, auf die Straße nach Ei Thamad zu, konnte Tate sich nicht von jener düsteren Vorahnung befreien, die immer noch auf ihm lastete. Das war gestern ein schlimmer Tag gewesen, und eine innere Stimme warnte ihn, dass der heutige noch schlimmer sein würde.

13

Das Abu-Mussa-Kommando zog unter der Kuppe des Ras El Ginea dahin. Der Himmel zeigte die eigenartige Tönung gehämmerter Silbers. Der Berg lag in der Zentralen Zone, etwa dreißig Kilometer vom UN-Hauptquartier entfernt. Die von ausgewaschenen Spalten und engen Tälern durchfurchten Abhänge waren steil und kalt. Die Abu Mussa folgten dem alten, schmalen Hirtenpfad, der sich dreihundert Meter unter dem gerundeten Gipfel hinzog. Sie ritten einzeln hintereinander und trieben ihre Kamele zwischen dem Abhang und einer tiefen Schlucht voran.

Enver Leč hatte sein Tier mit einiger Mühe auf eine vorspringende Stelle manövriert, von wo aus er die gesamte Marschroute überblicken konnte.

Leila Jamil ritt voran, sie führte die lange Reihe ihrer Männer stetig nach Norden. Die Fedaijin hinter ihr schauten immer wieder zum Himmel auf. Leč wußte, dass ihre Sorge unbegründet war, denn nach

den Bestimmungen des Zypernabkommens durfte der Luftraum über der entmilitarisierten Zone, je zwölf einhalb Kilometer zu beiden Seiten von 34° Ost, nicht überflogen werden. Dieses Verbot, dachte Leč, war nur ein Beweis mehr für die unglaubliche Dummheit der Vereinten Nationen. Kein einziges Land der Welt hätte eine entmilitarisierte Zone unverteidigt gelassen oder sich des Rechtes begeben, sie aus der Luft zu überwachen. Dennoch hatte die Vollversammlung der Vereinten Nationen in seltener Einmütigkeit gerade das getan, ja es sogar gefordert – als Preis für ihr Einverständnis und die Zusammenarbeit mit den Besatzungsmächten auf Sinai. Unsere Stärke, ging es Leč durch den Kopf, liegt nicht in der Ideologie, sondern in der Idiotie der anderen. Bakunin würde es genossen haben.

Noch einmal studierte Leč die Karte. Sie befanden sich etwa sechzehn Kilometer von der Straße nach Thamad entfernt. Er warf einen Blick auf die Uhr. Es war eine seltsam blasse Sonne, von einer Schicht dünner Wolken getrübt. Sie waren jetzt im Herzen des Massivs und hatten noch eine beschwerliche Wegstrecke vor sich, aber sie würden genügend Zeit haben, um die Gegend auszukundschaften und ihre Positionen einzunehmen.

Die Russen und die Ägypter stellten eine unbekannte Größe dar, aber sie würden aus dem Westen in die Zentrale Zone kommen. Mit ein klein wenig Glück konnten die Abu Mussa – oder was nach dem Feuergefecht noch von ihnen übrig war – ein Zusammentreffen mit ihnen vermeiden.

Der ursprüngliche, in Tirana ausgearbeitete Plan sah einen geordneten Rückzug der überlebenden Araber nach dem Überfall nicht vor. Leila Jamil und ihre Männer wurden als entbehrlich angesehen. Schon in den letzten Jahren hatte sich die Wirksamkeit der Abu Mussa stark vermindert, und nach der Ermordung des amerikanischen Vizepräsidenten würden sie völlig unbrauchbar geworden sein, Envers Befehl lautete, sich so schnell wie möglich von den Überlebenden abzusetzen, sich allein zur Südostküste durchzuschlagen und dort auf das U-Boot zu warten, das bereits zu dieser Stunde vor der saudiarabischen Insel Sanafir kreuzen sollte.

Aber Enver Leč war zu lange Freischärler gewesen, um seine Chancen, dieses Rendezvous einhalten zu können, sehr zuversichtlich zu beurteilen. Es war durchaus möglich, dass sich das U-Boot noch nicht einmal in der Nähe von Sanafir befand. Der gesunde Menschenverstand sagte ihm, dass es einem albanischen U-Boot schwerfallen würde, sich längere Zeit in den nördlichen Gewässern des Roten Meeres herumzutreiben. Sowohl die sowjetischen wie auch die amerikanischen Schnellboote patrouillierten diesen Abschnitt täglich, und es war nicht anzunehmen, dass Tirana – auf die entfernte Möglichkeit hin, Enver Leč zu retten – ein U-Boot opferte, auch wenn es schon dreißig Jahre alt war und die Russen es billig losgeworden waren.

Während die Abu Mussa an ihm vorbeiritten, arbeitete sein listiges Hirn auf Hochtouren. Es war sein Erfindungsreichtum gewesen, der ihn schon in Vietnam, in Bengalen und Kambodscha am Leben erhalten hatte. Er fragte sich: Angenommen, man würde den ursprünglichen Angriffsplan um geringes verändern? Töten um des Tötens willen, gut und schön. Wie hatte Bakunin gesagt? »Die Leidenschaft der Zerstörung ist auch eine schöpferische Leidenschaft.« Die Ermordung des Amerikaners und seiner Begleiter würde für Tirana und Peking große Vorteile bringen, da damit ein Keil in die halbherzige sowjetisch-amerikanische Entspannungspolitik getrieben wurde. Doch würde diese Ermordung auch Enver Leč Vorteile bringen, der gerne weiterleben wollte, um seinen Kampf fortzusetzen? Sein Name würde unsterblich sein als der eines großen Revolutionärs (falls man je erfuhr, welche Rolle er bei dem Überfall gespielt hatte, was zweifelhaft war). Aber würde er den Überfall auch überleben? Darauf gab es eine klare Antwort: Er würde ihn nicht überleben.

Leč fürchtete den Tod weniger als die meisten Menschen, aber er war nicht bereit zu sterben, wenn sich eine Alternative anbot. Und es gab eine Alternative. In den Stunden, die seit dem Massaker an den Schafhirten in Feiran vergangen waren, hatte er eine weitere Möglichkeit erwogen, eine, die das taktische Problem komplizieren, seine strategische Position jedoch unvergleichlich verbessern würde.

Angenommen, man könnte Talcott Bailey, statt ihn zu töten, gefangen nehmen? Wie sähe die Sache dann aus?

Es waren zweifellos gewaltige Risiken – weitaus größere, als wenn man Bailey und seine Begleiter einfach umbrachte. Die Arabische Front würde natürlich die Verantwortung zum größten Teil übernehmen. Aber es wäre unrealistisch, anzunehmen, die CIA, das KGB, der Mosa'ad und alle anderen Geheimdienste würden nicht sehr bald herausbekommen, welche Rolle das kleine Albanien bei diesem Verbrechen gespielt hatte. Und von Tirana aus die Spur nach Peking zu verfolgen war kinderleicht.

Einen Augenblick lang durchzuckte ihn wilde Erregung. Ein Krieg wäre durchaus im Bereich der Möglichkeiten. Er malte sich das Entsetzen der Welt aus, wenn die ersten thermonuklearen Raketen aus ihren Schächten geschossen kamen. Der Mann, der dieses Chaos schuf, würde an Größe selbst Bakunin übertreffen.

Die Vorstellung weltweiter Zerstörung war ein Gedanke von fast erotischem Reiz, doch dem Hirn des Albaners entsprang eine noch be rauschendere Idee. Mit dem amerikanischen Vizepräsidenten als Geisel konnte er praktisch allen seine Bedingungen diktieren. Den Amerikanern, den Russen ... Selbst seine ideologischen Väter, die Chinesen, würden so gut wie hilflos dastehen.

Er blickte nach Norden, wo Leila Jamil die Reiterschar an einem abfallenden Hügelkamm entlang zum südlichsten Arm des Wadi el Arisch führte, an dessen Hängen sich die Zentrale Zone ausbreitete. Leila und ihre Männer – sie, die für den Kampf lebten, aber auch alle jene im Nahen Osten und in aller Welt, die diesen Kampf gut hießen und unterstützten –, sie würden sich auf die Chance stürzen, einen Mann wie Talcott Bailey als Geisel in die Hand zu bekommen. Mit dem Vizepräsidenten in ihrer Gewalt würde es möglich sein, die Gefängnisse aufzubrechen – in Israel und überall dort, wo Terroristen eingekerkert waren. Ja sie würden sogar imstande sein, Sowjets und Amerikaner aus Sinai zu vertreiben. Leč bezweifelte das zwar, aber einen Versuch war es immerhin wert. Auf jeden Fall war es besser, als von wütenden Amerikanern und erschreck-

ten Russen wie wilde Tiere gejagt zu werden und hier in diesen Bergen zu verrecken.

Enver Leč trieb sein Kamel zu schwankendem Trott, um an die Spitze der Kolonne zu gelangen. Er war ganz sicher, dass Leila Jamil seinem neuen Plan zustimmen würde.

Eine Stunde war seit der Abfahrt von Es Schu'uts vergangen. Der Konvoi rollte mit einer gleich bleibenden Geschwindigkeit von fünfundsiebzig Stundenkilometern auf der Schotterstraße über das Plateau von Al Qusamyah. Die von Pionieren des amerikanischen Kontingents für den Truppentransport zwischen Thamad und der Nordküste ausgebesserte und wiederhergestellte Straße war heute leer. Major Paris hatte dafür gesorgt. Er hatte auch veranlasst, dass kleine Trupps entlang der Straße bis zur Grenze des amerikanischen Sektors in Abständen von zehn Kilometern postiert wurden, den Soldaten jedoch Weisung gegeben, sich nach Möglichkeit im Hintergrund zu halten. Aber der Konvoi sollte so lange unter Aufsicht stehen, bis er in die entmilitarisierte Zone überwechselte.

Dort tat der Major sein Bestes, um den UN-Kommandeur, einen wohlbeleibten schwedischen General, davon zu überzeugen, dass er gut daran täte, die wenigen ihm zur Verfügung stehenden Truppen einer praktischeren Verwendung zuzuführen, als sie bei der feierlichen Parade einzusetzen, die er zu Ehren der hohen Gäste geplant hatte. General Gunderssen, der die Wüste hasste und schwer unter der Hitze und Langeweile litt, mochte die meisten Amerikaner nicht, Major Paris am allerwenigsten. Es ärgerte ihn, als er aufgefordert wurde, seine Männer in die umliegenden Hügel und Wadis zu entsenden. Bis auf die am weitesten entfernten hatte er alle Patrouillen eingezogen, denn er wollte sich und seine Truppe gehörig präsentieren, wenn der Stellvertretende Ministerpräsident Rostow und der amerikanische Vizepräsident eintrafen. Er dachte nicht daran, in letzter Minute seine Pläne umzustößen, nur um einen offenbar an

Verfolgungswahn leidenden amerikanischen Sicherheitsoffizier zu beschwichtigen.

»Ich ziehe seit drei Tagen meine Patrouillen ein«, erklärte er lässig, »damit sich Rostow und Bailey ein Bild über die Stärke der UN-Truppe hier in der Zone machen können. Ich habe nicht die Absicht, meine Männer über Hunderte von Quadratkilometern zu zerstreuen, um uns vor imaginären Feinden zu schützen.«

»Die entmilitarisierte Zone ist voll von Beduinen«, sagte Paris.

»Ein paar Stammeskrieger und ihre Familien. Habt ihr Amerikaner Angst vor ihnen?«

Die Einstellung des Generals ärgerte Major Paris, aber er konnte nichts tun.

»Seien Sie unbesorgt, Major Paris«, sagte der Schwede in seinem korrekten Schulenglisch. »Wir befinden uns ja schließlich hier auf UNO-Gebiet.«

Sie standen in der Einfahrt des aus amerikanischen Mitteln errichteten Hauptquartiers, von dessen Fahnenmasten die Kreis-und-Pfeile-Flagge und die der Vereinten Nationen flatterten. Paris blickte über den von Amerikanern geplanten Paradeplatz zu den von Amerikanern gelieferten Betonfertigteilbaracken und Büros auf der anderen Seite des Tals. Mit von amerikanischen Schulkindern gespendetem Geld gekaufte Zitronenbäume säumten die mit freiwilligen Gaben amerikanischer Bürger bezahlten Schotterstraßen. »Gewiß, General«, sagte er ironisch, »das hatte ich vergessen.«

Jape Reisman saß ruhig in der Limousine des Vizepräsidenten und betrachtete den silberfarbenen Himmel, die öde Mondlandschaft des Nordplateaus und die rostbraunen, in der Ferne aufragenden Berge.

Talcott Bailey und Jason Seidel waren in eine mit zunehmender Schärfe geführte Diskussion über die politische Lage in den Vereinigten Staaten vertieft. Paul Bronstein, der vorne neben dem Fahrer saß,

wandte hin und wieder den Kopf zurück, um einen Kommentar zu geben. Emerson und Colonel Crowell schwiegen.

Crowells scharfe Augen hatten einige der an der Straße postierten Trupps ausgemacht, und Reisman konnte deutlich erkennen, dass der Colonel mit dem, was er sah, zufrieden war. Bis jetzt hatte sich der Vizepräsident zu diesen Sicherheitsmaßnahmen, die ohne sein Wissen und ohne sein Einverständnis getroffen worden waren, nicht geäußert.

»Ich habe nicht den Eindruck, dass der Isolationismus bei der breiten Öffentlichkeit Amerikas Anklang findet«, sagte Seidel soeben.

Reisman unterdrückte ein Lächeln. Das Wort »Isolationismus« würde genügen, um Bailey in Fahrt zu bringen. Der Vizepräsident betrachtete sich nicht als Isolationisten; zwar war es nicht ganz leicht, den Unterschied zwischen ihm und einem wirklichen Isolationisten zu definieren, aber Talcott Bailey versuchte es immer wieder.

»Wenn wir uns auf unsere eigenen Probleme konzentrieren, statt außerhalb unserer Grenzen auf Abenteuer zu gehen, ist das noch lange kein Isolationismus, Richter Seidel«, entgegnete Bailey in leicht gereiztem Ton. »Meine Wählerschaft, wie Sie das nennen, besteht vornehmlich aus Leuten, die der Überzeugung sind, wir müßten in erster Linie den Verpflichtungen im eigenen Lande nachkommen. Sie stehen seit Jahren nicht mehr im öffentlichen Dienst, Richter Seidel. Ich glaube, Sie haben keinen Kontakt mehr mit den Strömungen, die in zunehmendem Maße das Denken unseres Volkes bestimmen.«

»Vielleicht haben Sie recht, Mr. Vice President«, sagte der Richter.

Aber Sie bezweifeln es, Jason Seidel, dachte Reisman. Ja, mit Seidel als potentielltem Nachfolger hatte der Präsident eine gute Wahl getroffen. Wenn man dem Richter Zeit gab, noch ein wenig zu reifen, mochte er ein erstklassiges Staatsoberhaupt abgeben.

Bailey beugte sich vor und spähte durch das Seitenfenster nach oben. »Ist das ein Hubschrauber, John?«

Emerson reckte den Hals und kniff die Augen zusammen, um gegen das dünne stechende Sonnenlicht etwas sehen zu können. Auch Jape Reisman hörte jetzt das vertraute Geratter eines Hubschraubers, das das Mahlen der Räder auf der Schotterstraße übertönte.

»Ja, Sir. Ein Kampfhubschrauber«, bestätigte Emerson.
Bailey verzog den Mund.

»Wir genießen schon die ganze Zeit Deckung aus der Luft, seitdem wir Es Schu'uts verlassen haben«, sagte Ben Crowell in gemütlichem Ton.

»William Tecumseh Sherman Tate auf großer Fahrt«, bemerkte Bronstein gehässig. »Sorgt sich ja wirklich um alles, der gute Mann.«

»Wie zum Beispiel um die Sicherheit des Vizepräsidenten«, sagte Crowell.

»Ich traue ihm glatt zu, dass er mit diesem Ding geradewegs in die Zentrale Zone fliegt.«

»Das glaube ich nicht, Mr. Bronstein«, entgegnete Richter Seidel in kühlem Ton. »General Tate kennt die Bestimmungen des Abkommens ebenso gut wie Sie.«

»Es war mein Wunsch, unsere militärische Präsenz auf ein Minimum zu beschränken, Richter Seidel«, sagte der Vizepräsident.

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie man sie noch weiter beschränken könnte.«

»Im Vergleich zu dem Truppenaufgebot, mit dem die Roten in der Zentralen Zone aufkreuzen werden, sind wir ein sehr friedlicher Verein«, sagte Crowell. Der Gedanke schien ihn zu deprimieren.

Bronstein warf einen Blick durch die Heckscheibe auf das Kommandofahrzeug mit Brigadier Rabin und Captain Zadok. Das Mädchen sah zum Hubschrauber auf. Der Wind hatte das dunkle Haar unter ihrer Mütze gelöst.

Bronstein brachte den Israelis keine Sympathien entgegen. In dieser Hinsicht gestattete er sich völlig entgegengesetzte Ansichten als seine Familie, die viel Zeit und Geld für jüdische Hilfs- und Wohlfahrtsorganisationen aufbrachte, einschließlich solcher, die die Einwanderung osteuropäischer Juden nach Israel förderten und finanzierten. Tates Beziehungen zu dem israelischen Mädchen war ihm echt zuwider. Er fragte sich, was der General an dieser Sabra fand.

Das Mädchen, um das Bronsteins Gedanken kreisten, saß neben Dov Rabin im offenen Wagen und blickte nach Osten. Der Hubschrauber

hatte eine Schleife gezogen und war verschwunden. Sie war ganz sicher, dass *er* die Maschine steuerte.

Als ihn der Vizepräsident aus seiner Begleitung ausgeschlossen hatte, war er zornig und verbittert gewesen. Es ließ sich nicht mit Bestimmtheit sagen, was ihn mehr verstimmt hatte: die Auswirkungen dieser Bestrafung auf seine Autorität als Kommandeur oder die Sorge um die Sicherheit des Vizepräsidenten. Sie wußte, dass er Talcott Bailey nicht leiden konnte, seine Ideologie für katastrophal hielt und in fast allem, was die amerikanische Präsenz auf Sinai betraf, in Widerspruch zu ihm stand. Aber sie zweifelte auch nicht daran, dass sein Pflichtgefühl und seine Loyalität ihm niemals erlauben würden, sich gegen die tiefverwurzelte Meinung aufzulehnen, derzufolge die Streitkräfte in Amerika seit eh und je der zivilen Kontrolle unterworfen waren. In den Armeen anderer Länder machten Männer wie William Tate, wenn sie ungeduldig wurden, Staatsstreiche. In der Armee der Vereinigten Staaten, dachte sie, finden sie sich mit einem Sichunterordnen ab und bestrafen dafür die Frauen, von denen sie geliebt werden ...

»Ist er es?« fragte Dov Rabin.

»Im Hubschrauber? Ich weiß nicht. Ich denke schon«, antwortete sie. Tates dynamische Persönlichkeit schien so allgegenwärtig, dass nicht einmal Rabin es für nötig hielt, sich genauer auszudrücken.

Der Brigadier zeigte nach Westen. Der Kampfhubschrauber war kurz wieder aufgetaucht und überflog nun in geringer Höhe eine vor ihnen liegende niedrige Hügelkette. »Was mir am besten an General Tate gefällt«, sagte er ironisch, »ist seine Vertrauensseligkeit.«

Das Mädchen lächelte trübe. »Er hat uns vertraut, Dov.«

Rabins dunkle Augen blickten verständnisvoll. »Wir haben ihm nicht geschadet.«

»Haben Sie eine Geliebte, Dov?« fragte sie leichthin.

»Mehrere.«

»Und sind sie alle im Geheimdienst?«

»Würde mich nicht wundern.«

»Ein tröstlicher Gedanke.«

»Dramatisieren Sie die Situation nicht, Deborah. Wir sind ja schließlich nicht seine Feinde.«

»Ach ja. Das ist schon was.« Sie drehte den Kopf zur Seite. Rabin sollte nicht sehen, dass ihr plötzlich Tränen in den Augen standen. Sie war müde und überreizt. Gestern war sie das letzte Mal mit ihrem Geliebten zusammen gewesen, irgendwie war sie dessen sicher. In ihr verstärkte sich das Gefühl eines unausgesprochenen, uneingestanden, aber darum nicht weniger realen Verlusts.

»Ich habe heute früh neue Informationen über die Abu Mussa erhalten«, sagte Rabin.

»Sind sie auf Sinai?« Sie zwang sich zu der Frage, denn in diesem Augenblick war es ihr gleichgültig.

»Unser jordanischer Gewährsmann sagt nein. Wie es scheint, sind sie nicht auf der Halbinsel geblieben. Sie sind nach Jordanien zurück und auf dem Weg nach Saudi-Arabien, um Geldmittel aufzutreiben. Ich glaube kein Wort davon. Ich weiß nicht, wo sie sind, und ich bin ganz sicher, dass unser Agent es auch nicht weiß. Würde er etwas taugen, die Leute von der Arabischen Front hätten ihn längst um die Ecke gebracht.«

»Mein Gott«, sagte Deborah, »ich hab' es so satt, dieses ewige Kämpfen und Töten. Wird es damit nie ein Ende haben?«

»Der Friede ist nah«, antwortete Rabin. »Seitdem Russen und Amerikaner hier sind, ist der Krieg zu teuer geworden. Glauben Sie mir, der Friede ist nah.« Er holte tief Atem. »Wir sind alle müde. Sogar die Libyer und die Syrer haben das Kämpfen satt. Das sind die einzigen Guerillas, die es noch gibt, und auch sie sterben aus. Es muß zu Ende gehen, verstehen Sie? Und bald.«

»Aber der da«, Deborah deutete auf Baileys Wagen, »der will doch, dass die Amerikaner packen und heimfahren.«

»Zu unser aller Glück ist er nicht der Präsident. Ihm steht keine Entscheidung zu.«

Ein schwacher Trost, dachte Deborah. Aber was Dov sagte, war richtig. Solange Russen und Amerikaner – und nicht Araber und Israelis – einander am vierunddreißigsten Längengrad gegenüberstanden,

so lange würde der Preis für einen neuen Krieg zu hoch sein, als dass die Welt ihn akzeptieren könnte. In kalten und einsamen Nächten will ich daran denken, nahm sie sich vor.

Auf der VIP-Rampe von Andrews Air Force Base stand eine Gruppe von Menschen, die sich zur Verabschiedung des Präsidenten eingefunden hatten. Auch Ainsworth und Fowler Beal waren dabei; fröstelnd standen sie im kalten Regen, bis der Wagen des Präsidenten vor der Gangway der Air Force One zum Stehen kam.

Colonel Ira Dayton und die zwei neuen Piloten Campbell und Wingate gingen die Checklist durch. Es war alles bereit, um die Triebwerke anzulassen, sobald der Präsident und seine Begleiter an Bord kamen. Dayton hatte sich entschlossen, den Start nicht selbst durchzuführen. Campbell konnte die Übung gut gebrauchen, und außerdem mußte sich Dayton eingestehen, dass er nicht gerade in bester Form war. Er hatte gar nicht gut geschlafen. »Nehmen Sie den Platz links, Major«, sagte er. »Ich übernehme das Radio.« Er ließ sich auf dem Sitz des Kopiloten nieder und ersuchte den Kontrollturm um die endgültige Startfreigabe. Diese kam prompt; man ließ die Maschine des Präsidenten nicht warten. »Air Force One, Ihr Korridor ist dreieintausend bis Nashville Center, dann dreidreitausend bis Phoenix-Riverside. Palm Springs meldet keinerlei Sichtbehinderung. Starke Turbulenz, nördliche Böen, dreißig, auf vierzig ansteigend. Temperatur zehn Grad.« Jetzt wurde die Stimme weniger förmlich. »Kalt und böig, Colonel. Aber wo Sie hin wollen, gibt's viel Sonne. Guten Flug!«

Dayton bestätigte die Freigabe und blickte durch die regennasse Scheibe hinaus. Gelb glimmten die Lichter der Rampe im Dunst, und ein trüber Himmel spiegelte sich in den schmutzigen Wasserlachen auf dem Beton. Der Präsident und der Verteidigungsminister waren eingetroffen, begleitet von Helen Risor, einigen Leuten vom Stab des Weißen Hauses, den Männern des Secret Service und dem allgegenwärtigen diensttuenden Sicherheitsoffizier, mit dem ›Fuß-

ball« – dem ans Handgelenk geketteten Behälter mit dem Atom-Angriffskode.

Der Präsident und Dickinson, beide trotz des Regens ohne Hut, waren kurz stehen geblieben, um ein paar Worte mit Admiral Ainsworth und Fowler Beal zu wechseln. Dann verabschiedete sich der Präsident und schritt zur Gangway. Ainsworth und die Männer auf der Rampe salutierten.

Die Bordsprechanlage summt, und Dayton nahm den Hörer auf. Der Obersteward, ein Korporal, meldete: »Der Präsident ist an Bord, Colonel!«

»Gangway ist ab, Einstieg schließen«, gab Dayton Campbell und Peter Craigie, dem Bordwart, durch.

Während Wingate vom Platz des Dritten Piloten aus zusah, arbeiteten Campbell, Dayton und Craigie die Abflug-Checklist durch.

Die Tür zum Cockpit ging auf, und der Präsident steckte seinen weißhaarigen Kopf herein. Es gehörte zu seinen Gewohnheiten, vor jedem Abflug ein paar Worte mit der Besatzung zu wechseln. »Alles klar, Ira?«

»Wir sind bereit, wenn Sie bereit sind, Mr. President.«

»Neue Besatzung?« sagte der Präsident.

»Jawohl, Mr. President.« Dayton stellte Campbell und Wingate vor.

»Bleiben Sie sitzen, meine Herren. Wir sehen uns später auf ein Schwätzchen.« Er lächelte den Männern im Cockpit zu. »Na, dann los, Ira. 'raus aus diesem Wetter und in die Sonne!«

»Jawohl, Mr. President.«

Air Force One, deren spiegelglatter Leib vom Dunstschweiß glänzte, rollte zur Wartezone am Kopfende der Startbahn.

Fowler Beal warf einen flüchtigen Blick auf Ainsworth, der mit steinernem Gesicht im regnerischen Licht stand; die plötzliche Entscheidung des Präsidenten, nach Palm Springs zu fliegen, schien ihn in keiner Weise zu beunruhigen. »Natürlich drückt er sich vor dem russi-

schen Botschafter«, hatte er ihm kurz mitgeteilt. »Unnötigerweise. Die Roten sind an diesem verdammt Abkommen weit mehr interessiert als wir. Warum auch nicht? Damit legitimieren diese Schweinehunde doch ihre Präsenz auf Sinai! Der Präsident kann es sich leisten, die ›Allende‹-Geschichte dem Außenamt aufzuhalsen. Beachten Sie bitte, dass er auch Dickinson aus dem Schussfeld nimmt. Er macht's genau richtig, finden Sie nicht auch, Fowler?«

Beal dachte, dass der Admiral sicherlich weiß Gott was darum geben würde, wenn man ihm erlaubte, mehr zu tun, als bloß russische Schiffe zu stoppen. Wahrscheinlich würde er sie liebend gerne mit abschussbereiten Atomraketen aus dem Mittelmeer hinaus und die Wolga hinauf gejagt haben. Beal versuchte sich die Auswirkungen einer solchen Konfrontation auf das labile Gleichgewicht zwischen den Großmächten und auf den Weltfrieden vorzustellen. Ihm wurde ein wenig übel. Sein Verstand, das hatte er längst begriffen, war einfach nicht groß genug, um die letzten Konsequenzen solcher Aktionen durchzudenken.

»Weg sind sie«, sagte Ainsworth.

Beal hob den Blick. Mit blinkenden Positionslichtern rollte Air Force One durch den grauen Dunst die Startbahn hinunter, erhöhte ihre Geschwindigkeit und verwandelte die Pfützen auf dem Beton in steil aufschießende Fontänen. Einen Augenblick lang beneidete Beal den Mann in der Maschine. In wenigen Stunden schon würde er weit fort sein und im hellen Sonnenschein selbstsicher über den gepflegten Rasen eines Golfplatzes spazieren. Er hatte den Mut, einfach abzugondeln und blauzumachen, während andere im trübseligen Washington bleiben und den täglichen Trott auf sich nehmen mußten. Wie herrlich wäre es doch, für sich solche freie Entscheidungen treffen zu können!

Er beschloß, nicht gleich heimzufahren. Seine jetzige Geliebte in Rockville, eine gewisse Terri McLean, würde wohl noch schlafen, wenn er hinkam, dann zwar murrend, aber noch angenehm warm vom Bett, aufstehen und ihn verwöhnen. Das würde ein kleiner Ausgleich dafür sein, dass er hier im Regen warten und sich mit dem Wunsche begnügen mußte, ein größerer Mann zu sein, als er war.

Er ließ seinen Blick von Admiral Ainsworth' grimmigem Gesicht zur

Startbahn wandern. Air Force One schwenkte auf den Abflugstreifen ein, rollte immer schneller und hob ab. Sehnsuchtsvoll sah er der Maschine nach, bis ihre Lichter im dunstigen, blaugrauen Himmel über dem Kapitol verschwanden.

14

U ngefähr um die Zeit, da die Kolonne des Vizepräsidenten den Stützpunkt des amerikanischen Kontingents in El Thamad erreichte, kam der diplomatische Kurier aus Teheran vor dem unscheinbaren Gebäude in Jerusalem an, das die Russlandsektion des Mosa'ad beherbergte. Unter dem zahlreichen Material, das er dem diensthabenden Offizier in der schwerbewachten Vorhalle übergab, befand sich auch ein versiegelter Plastikumschlag mit den Fotos, die Kosmos 623 von Sinai aufgenommen hatte.

Das Material aus Teheran wurde eingetragen, sortiert und an die dafür zuständigen Abteilungen im Haus weitergegeben. Diese administrative Arbeit nahm etwa eine Stunde in Anspruch und war kurz nach vier Uhr beendet. Um diese Zeit passierte der Konvoi des Vizepräsidenten die südliche Vorpostenlinie des Ersten Fallschirmaufklärungsбатаillons und näherte sich der sechs Kilometer südwestlich verlaufenden Grenze der entmilitarisierten Zone.

Um 16.15 Uhr beobachtete General Tate, der mit seinem Kampfhubschrauber in dreihundert Meter Höhe den östlichen Arm des Wadi El Arisch überflog, dass der Konvoi die Grenzlinie der Zentralen Zone passiert hatte und nun auf der Straße entlang 34° Ost wieder nach Süden schwenkte. Über Funk gab er seine und die Position der Kolonne an Echo Sierra weiter, zog eine Schleife und nahm widerstrebend Kurs auf Es Schu'uts.

In Jerusalem wurden um diese Stunde die Kosmosbilder zur Un-

tersuchung auf den Leuchttisch gelegt. Schon am frühen Nachmittag hatte Avram Bar-Scharon, ein Major der Fallschirmtruppe, der als Verbindungsoffizier in der Zentrale des Mosa'ad seinen Dienst versah, Mosche Greenblatt, dem regulären Fotoauswerter, bei der Überprüfung der vom amerikanischen Samos-Satelliten gelieferten Bilder des südlichen Sinai geholfen. Major Bar-Scharon, dessen Infanterieeinheit schon des öfteren Feuergefechte mit als Beduinen verkleideten arabischen Guerillas ausgetragen hatte, verfolgte interessiert die Wanderungen einer Gruppe von Nomaden, die das Gebiet zwischen El Tur am Golf von Suez und dem südlichen Rand des Sinai-Massivs durchstreiften. Die amerikanischen Satellitenbilder zeigten die Gruppe westwärts ziehend. Das war vor drei Tagen gewesen. Bedauerlicherweise hatte der Mosa'ad kein Material bekommen, aus dem zu ersehen gewesen wäre, wo sich die Nomaden vorher aufgehalten hatten. Die Amerikaner zeigten sich durchaus bereit, ihre Satelliteninformationen mit dem Mosa'ad zu teilen – soweit es sich auf den Aktionsradius der Friedenstruppe bezog; nicht aber waren sie bereit, die Israelis mit Bildern der angrenzenden arabischen Gebiete zu beliefern.

Bar-Scharon und Greenblatt waren jetzt verständlicherweise neugierig, was auf den Kosmos-Bildern von dem Zwischenfall zu sehen war, der sich gestern vor der nördlichen Küste ereignet hatte. Der russische Satellit hatte tatsächlich hervorragende Arbeit geleistet und zeigte in allen Einzelheiten, wie der amerikanische Pilot Anatolij Rostow und die Sowjetflotte blamierte. Kein Wunder, dass die Politiker in aller Welt aus dem Häuschen waren. Nach der Auswertung durch den Mosa'ad würden die Bilder den CIA-Dienststellen in Washington und Es Schu'uts übergeben werden. Wie beide Männer wußten, bestand ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen den Geheimdiensten der Sowjetunion, Israels und der Vereinigten Staaten, wonach das Material frei und unbehindert zwischen ihnen »zirkulieren« sollte. Die Ausrede, dass es sich um »gestohlenes« Material handelte, diente jedem der Länder als Vorwand, die »Pipeline« in dem Augenblick zu unterbrechen, da der Austausch von Informationen als störend oder ungelegen empfunden wurde. Dies geschah jedoch nur selten, da es allen Beteiligten le-

benswichtig erschien, dass jede Seite wissen sollte, welche Informationen die andere besaß und sie als Grundlage für Entscheidungen strategischer beziehungsweise politischer Art heranzog, die ansonsten leicht als feindselig angesehen werden mochten.

Greenblatt, ein schwächlicher junger Mann mit Brille und schütterem schwarzem Haar, beugte sich über ein vergrößertes Bild von den Gewässern vor Es Schu'uts. Mit einer Lehre nahm er minuziöse Messungen vor. »Darüber läßt sich ewig diskutieren«, meinte er, während er die Noniusskala auf seinem Instrument ablas. »Die ›Allende‹ ist genau fünfzehn Kilometer von der Küste entfernt. Die Bugwelle ist näher, aber die Strömung geht zur Küste hin.« Er schüttelte mit gespielter Bewunderung den Kopf. »Mit freigelegten Bordwaffen schwebt der Amerikaner hundert Meter vor dem Schiff. Herrlich!«

Er beugte sich abermals vor, um seine Messungen fortzusetzen, wobei er sich jetzt auf die sichtbaren Merkmale des Schiffes konzentrierte, das zu einem Typ gehörte, mit dem die Nachrichtendienste des Westens noch nicht sonderlich vertraut waren.

Bar-Scharon, der sich nur bis zu einem gewissen Punkt für den Zwischenfall und für das Schiff interessierte, war Infanterieoffizier und eine Landratte. Seine Aufmerksamkeit galt vor allem den Aufnahmen des Geländes zwischen dem Golf von Suez und den Ausläufern des Berges Sinai. Er suchte nach der Gruppe von Beduinen, die auf den letzten amerikanischen Satellitenbildern festgehalten worden waren.

Auflösungsvermögen und Schärfe des russischen Materials verdienten alles Lob. Es war dem amerikanischen in jeder Beziehung gleichwertig. Die Amerikaner waren vielleicht etwas besser in der Aufzeichnung elektromagnetischer und thermischer Daten, aber die russischen Bilder waren so scharf und klar wie nur möglich. Der Himmel war wolkenlos gewesen, als Kosmos 623 diese Aufnahmen gemacht hatte, und man konnte Objekte von weniger als fünfzehn Zentimeter Größe einwandfrei identifizieren. Dass der Satellit die Bilder aus seiner Umlaufbahn, Hunderte von Kilometern über der Erde, geschossen hatte, erfüllte Bar-Scharon mit Bewunderung.

Die Farben waren rein und natürlich, und die Aufnahmen umfas-

sten einen breiten Streifen, der sich von der Straße von Gubal quer über die Halbinsel zur Nordküste zog. Im Golf waren unter der Oberfläche des klaren Wassers Riffe zu sehen; nahe der afrikanischen Küste war eine Dhau so klar und scharf auf Papier und Emulsion gebannt worden, dass der Major längsschiffs die Fugen der Decksplanken, die Taukränze am Vorderstegen und die Netze deutlich erkennen konnte, die quer über das gereifte Segel hingen, um im Seewind zu trocknen. Ein Matrose oder Fischer schlief neben der Ruderpinne, und ein anderer Mann in einem weißen Lendentuch hockte mittschiffs und flickte ein Netz. Eine atemberaubende Meisterleistung der Technik, fand Barscharon. Was würden sich die Männer auf der Dhau denken, wenn sie wüssten, dass sie von einem unsichtbaren Auge, das Hunderte von Kilometern hoch über ihnen kreiste, so deutlich gesehen worden waren? Er konnte sich ihre ehrfürchtige Scheu vorstellen. Auch er empfand sie.

Am Rande eines anderen Bildes, das das Tafelland an der Küste und die Ausläufer des Sinai-Massivs zeigte, konnte er die steilen Abhänge und die nahezu senkrecht abfallenden Schluchten erkennen, die den heiligen Berg umgaben. Auf der nächsten Aufnahme waren das Katharinenkloster und die in die Felsen gehauenen Wohnstätten der Hirten zu sehen, die schon seit mehr als tausend Jahre dort bestanden. Ein Lächeln spielte um seine Lippen. Diese Männer würden die Tatsache, dass sie unter Beobachtung standen, besser verstehen können. Christen war der Gedanke vertraut, dass das Auge Gottes ständig auf ihnen ruhte.

Mit einem Clip befestigte er das Bild auf dem Leuchttisch und schraubte die Vergrößerungslinsen tiefer. Da waren sie ja, seine Beduinen! Dieselbe Gruppe, deren Weg er auf den amerikanischen Fotos verfolgt hatte. Aber sie waren von der Küste fort, landeinwärts gezogen. Bis jetzt war ihre Wanderung zielbewusst erschienen. Ja, es war gerade diese leichte Abweichung von der Norm gewesen, die sein Interesse an ihnen erweckt hatte. Mit Hilfe der Samos-Fotos war er ihnen auf ihrem Weg quer über die Südspitze der herzförmigen Halbinsel gefolgt. Sie hatten sich geradewegs – wie dies Nomaden kaum je zu tun pflegten –

auf einen Punkt an der Küste südlich von El Tur zu bewegt. Es gab in dieser Gegend wenig, was Beduinen hätte anziehen können: Das Weideland, wenn überhaupt vorhanden, war mager, und die Chance, Wasser zu finden, äußerst gering. Hin und wieder zogen die Beduinen zur Küste, um nach Salz für ihre Tiere zu suchen, und er hatte angenommen, dass auch diese Gruppe danach aus war. Doch das Bild zeigte, dass sie vom Golf weg und in die Berge gezogen waren. Er wußte, dass diese Menschen, die seit biblischen Zeiten die Wüste durchwanderten, die Zonen und Sektoren auf Sinai völlig ignorierten – aber er stellte fest, dass diese Gruppe im Begriff war, den russischen Sektor in Richtung Zentrale Zone zu verlassen. Der Sabra in ihm neigte dazu, den Soldaten davon zu überzeugen, dass für Beduinen willkürlich gezogene Grenzlinien keinerlei Bedeutung hatten. Warum denn auch?

Fast kam er sich allwissend vor, als er noch einmal durch die Vergrößerungslinsen blickte und seine vierzehn ahnungslosen Subjekte näher betrachtete.

Vierzehn? Hatte er sich verzählt? Ganz gewiß nicht. Auf ihrer Wanderung durch den Süden der Halbinsel waren es vierzehn Reiter und etwa ein halbes Dutzend Packtiere gewesen. Jetzt schienen es fünfzehn Reiter und fünf schwer beladene Tragtiere zu sein.

Er runzelte die Stirn und erhöhte die Vergrößerungsstärke auf seinem Gerät. An sich war es unverdächtig, dass sich diese Nomaden irgendwo an der Golfküste um einen Mann vermehrt hatten – davon abgesehen, dass Beduinen von einem außerordentlich starken Stammesbewusstsein beseelt waren und dass es so gar nicht ihrer Art entsprach, in der Wüste umherstreifende Individuen aufzulesen. Seine Miene wurde um einige Grade finsterer, als er nun das Bild noch eingehender unter die Lupe nahm.

»Mosche?«

Greenblatt, über seine eigene Arbeit auf dem Leuchttisch gebeugt, war zu sehr mit den Messungen auf den Bildern des sowjetischen Raketenkreuzers beschäftigt, um gleich zu antworten.

»Mosche?« Major Bar-Scharon sprach den Namen in einem so dringlichen Ton aus, dass der Mosa'ad-Agent aufblickte.

»Komm mal her und schau dir das an.«

Greenblatt legte die Meßlehre nieder und ging um den breiten Tisch herum.

»Dieses Einzelbild.«

Greenblatt setzte sich vor den Apparat und studierte die Aufnahme: das felsige Küstenplateau, das ansteigende Vorgebirge, die trockenen Wadis, die tiefen Schluchten ... Es erinnerte ihn an die Bilder vom Mond, die er gesehen hatte – vertikale Schichtungen eines unbarmherzigen Landes. Und weil er eben noch klares blaues Wasser und weiße Sandstrände vor Augen gehabt hatte, brauchte er eine kleine Weile, um sich auf die Einzelheiten zu konzentrieren, an denen Avram offenbar interessiert war.

»Die Reiter«, sagte der Major ungeduldig. »Die Beduinen. Siehst du's nicht?«

»Was soll ich denn sehen?«

»Na, zunächst einmal, dass es fünfzehn sind – fünfzehn Reiter, nicht vierzehn. Aber schau dir den Anführer an!«

Greenblatt kurbelte die Vergrößerungslinsen bis zum Anschlag hoch. Das Gesicht des Beduinen schien ihm entgegenzuspringen, oder besser, er selbst schien durch die klare Luft hindurch niederzustürzen, bis er die ihm zugewandten Züge wie aus zwei oder drei Metern Entfernung sah. Der Mann war von stämmigem, ungeschlachtetem Wuchs. Er hielt sein Keffijeh in der Hand, hatte es vermutlich abgenommen, um sich die Sonne auf Gesicht und Kopf scheinen zu lassen – was Beduinen kaum jemals taten. Die breiten Backenknochen und der dicke Schnurrbart verliehen ihm ein höchst unarabisches Aussehen – von der weißen Haut ganz zu schweigen. Nun, da seine Augen auf alles achteten, was nicht der Norm entsprach, glaubte Greenblatt auch durch die Öffnungen des Gewandes einen üblicherweise für Tarnanzüge verwendeten Stoff zu sehen, und die Füße des Mannes steckten nicht in Filzschuhen, wie sie Wüstennomaden zu tragen pflegten, sondern in Fallschirmspringerstiefeln.

»Allmächtiger«, flüsterte er. »Da haben wir schon den Salat!«

»Araber ist das keiner, das ist sicher.«

»Bestimmt nicht.«

»Was darauf schließen läßt, dass wir es hier nicht mit einer Gruppe harmloser Beduinen zu tun haben.«

Bar-Sharon wartete nicht mehr. Er griff nach dem Telefon und ließ sich mit dem Heeresnachrichtendienst verbinden.

»Sollten wir nicht auch die Amerikaner informieren?« schlug Greenblatt vor.

»Das kann warten«, antwortete Bar-Scharon, jetzt ganz Soldat. Greenblatt wollte etwas einwenden, besann sich aber eines Besseren. Vor ihnen lag ein russisches Satellitenbild. Also wußten die Russen, dass hier etwas nicht stimmte, und wußten auch, dass die Amerikaner das Material durch die Pipeline erhalten würden. Hatten sie die Dinge aber so geplant, war es weiter nicht schlimm, wenn man die Yankees eine kleine Weile, bis zur Freigabe des Materials durch den Mosa'ad und den israelischen Generalstab, warten ließ. Dennoch sollte man sie davon in Kenntnis setzen, dass die Russen konkretes Beweismaterial in Händen hielten, wonach eine Guerillabande mit einem europäischen (oder russischen) »Ratgeber« den sowjetischen Sektor durchquerte und auf die entmilitarisierte Zone zuhielt.

Bar-Sharon hatte sein Gespräch beendet. »Sie wollen sich das selbst ansehen«, sagte er. »Sie schicken jemanden herüber. Und wenn sie die Dinge so sehen, wie wir sie sehen, werden sie sofort Washington und Es Schu'uts benachrichtigen.« Als er Greenblatts sorgenvolle Miene sah, deutete er auf das Bild: »Mosche, wer immer das auch sein mag, der Mann befindet sich seit mindestens zwei Tagen auf Sinai. Eine halbe Stunde mehr bedeutet nicht das Ende der Welt.«

Greenblatt antwortete nicht. Er war bereits emsig damit beschäftigt, ein Auswertungsgerät aufzustellen, mit dessen Hilfe es möglich sein würde, die Abtastdaten einem Computer einzugeben und, mit ein wenig Glück, das Gesicht des Guerillaaanführers zu identifizieren. Er dachte an das Treffen, das in den nächsten Stunden in der Zentralen Zone über die Bühne gehen würde, und an die Wichtigkeit der Personen, die man dort erwartete. Die Sicherheitsvorkehrungen würden natürlich ganz besonders streng sein. Ganze Bataillone von Solda-

ten würden dort herumwimmeln. Kaum vorstellbar, dass die Guerillas einen Angriff wagen könnten. Und doch – die Tatsache allein, dass eine Aktion von vornherein zum Scheitern verurteilt war, hatte die Fanatiker der Guerillabewegung noch nie abgehalten. Terroristen hatten in München und in Khartum, in London und New York und Paris zugeschlagen. Selbst der Ausbruch der Feindseligkeiten, dann Kissingers unablässige Friedensbemühungen, die letztlich zum Zypernabkommen geführt hatten, diese verworrenen Kämpfe zu Lande und in der Luft, die man manchmal auch den ›Beinahe-Krieg‹ nannte, waren durch fortgesetzten Terror und Mord ausgelöst worden. Alles, jawohl, alles lag im Bereich des Möglichen. Die Zeit drängte, dachte Greenblatt; ihn fröstelte ...

Anatolij Rostow saß hinter dem Panzerglas seines SIM-Stabswagens und verging fast vor Ungeduld. Er fuhr höchst ungern mit dem Auto, und dass er es tun mußte, nur weil eine sinnlose und willkürliche Bestimmung den Luftverkehr über diesem Sperrgebiet untersagte, ärgerte ihn ganz besonders. Zur Zeit der Unterzeichnung des ersten Zypernabkommens war es ihm, Anatolij Igorewitsch Rostow, als frischgebackenem Mitglied des Politbüros, nicht opportun erschienen, einzelne Bestimmungen unter ›Beschuss‹ zu nehmen und sich damit der Kritik seiner neuen Kollegen auszusetzen. Aber er hatte schon damals vorausgesehen, dass dieses den vier Besatzungsmächten auferlegte Verbot, die entmilitarisierte Zone mit ihren Maschinen zu überfliegen, Unannehmlichkeiten mit sich bringen würde. Im besten Fall Unannehmlichkeiten – wobei es nicht schwer war, sich Situationen vorzustellen, in denen das Verbot weit ernstere Folgen haben konnte.

Er hatte das Gefühl, schon seit dem Morgengrauen unterwegs zu sein. Eine Maschine des sowjetischen Kontingents hatte ihn nach Clyma (oder Suez) gebracht. Dort war der Kanal überquert worden, und dann hatte die Autofahrt begonnen, die er auf Grund der Tatsache, dass es auf dem langen Weg bis zur entmilitarisierten Zone keine nen-

nenswerten russischen Stützpunkte gab, als besonders ärgerlich und beschwerlich empfand. Die sowjetischen Kräfte waren vornehmlich entlang der Nordküste der Halbinsel und nahe den dichtbesiedelten Gebieten des Nildeltas konzentriert. Die Gründe dafür leuchteten sogar den Gegenspielern jenseits des vierunddreißigsten Meridians ein: Die Sowjets saßen auf Sinai nicht nur, um den Amerikanern zu helfen, den Frieden zwischen Arabern und Juden zu bewahren. Ein ebenso starkes Motiv für ihre Präsenz lag in dem Wunsch begründet, sich als strategisch abgesicherte Macht im Mittelmeer zu etablieren. Und dieses Ziel erreichte man nicht, wenn man viele kleine Truppeneinheiten über weite Ödlandflächen verteilte.

Diese Entscheidung hatte zur Folge, dass große, unter russischer und ägyptischer Verwaltung stehende Gebiete auf der Halbinsel unbewacht und unentwickelt blieben. Eine zweite und im Augenblick für den Stellvertretenden Ministerpräsidenten noch ärgerlichere Folge war, dass man zweihundert Kilometer (über eine von Ägyptern gebaute miserable Straße) durch das mittwestliche Sinai fahren mußte, ohne Gelegenheit zu haben, sich die Beine zu vertreten oder auch nur ein Glas Tee vorgesetzt zu bekommen.

Nun war der lange, schwerbewachte Konvoi mit holpernder Plötzlichkeit etwa zwanzig Kilometer vor der entmilitarisierten Zone zum Stillstand gekommen. Im gleichen Augenblick hatten sich die Lastwagen mit den ersten Kompanien der KGB-Truppen schlagartig geleert, und die Soldaten sammelten sich in alarmierender Betonung ihrer Beschützerrolle rund um die Limousine mit Rostow und General Ulanin. Rostow spähte durch die dicken Scheiben seines Wagens, konnte aber außer Sand und Steinen und hier und dort einem Dornbusch nichts Besonderes sehen. Es gab weit und breit keine Erhebung, hinter der ein Feind Deckung suchen, hinter der eine Gefahr lauern konnte. Sicher war es dieses Großmaul, dieser versoffene Nowotny, der auf so idiotische Weise seine Wachsamkeit unter Beweis stellen wollte, weil er hoffte, damit den schlechten Eindruck zu verwischen, den er beim Empfang in der Offiziersmesse der ›Allende‹ gemacht hatte.

Rostow wandte sich an Ulanin, der teilnahmslos neben ihm saß. »Se-

hen Sie doch mal nach, was der Narr da aufführt, Genosse General. So werden wir nie zeitgerecht in der Zentralen Zone eintreffen.«

Ulanin stieg aus und ging mit seinem jungen Adjutanten an die Spitze des Konvois vor. Rostow zündete sich eine Zigarette an und richtete das Wort an Hauptmann Sacharow. »Welche Truppen haben die Amerikaner hier stationiert?«

Der Marineoffizier zuckte die Achseln. »Nicht viel mehr als wir. Ein Bataillon Fallschirmspringerinfanterie in El Thamad. Die Israelis haben eine Staffel Luftlandetruppen an der Grenze ihres Sektors. Es ist nicht sehr sinnvoll, Truppen in diesem Teil der Halbinsel zu stationieren.«

Rostow grunzte zustimmend und ließ seine Blicke noch einmal über die öde Landschaft zu beiden Seiten der Straße schweifen. Er verlagerte sein Gewicht auf dem Sitz, wandte sich ab, und seine für gewöhnlich in strenger Zucht gehaltenen Gedanken verloren sich in grauer Vorzeit. Denn obwohl hier außer Wüste und milchigem Himmel nicht viel zu sehen war, durchquerte er jetzt ein höchst interessantes Land, ein Palimpsest menschlicher Vergangenheit. Die Truppen Alexanders des Großen waren auf dem Weg nach Ägypten durch Sinai gezogen; gleiches hatten die römischen Legionen getan. Assyrer und Babylonier lenkten schon vor ihnen ihre Streitwagen durch diese Wüsten. Fünftausend Jahre hin und her marschierender Armeen hatten nur Spuren menschlicher Nichtigkeiten auf diesem Boden hinterlassen. Das zu fühlen blieb dem vorbehalten, der sensibel genug war, diese Spuren zu entdecken. Er fragte sich, ob die Furchen, die Russen und Amerikaner jetzt im Antlitz der Welt hinterließen, in weiteren fünftausend Jahren noch sichtbar sein würden. Es war dies ein äußerst unmarxistischer Gedanke, und Rostow registrierte ihn mit Unbehagen.

Mit schweren Schritten kam Ulanin von der Spitze der Kolonne zurück und steckte den Kopf durch die offene Wagentür: »Sie haben da vorne einen Verwundeten aufgelesen, Genosse Rostow. Es scheint ein Mönch zu sein – ein Greis –, und es scheint ihm schlecht zu gehen.«

»Ein Mönch? Hier?« Rostows skeptischer Ton schloß die öde, kahle Landschaft ein.

»Er redet ziemlich ungereimtes Zeug zusammen, aber es sieht so aus, als wäre er einer der Brüder aus dem Katharinenkloster.«

»Aber das ist doch sehr weit von hier«, meinte Sacharow.

»Eine beträchtliche Entfernung«, stimmte Ulanin zu. »Aber es ...« Rostow fiel ihm ins Wort. »Verwundet, sagen Sie?«

»Seine Hand sieht schlimm aus. Eine Schussverletzung, würde ich sagen. Nowotny ist der gleichen Ansicht.«

Rostow warf einen fragenden Blick auf Sacharow.

»Ich habe noch nie gehört, dass Beduinen die Mönche angegriffen hätten. Aber es ist natürlich möglich«, sagte der Hauptmann.

»Was sollen wir mit ihm machen, Genosse Rostow?« Ulanin schien besorgt.

»Was sagt der Militärarzt?«

»Er ist gerade dabei, ihm die Hand – oder was davon noch übrig ist – zu verbinden. Aber der Mann wird weitere Pflege brauchen.«

»Kann er reden?«

Ulanin zuckte die Achseln. »Er phantasiert. Auf griechisch. Von Sarazenen und von einem Beinhaus.«

Wieder blickte Rostow den Hauptmann fragend an.

»Das Beinhaus gehört sicher zum Katharinenkloster. Es liegt am Fuß des Heiligen Berges.«

Der Gebrauch des Wortes ›heilig‹ im Zusammenhang mit dem Berg Sinai entging Rostow nicht. Es war bekannt, dass Sacharow an altmodischen krypto-christlichen Vorstellungen festhielt. Solche Neigungen fanden sich selbst nach fünfzig Jahren Marxismus immer noch unter den Nachkommen der alten Aristokratie.

»Er ist nicht bei Verstand«, fügte Ulanin erklärend hinzu, »aber es ist nicht uninteressant, ihm zuzuhören, wenn er von einer ›Schlacht‹ spricht. Bei seinen Sarazenen könnte es sich um eine Räuberbande handeln.«

Rostow dachte einen Augenblick nach. »Der Ägypter«, sagte er dann. »Wie heißt er doch gleich – Suweif – wo steckt er?«

»An der Spitze des Konvois, wo er den Arzt in seiner Arbeit behindert und den alten Mann auf arabisch anschreit«, antwortete Ulanin.

»Holen Sie ihn her«, befahl Rostow dem Adjutanten. Der junge Offizier trottete los.

»Wen meint er mit Sarazenen?« fragte Rostow.

»Für die Mönche im Katharinenkloster kann jeder bewaffnete Fremde ein Sarazene sein«, erwiderte der alte General.

»Die letzten ›Sarazenen‹, die die Mönchsgemeinde vom Berg Sinai angegriffen haben, waren Harun al Raschids Männer«, wandte Sacharow ein.

Ulanin zuckte die Achseln. »Eine rein semantische Frage, Nikolaj. Dieser alte Mann ist ein mazedonischer Bauer, der vermutlich seit fünfzig Jahren oder noch länger die Knochen von Heiligen in einem Kloster hütet. Aber wenn sich hier sogenannte ›Sarazenen‹ herumtreiben, sollten wir dazusehen, den Genossen Stellvertretenden Ministerpräsidenten schleunigst und ohne weitere Verzögerungen in die Zentrale Zone zu bringen.«

»Ganz richtig«, stimmte ihm der Marineoffizier bei.

Rostow ließ seine Blicke von einem zum andern schweifen. »Sie meinen doch nicht im Ernst, wir könnten mit einer Bande dreckiger Beduinen nicht fertigwerden?«

Bevor noch einer der beiden antworten konnte, kam General Suweif die Reihe der Fahrzeuge entlang auf sie zu. Die Medaillen, die er beim Empfang in der Offiziersmesse der ›Allende‹ zur Schau gestellt hatte, prangten immer noch an seiner Brust.

»Höchst bedauerlich, Genosse Rostow«, erklärte er atemlos. »Der alte Mönch wurde bestialisch verwundet – und das im sowjetischen Sektor!«

Rostow legte die Stirn in Falten. »Wir nehmen Ihre Entrüstung zur Kenntnis. Nützlicher wäre es allerdings, wenn Sie uns verraten könnten, wer Ihrer Meinung nach auf ihn geschossen hat.«

Der Ägypter fuchtelte aufgeregt mit den Händen herum. »Beduinen natürlich. Diese Wüstenbewohner sind ja bekannt gesetzlose Menschen. Wenn die Sowjetregierung ihre Verpflichtungen ernster nähme – oder wenn sie uns großzügiger mit Material versorgen und uns in die Lage versetzen würde, das Gebiet regelmäßig zu patrouillieren ...«

»Danke, Herr General. Wie Sie selbst sagen, wurde der Mann im sowjetischen Sektor verletzt. Es handelt sich somit um eine rein russische Angelegenheit.« Nachdem er sich von dem ägyptischen Verbindungsmann auf diese Weise ›beraten‹ hatte lassen, wandte Rostow sich, ohne General Suweif weiter zu beachten, an Ulanin: »Wann kann ich mit dem Mönch sprechen?«

»Der Arzt hat ihm Morphium gegeben. Wenn wir dann in der Zentralen Zone sind, kann der alte Mann vielleicht ...«

»Der Mann liegt doch offenbar im Sterben«, mischte sich Suweif ein, der sich nicht so ohne weiteres abspesen lassen wollte.

»Hier können wir nicht viel für ihn tun«, sagte Ulanin, der den Ägypter ebenfalls völlig ignorierte.

Rostow aber wandte sich unvermittelt wieder Suweif zu. »Was war diesseits des vierunddreißigsten Meridians an Guerillatätigkeit zu verzeichnen, Genosse General?«

Der Ägypter war überrascht. »Nichts, Genosse Rostow. Überhaupt nichts. Als die Regierung der VAR das Abkommen unterzeichnete, wurde einvernehmlich beschlossen, der Arabischen Front – wie auch allen andern Freiheitskämpfern – den Zugang zur Sinai-Halbinsel zu verwehren.«

»Soviel ich weiß, sehen diese Freiheitskämpfer, wie Sie sie nennen, diesen Beschluss zuweilen in einem anderen Licht«, bemerkte Sacharow.

Oberst Nowotny, seine plumpe Gestalt in Feldausrüstung und mit Waffen behängt, kam die Straße heruntergestelzt und salutierte vor dem Stellvertretenden Ministerpräsidenten. »Meine Leute haben die Umgebung abgesucht, aber nichts gefunden. Soll ich Clysma über Funk anweisen, einen Aufklärungsflug zu starten?«

»Wie weit könnte der Mönch mit dieser Wunde gekommen sein, Nowotny?«

»Das ist schwer zu sagen, Genosse Rostow. Er ist sehr alt, aber diese Mönche sind zähe Burschen. Er könnte schon sehr lange unterwegs sein.«

Rostow faßte einen Entschluß. »Lassen Sie das mit dem Aufklärungs-

flug. Die Maschine könnte die entmilitarisierte Zone nicht überfliegen, und wir haben schon genügend Zwischenfälle gehabt. Fahren wir weiter und nehmen wir den Mönch in die Zentrale Zone mit. Vielleicht können wir das Rätsel dort lösen.«

»Ich werde meine Männer sofort zurückbeordern«, sagte der KGB-Mann. Er trabte zur Spitze der Kolonne zurück. Rostow blickte ihm nach. Warum wurden die Verbände des Staatssicherheitsdienstes immer von solchen unfähigen Großmäulern angeführt? War es die natürliche Folge der endlos wuchernden Bürokratie im Sowjetstaat?

»Sollen wir die Amerikaner über Funk informieren, dass uns der Mönch über den Weg gelaufen ist?« fragte Ulanin.

Rostow wollte schon zustimmen, erinnerte sich aber noch rechtzeitig, dass Ulanin, seiner Meinung nach, direkt gefährliche Freundschaftsgefühle für den amerikanischen Kommandeur zu empfinden schien. Zusammenarbeit am richtigen Platz, gut und schön, aber man sollte sie nicht übertreiben. Er selbst würde dem amerikanischen Vizepräsidenten von dem verwundeten Mönch erzählen, wenn sie in der Zentralen Zone zusammentrafen. Es würde ganz interessant sein, Bailey zu testen und zu sehen, wie er auf die Mitteilung reagierte, dass möglicherweise Guerillaeinheiten im südlichen Sinai, sozusagen vor der Nase der Besatzungsmächte, operierten. Es war immer nützlich, die Denkweise eines Gegenspielers zu sondieren, indem man ihn unerwartet mit scheinbar unerheblichen Informationen fütterte und die Reaktion darauf beobachtete. »Nein, Genosse General. Dafür bleibt genügend Zeit, sobald wir unseren Bestimmungsort erreicht haben – wenn wir wieder einmal weiterfahren sollten, meine ich. Und Sie, General Suweif – es wäre sicherer, wenn Sie mit General Ulanin und mir zusammen im Wagen fahren würden.«

Der Ägypter nahm das Angebot bereitwilligst an. Auch ein Dummkopf, dachte Rostow. Die Welt war voll von Dummköpfen.

Bruder Anastasius sah seine Retter wie durch einen Schleier aus Schmerzen und Fieberträumen. Sie hatten ihm etwas gegeben, das das qualvolle Hämmern des geschwärzten Klumpens von Fleisch und Knochen, der seine Hand gewesen war, abklingen ließ. Der Schmerz war immer noch vorhanden, aber er spürte ihn als eine von seiner unsterblichen Seele losgelöste, ihr kaum noch durch spärlichste Empfindungen verbundene Gegebenheit.

Zuweilen war ihm, als sei er in seine Jugend zurückversetzt, als streife er auf unbekannten Pfaden über die felsigen Hänge Mazedoniens, als suche er zwischen den von der Sonne erwärmten Steinen nach wolli- gen Schäfchen. Dann wieder fiel er noch weiter in die Vergangenheit zurück und wurde zu einem der Märtyrermönche des Altertums, deren Lebensgeschichten über ein halbes Jahrhundert hin die einzige geistige Zerstreuung in seinem klösterlich einsamen Dasein gewesen waren. In seinen Wachträumen sah er die steilen Schluchten, die den Kamm des Heiligen Berges wie tiefe Furchen durchziehen, und ihm war, als flöge er, dem seligen Leib der heiligen Katharina gleich, von einem Ort der Marterqualen und Foltern durch die stillen, dem Himmel nahen Lüfte auf einen Platz zu, der ihm zwischen den Gebeinen der toten Heiligen im Beinhaus unter dem Berg vorbehalten war.

Es gab Momente, da er schlief oder das Bewußtsein verlor. Er konnte dem Ablauf der Zeit nicht folgen, denn der Himmel, den er durch ein Fenster sehen konnte, dessen schwankende Bewegungen zu begreifen er zu schwach und verwirrt war, behielt seine weiße, milchige Farbe im zeitlosen Licht der Wüste.

Und es gab Stimmen, die sich erhoben und wieder verstummten. Sogar den Tonfall seiner Kindheit hörte er; das Griechische, das sie inmitten der terrassenförmig ansteigenden Hügel seiner Heimat sprachen. Oder war es gar ein Engel gewesen? Dieses Griechisch hatte einen russischen Akzent, und wenn er nun wirklich die Stimme eines himmlischen Sendboten vernahm, wie war es möglich, dass dieser seine Muttersprache nicht vollkommen und akzentfrei beherrschte, so vollkommen, wie Engel in allem sein müssen? Vielleicht war der Himmel doch nicht ganz so, wie er sich ihn vorgestellt hatte.

Mehr als alles andere hätte er die Stimme bitten mögen, sie sollte das Kloster vor den Sarazenen warnen. Die Bruderschaft von St. Katharina sollte auf die Verteidigung des Klosters bedacht sein; die irdische Heimstatt des Christos Pantokrator war in Gefahr. Dann plötzlich überkam ihn Entsetzen und Bangigkeit: Befand er sich auch wirklich in den Händen von Engeln oder zumindest Christen – oder waren es etwa Teufel, die dem Antichrist dienten und darauf aus waren, ihm das Geheimnis zu entreißen, wie sie ungesehen in das Beinhaus gelangen und von dort über die nichts ahnenden Brüder herfallen konnten ...?

Der Gedanke ließ ihn verzweifelt aufstöhnen.

Der russische Arzt, ein blonder junger Mann in der Uniform des Staatssicherheitsdienstes, legte sanft seine Hand auf die trocken-runzlige Schläfe des alten Mönchs und sagte leise: »Ruhig, Väterchen, nur ruhig.«

Anastasius schlug seine blauen Augen auf, die vom Alter geädert und von Schmerz und Mattigkeit verschleiert waren. Er verstand die Worte nicht, aber dieses breite, freundliche junge Gesicht war gewiß nicht das eines Dämons.

In Deine Hände, o Vater, dachte der Mönch. Dein Wille geschehe.

Dann verblasste das Licht, und er versank wieder, ganz tief, in einen Fiebertraum.

Den Konvoi hinter sich lassend, drückte Bill Tate den Hubschrauber in eine Kurve und nahm Kurs nach Norden, auf Es Schu'uts. Durch das offene Seitenfenster sah er das höckerige, zerklüftete Gelände der entmilitarisierten Zone, ein wildes, von Geröll bedecktes, verschlungenes Durcheinander von schmalen Wadis, spitzen Hügeln, jäh abfallenden Hängen, Stein- und Schutthalden und kleinen sandigen Plateaus. Es war eine Mondlandschaft – und nicht weniger unwegsam. Das Abkommen hatte auf der Erde auch eine Art kosmischen Raum geschaffen, in den vorzudringen Flugzeugen, Panzern und mit schweren Waffen ausgerüsteten Truppen untersagt war.

Für eine kleine Weile gab Tate sich nun Reflexionen über die Menschen hin, die sich jetzt mit dieser Autokolonne durch die entmilitarisierte Zone bewegten. Da war vor allem Deborah Zadok. Er konnte den Gedanken nicht abschütteln, dass die vergangene Nacht ein Abschied gewesen war und dass er sie nicht wieder sehen würde. Dies war ein Gefühl, vernunftmäßig nicht zu begründen, und es entsprach nicht seinem Wesen, Dinge gefühlsmäßig zu beurteilen. Trotzdem quälte ihn dieser Gedanke, und er fühlte drohende Einsamkeit auf sich zukommen. Dann gab es noch Jason Seidel, der sich seit der Ankunft des Vizepräsidenten in gewisser, kaum merklicher Weise verändert hatte. Es schien, als ob der Richter (und Tate mußte sich eingestehen, dass er sich immer mehr auf den ihm an Erfahrung überlegenen Mann verließ) in den Besitz von Informationen gelangt wäre, die er mit niemandem – zumindest nicht mit seinem Kommandeur – teilen konnte. Und diese Informationen, worauf immer sie sich bezogen, hatten eine Barriere zwischen ihnen aufgerichtet, die mit Begriffen, wie ein Berufssoldat sie verstehen konnte, nicht zu erklären war. Die so sachte bewirkte Trennung von seinem Berater ließ ihn seine Isolierung noch stärker fühlen.

Und schließlich der Hauptakteur, Talcott Bailey – politischen Ideen verhaftet, die den seinen gänzlich unähnlich waren, ein Mann, dessen Worte hohl klangen in selbstgerechtem Defätismus und geprägt waren von schwächlichem patriotischem Denken. Mit seinen höchst virulenten Ideologien hatte er die Wunde infiziert, die Dale Trasks Ungeschicklichkeit gerissen hatte – die Militärs mußten hilflos zusehen, wie der politische Krebs immer weiter um sich griff.

Zehn Minuten nach fünf erhielt Captain Elizabeth Adams einen Anruf in General Tates Büro. Sam Donaldsons Gesicht erschien auf dem Fernsehschirm. Er sprach aus seinem Büro im ›Glashaus‹.

»Ich habe soeben etwas hereinbekommen, Liz. Es ist ziemlich wichtig. Ist der General schon zurück?«

»Nein. Er ist noch unterwegs.« Ihre Stimme klang dünn, man hörte die Spannung, die dieser Tag gebracht hatte. Ihre Phantasiebilder, die um Tate und das jüdische Mädchen kreisten, quälten sie sehr, und die Routinearbeit, in die sie sich stürzte, hatte das Gefühl nagender Eifersucht nicht zu betäuben vermocht.

»Ab jetzt verschlüsseln wir«, sagte Donaldson, und sein Bild löste sich in laufende Linien auf.

Liz Adams schaltete die Verschlüsselungsvorrichtung ein, und Donaldson erschien von neuem auf dem Bildschirm des Fernsehtelefons.

»Ich habe soeben eine Meldung von der israelischen Verbindungsgruppe bekommen, von der der General wissen sollte. Kann sein, dass nichts dahinter steckt, aber es empfiehlt sich, sie an Sergeant Robinson und an General Tate weiterzugeben.«

»Was soll es denn sein?« Liz Adams war bemüht – wenn auch nicht sehr – sich ihre gereizte Stimmung nicht anmerken zu lassen.

Donaldson war zu beschäftigt, um darauf zu achten. »Die Israelis meinen«, sagte er, »dass sich eine Guerillaeinheit in der Zentralen Zone herumtreibt.« Er wandte den Blick zur Seite, um etwas abzulesen. »Es heißt hier wörtlich: ›Kosmos hat verdächtige Bewegungen auf Planquadrat zwo neun Strich drei vier null achthundert aufgezeichnet. Möglicherweise Front-Terroristen. Filmkopie durch Kurier kurzfristig.‹ Haben Sie das?«

In Captain Adams' Hirn geriet etwas ins Schlingern. Es fand eine Veränderung statt, die ihrer natürlichen Skepsis, ihrem gesunden Menschenverstand widersprach. Seit sie erwachsen war, hatte sie ihre in Wirklichkeit von vulkanischen Gefühlen geprägte Persönlichkeit stets hinter konventioneller Kühle verborgen. Die Phantasievorstellungen, in denen Bill Tate den Mittelpunkt bildete, waren deutliche Hinweise darauf gewesen, dass ihre Selbstbeherrschung anfang zu versagen, dass ihr Traumleben die Oberhand zu gewinnen drohte. Ihr nächtlicher Eifersuchtsausbruch und Trasks provozierender Spott hatten ihre Hemmungen in einem gefährlichen Ausmaß geschwächt. Einen selbstvergessenen Augenblick lang schüttelte sie ein Sturm von einander jagenden Phantasiebildern, und sie erbebt in nahezu sexueller Lust, als sie

sich vorstellte, wie der Konvoi des Vizepräsidenten – und damit Deborah Zadok – in einen Hinterhalt der Terroristen geriet. Guerillas waren nicht nur aufs Töten aus – sie quälten, sie erniedrigten, sie vergewaltigten ...

»Haben Sie das?« wiederholte Donaldson.

»Ich hab's notiert«, antwortete Liz Adams mit ruhiger Stimme. »Schicken Sie mir einen Abzug, und ich werde mich darum kümmern, dass General Tate ihn zu Gesicht bekommt, sobald er gelandet ist.«

»Meinen Sie nicht, dass Sie ihn über Funk verständigen sollten?«

»Ohne den Abzug kann er nichts tun, Mr. Donaldson«, entgegnete sie kühl. »Und wir wollen ihm ja die Peinlichkeit ersparen, dass er auf Grund einer möglicherweise aus der Luft gegriffenen Meldung in den Luftraum der Zentralen Zone eindringen muß. Einen Zwischenfall hatten wir schon. Auf einen zweiten können wir verzichten. Schicken Sie das Foto, wenn Sie es haben.«

Donaldson zögerte; er wollte sich Tates Mitarbeiterin nicht zum Gegner machen. Der General war schon über das vorangegangene Gespräch wegen Trask verärgert. »Richten Sie ihm aus«, sagte er, »dass ich diese Meldung nach Washington weiterleite.«

»Das werde ich tun.« Liz Adams unterbrach die Verbindung. Dann saß sie einen Augenblick reglos da und versuchte zu verstehen, was sie getan hatte.

Um 17.00 Uhr stand das Abu-Mussa-Kommando bereits nördlich des Zentrums der entmilitarisierten Zone. Die UN-Truppen, von denen Leč angenommen hatte, dass er ihnen begegnen würde, glänzten durch Abwesenheit. Der Albaner, dem plötzlich Verständnis für die Denkweise ewig und immerwährend neutraler Militärs aufging, vermutete, dass der schwedische General, der in der Zentralen Zone das Kommando führte, seine Patrouillen zurückgezogen hatte, um aus ihnen eine Art Ehrengarde zur Begrüßung der erwarteten Persönlichkeiten zu formieren. Enver Leč fand ein zynisches Vergnügen an die-

sem Gedanken, war doch eine der reinsten Freuden im Leben jedes wahren Bakunin-Verehrers die oft bestätigte Erkenntnis, dass seine Gegner Dummköpfe seien – und die Neutralen die allergrößten. Seit den Zeiten Karls XII. hatten die Schweden keinen Waffengang mehr bestanden; was Wunder, dass sie sich für Autoritäten auf dem Gebiet des modernen Guerillakrieges hielten? Leč dankte ihnen im stillen für ihre Einfalt.

Die Abu Mussa hielten sich einige Zeit in östlicher Richtung, um einer Abzweigung des großen Wadi El Arisch zu folgen, und schwenkten dann wieder nach Norden, wo sie die schmale, von El Thamad kommende Schotterstraße kreuzen wollten.

Um 17.40 hatte Leila Jamil eine geeignete Stelle für den geplanten Überfall gefunden. Die Straße verlief dort zwischen zwei niederen und, wie Leč mit beherrschter, aber zunehmender Erregung feststellte, gleich den Brüsten einer Frau gerundeten Hügeln. Mehr noch: das Gelände ähnelte auch noch in anderer Hinsicht einem liegenden Frauenkörper. Die Straße verlief zwischen den Brüsten und fiel sodann, eine scharfe Kurve beschreibend, zu einer nicht sehr tiefen, mit Schutt und Geröll gefüllten, hier und dort mit Dornbüschen bestandenen Schlucht ab, deren Hänge die Schenkel einer ruhenden Frau darzustellen schienen.

Dieser enge Paß und das ihn umgebende Gelände boten die einzige Deckung nahe der Straße. Über den Gefechtslärm machte Leč sich keine allzu großen Sorgen: das Kommando befand sich nun volle vierzig Kilometer vom UN-Posten entfernt, und es war nicht anzunehmen, dass sich die Schweden in ihrem Lager von irgendwelchen vom Wind herangetragenem, kaum hörbaren Geräuschen beunruhigen lassen würden.

Er lenkte sein Kamel auf die gerundete Spitze der nördlichen »Brust« und studierte die Geländesituation. »Ausgezeichnet«, sagte er dann zu Leila Jamil, die ihm gefolgt war. »Das Terrain ist für uns sehr tauglich.«

Das dunkle Gesicht der Frau blieb unergründlich. »Ich freue mich, dass es dir gefällt.«

Enver Leč holte seine Karte hervor und blickte nach Südwesten, zum rostbraunen Gipfel des Ras el Ginena zurück. »Dort müssen wir hin, wenn alles vorbei ist. Aber im Dunkeln, mit unserer Geisel ... Glaubst du, wir können das schaffen?«

»Es gibt da eine neue Straße, etwa fünfzehn Kilometer östlich von hier, die nach Süden, zum Berg Sinai führt ... dort, diesseits des Ras Keitat.« Sie deutete auf einen etwas kleineren Berg, der undeutlich im Nordosten zu sehen war. »Wäre es nicht besser, wir würden diesen Weg einschlagen und einen großen Bogen um die Zentrale Zone machen?«

»Die Straße liegt also im amerikanischen Sektor?«

Leila nickte.

»Sie könnten Flugzeuge gegen uns einsetzen.«

»Aber es wäre doch Nacht«, erwiderte sie. »Und erwartest du nicht in jedem Falle, dass sie die Luftwaffe gegen uns einsetzen?«

»Gewiß. Aber nicht gleich. Sie werden endlos über die Frage diskutieren, ob sie den Luftraum der entmilitarisierten Zone verletzen sollen oder nicht. Früher oder später werden sie es tun, natürlich, aber nicht bevor wir ein gutes Stück Weges hinter uns gebracht haben.«

»Ein gutes Stück Weges wohin, Leč?«

Die Lippen unter dem herabhängenden Schnurrbart verzogen sich zu einem vielsagenden Lächeln. »Bist du entschlossen, ein Himmelfahrtskommando aus unserer Aktion zu machen? Ich für meinen Teil nicht.«

»Ich bin bereit zu sterben«, sagte Leila.

»Das sind wir alle. Aber ich bin nicht so sicher, dass wir auch sterben *müssen*, meine Hübsche. Überleg doch mal: Wenn wir den amerikanischen Vizepräsidenten in unserer Gewalt haben, wer wird es wagen, uns anzugreifen?«

Sie zuckte die Achseln. Der Albaner erkannte ihren arabischen Fatalismus, ihren Glauben an ein unabwendbares Schicksal, der wie eine Todesahnung in ihrer Seele brannte. Fatalismus war nützlich, gewiß, aber in keiner Weise bei seinem jetzigen Vorhaben. »Einige von uns werden am Leben bleiben«, fuhr er fort. »Sie müssen es – damit unser Kampf fort dauern kann. Versteh doch: mit Bailey als Geisel können wir alle Gefängnistore im Judenland aufstoßen.«

»Die Israelis werden unsere Leute nicht freilassen. Man hat es versucht.«

Er grinste. »Habt ihr's schon einmal mit einem amerikanischen Vizepräsidenten versucht?«

Die dunklen Augen unter dem Keffijeh waren unergründlich. Freilich, sie ist müde, müde eines endlosen, blutigen Kampfes, der zu nichts führt außer ins Grab oder in den Kerker. Aber sie muß neue Kraft finden. Sie muß.

»Wir werden ihn kriegen, Leila. Ich verspreche es dir. Wir werden ihn uns holen, wir werden ihn festhalten und dann die Welt auf den Kopf stellen, für die Sache. So wird es geschehen!« erklärte er mit Leidenschaft.

»Wir werden es versuchen«, entgegnete sie und lenkte ihr Kamel den Hügel hinab. Sie rief Rifai, Abdullah und die anderen; sie sollten kommen und hören, welche taktischen Entscheidungen der Fremde getroffen hatte.

»Wir landen in zehn Minuten in Palm Springs, Mr. President.« Captain Wingate stand in der Tür zur Privatkabine des Präsidenten. Er stemmte sich gegen die Stirnwand, um die Abwärtsbewegung auszugleichen, mit der die Air Force One östlich der San-Bernardino-Berge im böigen Wind niederging.

Der Präsident blickte über seine Lesebrille hinweg auf den Offizier und nickte zerstreut. Er war mit seinen Gedanken bei den Mappen mit Berichten des Nationalen Sicherheitsrates, die vor ihm lagen. Hinter Wingate sah er Arnes Dickinson, der im Nebenabteil vor sich hinstand.

Ein wenig zögernd, weil ihn die Gegenwart des Präsidenten der Vereinigten Staaten noch immer mit Ehrfurcht erfüllte, sagte Wingate: »Es wird ein bisschen unruhig werden, Sir. Wir haben Höhenturbulenzen über dem San-Jacinto-Tal.«

»Wie wird das Wetter in Palm Springs?«

»Klar und windig, Mr. President.«

Der Präsident nickte, schob seine Brille zurecht und wandte sich wieder den Berichten zu.

Wingate räusperte sich, warf einen Blick auf die Sekretärin und schloß die Kabinentür hinter sich.

»Ich glaube, der Captain wollte Sie bitten, sich anzuschmallen«, meinte Helen Risor.

Der Präsident blickte zerstreut auf. »Warum hat er es dann nicht gesagt?« knurrte er, schnallte sich den Gurt über die Schenkel und drehte sich zur Seite, um aus dem Fenster zu blicken. Die Luft war rein und klar, und die frühe Morgensonne ließ den Schnee auf den Gipfeln der San-Bernardino-Berge in blendendweißer Helligkeit erstrahlen. Er sah die braunen und stumpfgrünen Felder der Ebene im Süden und in der Ferne die silberne Scheibe des Salton-Sees, halb verhüllt unter feinen Schleiern von Bodennebel. Die Bergzüge unter ihnen waren dicht bewaldet, ein sattes Blaugrün mit weißen Flecken Altschnee und Eis. Turbulente Luftströmungen erfassten die Air Force One, das anfänglich sanfte Gleiten wandelte sich zu schwankenden Vorwärtsschwüngen.

Der Präsident schmunzelte. »Ich hoffe, unsere Leute haben gute Mägen.« Selbst ärgstes Wetter hatte ihn nie luftkrank gemacht – eine Tatsache, auf die er im geheimen ziemlich stolz war.

»Rühreier mit Dramamin war heute morgen unser aller Frühstück«, sagte Helen Risor, die seit siebzehn Jahren für den Präsidenten arbeitete und alle seine kleinen Eitelkeiten kannte.

Der Präsident legte seine Brille ab und rieb sich die Augen. Wieder blickte er auf die Landschaft hinab, die, vom Wind blankgefegt, durch kristallklare Luft in allen Einzelheiten zu erkennen unter ihm lag. »Es ist ein herrliches Land«, meinte er nachdenklich. »Wir vergessen das manchmal. Habe ich recht?«

»Ja, Mr. President.«

Die Sekretärin beobachtete ihn und wurde sich, wie schon oft, der nahezu sinnlichen Liebe zu Amerika bewußt, die so sehr ein Teil seiner Persönlichkeit war. Es war diese Hingabe, dachte sie, die einen so über-

zeugenden Politiker aus ihm machte. Andere mochten brillanter sein – Talcott Bailey, zum Beispiel; andere besaßen mehr Sendungsbewusstsein. Doch die zärtliche Liebe, die der Präsident für sein Land empfand, war eine Brücke zwischen ihm und seinen Wählern. Irgendwie wußten sie, dass er, in einer Zeit, da Zyniker die Liebe zur Heimat verniedlichten und herabsetzten, jenes Heimatgefühl verkörperte, das auch sie erahnten, aber nicht in Worte zu fassen verstanden. Und diese so völlig aufrichtige Haltung brachte selbst in ihr, einer in allen politischen Winkelzügen erfahrenen Frau, verborgene Saiten zum Erklingen.

Der Präsident wandte den Blick vom Fenster ab und richtete ihn auf die Stirnwand, wo eine Anzahl von Weltzeit-Chronometern angebracht war. Auf dem mit ›Pazifische Zeit‹ bezeichneten Instrument war es sieben Uhr dreißig. Hier war eben erst die Sonne aufgegangen ... Air Force One war ihr über den ganzen Kontinent hin nachgejagt; die Sonne war nur wenig schneller gewesen. In Washington mit seinem nebelerfüllten, deprimierend grauen Himmel war es jetzt halb elf. Er dachte an Talc Bailey. Es war siebzehn Uhr dreißig im Nahen Osten, und der Vizepräsident mußte in Kürze auf dem UN-Stützpunkt in der Zentralen Zone eintreffen. Viel Glück, Richter Seidel, dachte der Präsident, jetzt wissen Sie, worum es geht. Eine gute Gelegenheit, aus nächster Nähe zu beobachten, wie Ihr möglicher Rivale sich hält und wie er mit den Russen fertig wird. Denn das gehört zur Schulung eines zukünftigen Präsidenten – wer immer es auch sein mag.

Niedergeschlagenheit überkam ihn, als er an die Krankheit dachte, die die ganze Zeit über sein Leben zerstörte – sein Leben und alles, was er den Vereinigten Staaten noch geben konnte.

»Machen wir weiter, Mr. President?« fragte die Sekretärin.

»Ja, Ja, bitte, Helen.«

Und obwohl sie sah, dass der Chef nicht bei der Sache war, las sie ihm weiter aus den Berichten vor. Es war ihr eine willkommene Ablenkung, denn während sich die Air Force One dem San-Jacinto-Tal näherte, nahmen die Turbulenzen zu – und nur unter der Folter hätte sie gestanden, dass ihr Magen nicht so kräftig war wie der des Präsidenten.

Im Cockpit der Air Force One klopfte Colonel Dayton Major Campbell auf die Schulter und deutete ihm damit an, dass er, Dayton, jetzt vom linken Sitz aus die Maschine steuern würde. Wingate, der sich nach seiner Rückkehr aus der Präsidentenkabine auf den Platz des Kopiloten begeben hatte, nahm eine kleine Veränderung an der Einstellung des Autopiloten vor – er reduzierte die Sinkgeschwindigkeit aus der Reiseflughöhe – und half Campbell aus den hinderlichen Gurten.

Dayton nahm den Platz des Majors ein und überprüfte schnell die Instrumente. Alles funktionierte perfekt: Thermometer und Druckmesser zeigten den vorgeschriebenen Sollstand. Nur der künstliche Horizont, auf die starken Turbulenzen ansprechend, oszillierte und vibrierte. Vor ihm lagen die rostbraunen Flanken des San Jacinto Peak; noch hatte die tiefstehende Sonne die leicht mit Schnee bedeckten Schluchten nicht berührt.

»Rufen Sie Riverside Center und ersuchen Sie um einen langsameren Anflugkorridor«, wies Dayton Wingate an. »Ich möchte den Boss nicht beunruhigen. Wie sieht's hinten aus?«

»Ein wenig Schwanzwackeln«, antwortete Wingate, »aber es scheint dem Präsidenten nichts auszumachen.«

»Trotzdem wird er uns für einen ruhigen Flug dankbar sein«, meinte Dayton. Und er persönlich hatte auch nichts dagegen einzuwenden, denn ihm war nicht sehr wohl, er verspürte einen leisen Schmerz in der Brust. Ganz ohne Appetit hatte er dennoch gefrühstückt; das bedauerte er jetzt. Er fühlte sich beengt, so als ob er sich besonders anstrengen müsste, um normal zu atmen. In der Annahme, dass es sich um eine leichte Verdauungsstörung handelte, hatte er Gelusil genommen. Im Selbstverarzten war er groß, behauptete seine Frau; war er im Zweifel, was ihm fehlte, dann nahm er zwei Aspirin und so viel Gelusil, als er gerade in der Tasche hatte. Für einen Mann seines Alters nicht gerade die beste Methode, sich zu kurieren, sagte sie oft. Er hatte sich diese Gewohnheit im Koreakrieg zugelegt, zu einer Zeit, da die Militärärzte den vollen Einsatz der F-86-Jäger gewährleisteten, indem sie Aspirin verordneten und den Kampffliegern, die sich den Mig-Ge-

schwadern von jenseits des Yalu entgegenstellten, aufmunternd auf die Schulter klopfen ...

»Riverside sagt o.k. Colonel«, meldete Wingate. »Wir können allen Luftraum haben, den wir brauchen.«

»Das ist einer der Vorteile, die man bei dieser Firma genießt«, bemerkte Dayton mit einem dünnen Lächeln. »Also dann wollen wir mal.« Er legte die Hände auf die Steuersäule und setzte die Füße auf die Flügelklappenpedale. Wingate langte über das Drosselventilpult und stellte das Selbststeuergerät ab. Was jetzt kam, war keine leichte Arbeit für Dayton. Air Force One war eine nicht gerade kleine Maschine. Wohl gab es eine verwirrende Vielzahl hydromechanischer Servosysteme für die Steuerung, aber die Bedienung der Maschine erforderte dennoch, noch dazu bei stürmischem Wetter, einen ganzen Mann.

Sanft in nördliche Richtung kurvend, nahm er Kurs auf das San-Jacinto-Tal und nahm etwas Gas zurück. Er mußte sich anstrengen, um die schwere Maschine ruhig zu halten. Mochten die Turbulenzen noch so stark sein, man durfte den Präsidenten der USA nicht einfach von einer Kabinenwand zur anderen schleudern. Sooft er den Boss an Bord hatte, war nie etwas passiert, und es würde auch heute nichts passieren. Die Piloten des Präsidenten wurden nicht allein nach Können, Umsicht und Besonnenheit, sondern auch nach der Eleganz ihrer Steuerbedienungstechnik ausgewählt. Flugzeugtypen wechselten, die Maschinen konnten so groß wie Bürohäuser werden und dreimal so kompliziert, doch die vordringlichste Aufgabe eines Präsidentenpiloten war es, für einen ruhigen Flug des obersten Befehlshabers zu sorgen.

»Wir sind unter zehntausend«, las Wingate vom Höhenmesser ab.

»Wollen wir mal die Flügelbremsen kurz ausfahren«, sagte Dayton. Arme und Schultern schmerzten ihn, er spürte, wie ihm der Schweiß über den Rücken lief. Das Hemd wurde unangenehm feucht.

Wingate betätigte den Hebel der Flügelbremsen, bis die kurzen Störklappen austraten, und rückte ihn wieder in die Nullposition zurück. Campbell auf dem Sitz des Dritten Piloten schnallte sich fester an. Der Sturm rüttelte die Air Force One gehörig durch, der Boden des Cockpits zitterte. Wingate warf einen Blick zurück, um sich zu

vergewissern, dass auch der Navigator angeschnallt war. Craigie hielt sich an seinem Pult fest. Bleistifte und Logbücher rutschten vom Tisch hinunter. Er lachte, schüttelte den Kopf und formte stumm die Worte: »Jetzt geht's richtig los.«

Wingate nickte zustimmend und wandte seine Aufmerksamkeit wieder Dayton zu, der die Steuersäule fest umkrampft hielt. Das Gesicht des Colonels war schweißglänzend, der Rand seines Kragens nass. Wingate überlegte, ob er ihn zeitweise ablösen sollte, ließ es aber sein. Mit dem Boss an Bord und bei so stürmischem Wetter wollte Dayton wahrscheinlich keinen anderen 'ranlassen.

Die frühe Morgensonne fiel grell durch die Cockpitfenster und auf das Armaturenbrett. Die Maschine schlingerte durch die böige Luft, und Lichtstrahlen glitten in wirrem Zickzack durch die Kanzel. Der grelle Glanz und die oszillierenden Sonnenflecke irritierten Dayton. Er verspürte in seiner Kehle einen trockenen, bitteren Geschmack; seine Brust war wie mit Watte ausgestopft. Jedes Mal wenn er Atem holte, war da ein winziger Nadelstich von Schmerz, dessen Ursprung er nicht feststellen konnte. Ihm war richtig schlecht, und er meinte, sich nur mit einem gewaltigen Aufstoßen erleichtern zu können. Der Versuch, einige Male Luft zu schlucken, machte es aber nur noch schlimmer.

»Wir kommen unter neuntausend«, meldete Wingate.

Mehrere harte Stöße erschütterten das riesige Flugzeug, so als sei es mitten im Flug angehalten worden. Hier machten sich die von Santa Ana kommenden Winde bemerkbar – gewaltige Luftströme, die wie durch einen Trichter zwischen den Bergen durchbrausten, die die Senke von Los Angeles umschlossen und mit den Winden zusammenstießen, die westlich und südlich der großen Wüsten, Kaliforniens, Nevadas und Arizonas wehten. Im San-Jacinto-Tal konnte es dadurch zu Luftwirbeln kommen, bei denen Böen von bis zu achtzig Knoten keine Seltenheit waren.

Dayton erinnerte sich, dass er einmal, vor langer Zeit, den San-Jacinto-Paß mit einer C-45 durchflogen hatte. Die Turbulenzen waren so stark gewesen, dass es die geschlossenen Relais der Generatoren und Funkgeräte immer wieder aufschnappen ließ. Ein Tag wie dieser war

es gewesen – hell und klar wie Kristall, der Himmel leergefegt von Wolken und Vögeln.

»Unter achttausend«, sagte Wingate.

Dayton nickte. Die Steuersäule machte sich unter seinem Griff selbständig. »Erhöhen Sie den Servodruck«, sagte er.

Wingate steigerte den Druck für die Servosysteme von Leitwerk und Flügelklappen. Das hatte zur Folge, dass es weniger Anstrengung bedurfte, die Maschine zu fliegen, andererseits aber erhöhte es die Empfindlichkeit des Systems, so dass Dayton gezwungen war, die Schnelligkeit seiner Reaktionen entsprechend zu vervielfachen.

»Rufen Sie den Kontrollturm.«

Wingate rief den Kontrollturm in Palm Springs und ersuchte um Landeanweisungen.

»Air Force One, hier ist Palm Springs.« Die für gewöhnlich leidenschaftslose Stimme des Kontrollers im Turm klang ein wenig wichtigerisch. »Alles klar für Direktanflug auf Piste eins neun. Kein Lokalverkehr. Windstärke beträgt eins acht fünf Grad bei dreißig Knoten mit Böen bis zu vier null. Höhenmessereinstellung zwei neun neun sieben. Das Empfangskomitee erwartet den Präsidenten auf der Rampe. Riverside Center und das Kontinentale Luftkommando sind von Ihrer Ankunft benachrichtigt. Ende.«

Wingate blickte zu Dayton hinüber, der mit einem kurzen Kopfnicken anzeigte, dass er mitgehört hatte. »In Ordnung, Palm Springs«, sagte er in sein Mikrofon. »Air Force One auf fünftausend. Wir setzen in fünf Minuten auf.«

Es kostete Dayton einige Mühe, Atem zu holen; und weil ihm so übel war, traf er einen Entschluß. Er konnte es nicht riskieren, den Präsidenten mit einer harten Landung zu gefährden. »Übernehmen Sie, Wingate«, sagte er. »Führen Sie die Landung durch.«

Ein wenig überrascht legte Wingate die Hände an die Steuersäule. »Ich habe übernommen, Colonel. Fühlen Sie sich nicht wohl?«

»Ein bisschen koddrig.«

Vom dritten Sitz aus ließ Campbell sich vernehmen: »Wollen wir Platz tauschen, Colonel?«

Ira Dayton überlegte einen Moment. Mit jedem Atemzug nahmen die Schmerzen zu. Aber eine Reihe heftiger Schlingerbewegungen brachte ihn zu dem Entschluß, den linken nicht mit dem dritten Sitz zu vertauschen. »Das geht schon, Major. Wingate und ich werden die Kiste schon schaukeln.« Während er die Aufgaben des Kopiloten übernahm, versuchte er, mit verdickter Kehle zu schlucken. »Wir sind auf dreitausend.«

In Tausenden von Flugstunden, darunter Hunderten in Lockheeds, bestens geschult, rief Wingate nach der Checklist.

Dayton begann von der abrollenden Liste abzulesen, die auf Knopfdruck in einem rechteckigen Fenster oberhalb des Drosselventil- und Gemischkontrollpults erschien.

»Kraftstoff-Luft-Gemisch hundert Prozent.«

»Hundert.« Wingate schob den Griff der Gemischkontrolle ganz nach vorn.

»Bremsklappen aus.«

Wingate betätigte die Schalter der Spoiler, die jetzt aus den Flügeln austraten, um die Luftströmung über den Querrudern zu verändern und ein besseres Ansprechen bei Sinkgeschwindigkeit zu gewährleisten. »Bremsklappen aus. Checken!«

»Sinkgeschwindigkeit zweihundertfünfzig Knoten.«

»Ich gehe zurück«, sagte Wingate, drosselte die Motoren, hob leicht die Nase des Flugzeugs an und reduzierte die Geschwindigkeit, um Bug- und Flügelfahrwerk ausfahren zu können.

»Zwei fünfzig«, bestätigte Dayton und drückte die Fingerspitzen gegen seine Brust.

Wingate, der seine ganze Aufmerksamkeit dem Flughafen von Palm Springs zuwandte, der jetzt in der Enge des Talcs unter dem San-Jacinto-Berg in Sicht kam, merkte nichts von dieser Geste. »Ausfahren«, ordnete er an.

Die veränderte Aerodynamik und das Einrasten des Fahrwerks ließen das Cockpit sanft vibrieren. Wingate drückte die Maschine wieder in den richtigen Gleitwinkel. Er spürte, wie die durch die turbulenten Luftströmungen hervorgerufenen Stöße, mit her-

abgesetzter Geschwindigkeit weniger abrupt, weniger heftig fühlbar wurden.

»Geschwindigkeit zwei fünfundzwanzig«, sagte Dayton. »Ausgefahren! Vier grüne Lichter.«

»Vier grüne Lichter«, bestätigte Craigie, der hinter ihnen seine Instrumente überwachte.

»Ausgefahren und eingerastet«, sagte Dayton.

»Melden Sie Palm Springs, dass wir auf Anflugendphase sind«, wies Wingate Campbell an. Es war dies seine erste Landung mit dem Präsidenten an Bord. Er war ein bisschen nervös und wollte sich nicht durch lästiges Funkergeschwätz ablenken lassen.

Campbell sprach in sein Mikrofon: »Air Force One auf Anflugendphase, Palm Springs.«

»Air Force One, Sie haben Landeerlaubnis. Windgeschwindigkeit vierzig Knoten, etwas Staubwirbel.«

»Air Force One. Verstanden.«

Daytons Brustschmerzen wurden plötzlich schlimmer. Bei jedem Atemholen fühlte er einen Stich. Seine Beunruhigung steigerte sich fast zur Angst. Was zum Teufel ging mit ihm vor? Die Anstrengung, die es kostete, die Maschine mit Handsteuerung zu fliegen, belastete Rücken und Schultern, konnte doch aber unmöglich etwas mit den unerklärlichen, erschreckenden, quälenden Stichen in seiner Brust zu tun haben. Er zwang sich dazu, seine Aufmerksamkeit auf den Landevorgang zu konzentrieren.

»Landeklappen voll ausfahren, Colonel«, ersuchte Wingate.

»Landeklappen ... fahren ... aus ...«, sagte Dayton. Das Sprechen fiel ihm schwer.

Wingate reduzierte die Sinkgeschwindigkeit auf dreißig Minutenmeter. Durch das linke Fenster sah er die Straße, die das San-Jacinto-Tal teilte, und das Durcheinander von Hotels und Sportplätzen, die sich an die Hänge der San-Bernardino-Berge schmiegen. Grün leuchteten die Golfplätze und Wiesen in der klaren Luft, die türkisfarbenen Flecken dazwischen waren Swimming-pools.

Colonel Dayton hätte jetzt, bei fortdauerndem Sinkflug, die Ge-

schwindigkeit drosseln sollen, aber er tat es nicht. Wingate warf einen Blick auf seinen Kommandanten und stellte bestürzt fest, dass er reglos dasaß, eine Hand gegen die Brust gepresst, die Augen hinter der Sonnenbrille weit geöffnet.

»Colonel, fehlt Ihnen etwas?« Seine erschrockene Stimme alarmierte Campbell und Craigie. Der Major beugte sich über Daytons Schulter, um in sein Gesicht zu sehen.

Air Force One sank unter dreißig Meter, und als die Maschine jetzt den Rand des Flugfeldes erreichte, begann Wingate automatisch in Gleitflug zu gehen. Vor ihm lag das von Reifenspuren bedeckte Betonband der Rollbahn eins neun.

Dayton litt jetzt bereits unter starken Schmerzen. Die Intima des Aortabogens begann zu reißen. In dem Maße, wie sich der Riß in der Arterie öffnete, starben die Zellen des Blutgefäßes entlang des Risses ab. Er verspürte einen unerträglichen Druck unter dem Brustbein und riß mit zitternden Händen die Gurten von den Schultern. Campbell schrie ihm etwas ins Ohr. Er wollte ihnen sagen, dass er irgendeinen Anfall habe und dass sie den Anflug abbrechen und eine Schleife ziehen sollten. Auf diese Weise würden sie die Zeit gewinnen, die nötig war, um ihn aus dem Pilotensitz zu holen, wo sein Zustand ihn jetzt zu einer wirklichen Gefahr für die Sicherheit des Flugzeugs machte. Aber er konnte gar nichts sagen, denn der Schmerz wurde plötzlich so stark, dass er alles verdunkelte, seine Bewegungen krampfzuckend werden ließ und Lunge und Kehle lähmte, so dass er nur noch imstande war, unverständliche, hohle, fast tierische Laute von sich zu geben.

Der Riß in der Intima erreichte die Abzweigung zum Herzbeutel und stieß hier sekundenlang auf Widerstand. Dann war es die durch das Ansteigen des arteriellen Druckes hervorgerufene Belastung, die dazu führte, dass auch diese zähe Membrane zerriss und sich frisches Blut aus der Herzkammer in den Raum zwischen dem Pericardium und dem Herz selbst ergoss. Die Folge war eine Herztamponade – im gleichen Augenblick steigerte sich der Druck im Raum zwischen Herzmuskel und Herzbeutel. Das wiederum stoppte die Herztätigkeit und riß Tausende kleiner Adern, Venen und Ligamente von der Herzober-

fläche weg. Ira Dayton war praktisch tot. Aber im Sterben bäumte er sich hoch, ein keuchender Laut kam aus seiner krampfhaft zuckenden Kehle; dann stürzte er mit steif ausgebreiteten Armen nach vor, und seine empfindungslosen, tastenden Hände schlugen mit erstaunlicher Kraft gegen die Steuersäule. Wingate war darauf in keiner Weise gefaßt; seine eigenen Hände wurden durch den Anprall von der Steuerung weggerissen.

Unter den Leuten, die sich auf der Rampe versammelt hatten, um den Präsidenten willkommen zu heißen, befanden sich persönliche Freunde, einige Beamte aus dem Weißen Haus in Palm Springs, der Gouverneur von Kalifornien und einige Parteifunktionäre. Die Presseleute warteten im Flughafengebäude, wo sie von Geheimdienstmännern bis zu dem Zeitpunkt festgehalten werden sollten, da der Präsident bekannt geben würde, ob er zu dem Thema, das den Journalisten mehr als alles andere auf dem Herzen lag – der ›Allende‹-Zwischenfall – eine Erklärung abzugeben wünschte. Doch schon eine halbe Sekunde später hatte der ›Allende‹-Zwischenfall jeden Neuigkeitswert verloren.

Die VIP und die Reporter, sie alle hatten gesehen, wie sich die Maschine des Präsidenten, von Süden kommend, dem Flughafen näherte. Sie hatten gesehen, wie sie das Gelände des Flughafens erreichte und offensichtlich eine Routinelandung hinlegte. Erschrocken beobachteten sie jetzt, wie sich das riesige Flugzeug in einer Höhe von nicht mehr als fünfzehn bis fünfundzwanzig Meter nach vorn neigte. Der Fallwinkel erhöhte sich auf etwa vierzig Grad, und das Flugzeug schlug, Nase voran, mit einer Geschwindigkeit von hundertfünfundsiebzig Knoten auf die Landebahn auf. Die Zeugen gaben später widersprüchliche Erklärungen über den Absturz der Air Force One ab. Was tatsächlich geschehen war, verlor sich in einer Fülle wohlmeinender, aber hoffnungslos unzutreffender Berichte der entsetzten Beobachter.

Das Flugzeug schlug auf die Rollbahn auf, und das Bugfahrwerk zersplitterte wie Holz. Der Rumpf zerbarst hinter dem Cockpit, und die Verkleidung des rechten Flügels wurde aufgerissen, wodurch sich eine große Menge Düsentreibstoff über eine weite Fläche ergoss. Der Rumpf brach auch hinter den Tragflächen, das Heck flog nach rechts,

und Trümmer wurden in die Luft geschleudert. Das Feuer brach erst aus, nachdem sich der rechte Motor in seine Bestandteile aufgelöst hatte, doch da bereits alles reichlich von Treibstoff durchtränkt war, breitete es sich sehr weit und mit großer Heftigkeit aus.

Der erste Aufprall fand sechzig Meter vom Ende der Rollbahn ein neun statt. Das letzte größere Stück der Maschine – das Leitwerk und die Privatkabine des Präsidenten – blieb fünfzehnhundert Meter weiter, nahe dem Nordrand des Flughafens, liegen. Dieser Teil des Flugzeugs entging dem Feuer.

Die Besatzung im Cockpit starb sofort durch die Wucht des Anpralls oder durch andere Ursachen. Dayton und der Bordmechaniker wurden aus dem berstenden Wrack auf die Piste geschleudert, Campbell und Wingate gegen die Stirnwand der Kanzel gequetscht. Der Verteidigungsminister, zwei Beamte des Weißen Hauses, die Stewards und der Offiziersdiensttuende mit dem Atomkode fanden im Hauptabteil den Tod. Ein Geheimdienstmann starb im Feuer, das gleich darauf im Hauptabteil ausbrach. Ein zweiter Geheimdienstler, der erst vor kurzem in die Wachmannschaft des Präsidenten aufgenommen worden war, wurde fünfzehn Minuten nach dem Absturz fünfundsiebzig Meter von der brennenden Maschine entfernt aufgefunden. Er starb eine Stunde später an den schweren Verletzungen und Verbrennungen, die er erlitten hatte. Nach Angaben des Flughafensanitätspersonals sagte er, unmittelbar vor dem Absturz habe es eine ›Explosion‹ an Bord der Air Force One gegeben. Dieser Bericht wurde später von einem Sprecher des Krankenhauses von Palm Springs mit dem Hinweis demontiert, diese Erklärung sei von Reportern ausgegangen, die bei den Rettungsarbeiten anwesend gewesen wären. Dennoch erfuhr die ›Explosionstheorie‹ starke Verbreitung, als die Nachrichtenagenturen mit den ersten Berichten die Nation und die ganze Welt in tiefe Bestürzung versetzten.

Helen Risor überlebte den Absturz, erlitt jedoch, nach Aussagen der Spitalsärzte, lebensgefährliche Verletzungen. Sie wurde in den Trümmern des Hecks gefunden.

Auch der Präsident wurde im zerschmetterten hinteren Abteil ge-

funden. In den ersten Berichten hieß es, er wäre sofort tot gewesen. Diese Meldungen wurden jedoch sehr bald wieder von Reportern berichtigt, die weniger auf gut fundierte als auf schnelle Berichterstattung gedrillt waren. Gute zwei Stunden nach der Katastrophe brachten die Radio- und Fernsehstationen der Vereinigten Staaten Augen- und Ohrenzeugenberichte, wonach der Präsident zwar leicht verletzt sei, den Absturz jedoch überlebt habe.

Diese Berichte waren falsch. Der Präsident hatte tatsächlich überlebt. Doch die Untersuchung im Städtischen Krankenhaus, wohin man ihn und Helen Risor auf schnellstem Wege geschafft hatte, zeigte, dass der Schädel eingedrückt war und er schwere innere Verletzungen – Milzruptur und Beschädigung der Niere – und Fleischwunden im Gesicht und am Oberkörper erlitten hatte. Der rechte Arm und das rechte Bein waren gebrochen, der Brustkorb eingedrückt. Die von den Ärzten in Palm Springs noch vor dem Eintreffen von General Raymond R. Marty, dem Leibarzt des Präsidenten, erstellte Prognose war übermäßig optimistisch. Der Präsident der Vereinigten Staaten befand sich in komatösem Zustand und war dem Tode nahe. Diese – vorübergehend als Geheimsache behandelte – Information wurde bereits zwanzig Minuten nach dem Absturz der Air Force One dem Pentagon und den Vereinigten Stabschefs übermittelt.

Eine Meldung über die Katastrophe wurde um 18.05 Uhr Sinai-Zeit über den heißen Draht im Hauptquartier des amerikanischen Kontingents der Friedensstreitmacht in Es Schu'uts empfangen. General William Tates Kampfhubschrauber hatte soeben auf dem Landeplatz aufgesetzt. In der zunehmenden Dämmerung näherte sich die Autokolonne des Stellvertretenden Ministerpräsidenten Anatolij Rostow dem UN-Hauptquartier in der Zentralen Zone, das im hellen Lichter- und Fahnglanz erstrahlte. Und der kleine Konvoi des Vizepräsidenten Talcott Bailey kam in die Nähe zweier runder Hügel, die, vor dem Hintergrund eines rötlich gefärbten Himmels, den Brüsten einer liegenden Frau glichen.

2. TEIL

Im Falle der Absetzung des Präsidenten, im Falle seines Todes, seines Rücktritts oder seiner Unfähigkeit, den Verpflichtungen besagten Amtes nachzukommen, soll dasselbe auf den Vizepräsidenten übertragen werden; der Kongress kann für den Fall der Absetzung, des Todes, des Rücktritts oder der Amtsunfähigkeit sowohl des Präsidenten als auch des Vizepräsidenten gesetzliche Vorsorge dafür treffen, welcher Amtsträger danach das Amt des Präsidenten übernehmen soll; dieser Amtsträger soll diesen Weisungen nachkommen, bis die Rechtslage wiederhergestellt oder ein neuer Präsident gewählt ist.

*Aus der Konstitution der Vereinigten Staaten,
Artikel II, Teil 1, Absatz 6*

Senat und Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten, versammelt im Kongress, verfügen: (a) (I), sollten durch Tod, Rücktritt, Absetzung vom Amt, Amtsunfähigkeit oder mangelnde Eignung die Ämter sowohl des Präsidenten als auch des Vizepräsidenten unbesetzt sein, so soll der Speaker des Repräsentantenhauses seine Ämter zurücklegen und die Geschäfte des Präsidenten übernehmen.

18. Juli 1947, Public Law 199

15

Als es in der Wüste zu dämmern begann, wurde Sergeant Robinson immer unruhiger. Ihm schien es, dass sich das Tempo verlangsamte, seit die Kolonne die entmilitarisierte Zone erreicht hatte, es gab plötzliche Pausen und Verzögerungen, weil Zivilisten hastig von einem Wagen in den anderen wechselten. Offenbar hatten die Presse- und TV-Leute die lange öde Fahrt bereits ebenso satt wie die Begleitung des Vizepräsidenten.

Diese ganze Aktion beleidigte Robinsons Sinn für militärische Ordnung und Disziplin, doch er hatte keine Befugnis, die motorisierte Karawane auch nur einigermaßen nach soldatischen Begriffen auszurichten. Der General hatte ihn vor dieser Situation gewarnt, die zwangsläufig eintreten werde, und hatte unumwunden erklärt, der Vizepräsident habe eigens zur Bedingung gemacht, dass die Fahrt in die Zentrale Zone rein zivilen Charakter tragen müsse und dass er ein Minimum an militärischer Bedeckung nur deshalb toleriere, weil nach den Bestimmungen ein solcher symbolischer Selbstschutz erforderlich sei.

Robinson schätzte die Offenheit des Generals und begriff auch, dass Tate einfach in einer heiklen Lage das Menschenmögliche tat. Aus langer Erfahrung bei der Truppe wußte der Sergeant, dass gerade er als Eskortenfürher abkommandiert wurde, weil er einerseits der beste verfügbare Soldat war und andererseits einen so niedrigen Dienstgrad bekleidete, dass der Vizepräsident mit seinen fragwürdigen antimilitaristischen Vorurteilen an dieser Regelung keinen Anstoß nehmen konnte.

Es machte Sergeant Robinson weiter nichts aus, dass ausgerechnet ihm diese undankbare Aufgabe zugefallen war. Schließlich war er Soldat und nahm die Dinge, wie sie kamen. Seine Wut sparte er sich für

den Gegner auf – wo und wann er auf ihn traf. Dennoch wurde ihm bei dem sorglosen Verhalten der Zivilisten etwas mulmig zumute. Weiß Gott, diese Kerle gondelten durch unwegsames und vielleicht gefährliches Territorium, als wäre das ein Wochenendausflug!

Sie hatten schon Verspätung – nach seiner Schätzung etwa eine halbe Stunde über den angesetzten Termin. Nun sollten sie bereits die Zentrale Zone in Sicht haben, aber sie waren noch immer mindestens zwanzig Kilometer von dem betreffenden Punkt entfernt. Es wurde bereits dunkel, außerdem hatte die Kolonne kein Bodenradar, keine schweren Infanteriewaffen und nur einen einzigen Trupp des Special-Forces-Detachments, der aber auch von der Sonntagsstimmung angesteckt wurde, sobald sie General Tates unmittelbaren Kommandobereich verlassen und die entmilitarisierte Zone erreicht hatten.

Dem Sergeant war alles Unmilitärische nicht geheuer. Zu lebhaft erinnerte er sich an die Umwelt seiner Kindheit, das Elend eines Negerviertels, die Lethargie und Aussichtslosigkeit, das Demütigende einer Existenz auf Kosten der Sozialfürsorge. Bei der Armee hatte sich für Crispus Robinson alles geändert. Nicht dass er bei der Truppe keinen Rassismus angetroffen hätte; das war zu erwarten gewesen. Doch er hatte nie Schwierigkeiten, die sich nicht dadurch bewältigen ließen, dass er sich einfach als der bessere Soldat erwies – besser als irgendein Schnösel, der ihm das Leben schwermachen wollte. Seit Vietnam lief alles glatt: die »Medal of Honor« und ein Kommandeur, dem seine Leute so viel galten, wie sie wert waren. Bei ihm mußte man sich nur bewähren und zeigen, dass man der beste GI des Kontingents war; wenn sich ein Mann in seinem Beruf bewährte, brauchte er vor keinem anderen zurückstehen, ob weiß oder schwarz. Sergeant Robinson würde vielleicht die Weißen nie lieben, vielleicht sogar nie verstehen lernen, aber er war ihnen dankbar dafür, dass sie diese Armee geschaffen hatten, denn beim Militär konnte jeder Mann vorwärts kommen, sofern er ein guter Soldat war.

Und wenn er das alles überdachte, dann störte ihn manches an der Situation, mit der er nun fertigwerden mußte. Er war doch gewiß ein erfahrener Unteroffizier, dem man nichts vormachen konnte, aber jetzt

hatte er den Eindruck, dass der Vizepräsident und dessen Umgebung Soldaten rundweg ablehnten. Das fand Robinson nicht richtig, und während er an der Spitze der Kolonne im dahinholpernden Jeep neben dem Fahrer saß, fragte er sich, ob auch General Tate diese Haltung bewußt war und wenn ja, was er sich bei einem solchen Einsatz von einem hochdekorierten schwarzen Sergeant erwartete.

Das Signallämpchen des Funkgeräts am Armaturenbrett begann zu blinken. Robinson nahm den Hörer. »Hier Truppkommandant.«

»Sergeant, hier Lieutenant Islin im Funkwagen. Wir kriegen soeben eine Olympus-Meldung von Echo Sierra Control. Stoppen wir lieber, bis ich sie entschlüsselt habe.«

Olympus-Meldungen waren für den Vizepräsidenten persönlich bestimmte Nachrichten. Lieutenant Islin, der Air-Force-Funkoffizier, mußte sie zunächst zwecks Vorentschlüsselung durch einen im Fahrzeug eingebauten Computer laufen lassen, ehe er sie an den Empfänger weitergeben konnte. Dann hatte sie Colonel Crowell, der militärische Adjutant des Vizepräsidenten, in Klartext zu übersetzen.

Robinson schaltete auf die Frequenz der Limousine. »Colonel Crowell, hier spricht der Truppkommandant.«

»Ja, was ist los, Sergeant?«

»Wir haben eine Olympus-Meldung aus Es Schu'uts. Ich lasse die Kolonne halten, bis der Text vorentslüsselt ist.« Rasch überblickte Robinson das Terrain im letzten Zwielight und sagte zum Fahrer: »Bleib dort drüben stehen, zwischen den beiden Hügeln.«

Colonel Crowells Stimme zirpte durch das Gerät: »Wie lange wird das dauern, Sergeant? Wir sind bereits verspätet.«

Robinson unterdrückte eine ärgerliche Entgegnung. Niemand in der Gruppe des Vizepräsidenten brauchte ihn darauf aufmerksam zu machen. »Ich weiß, Sir. Wir arbeiten so rasch als möglich.«

Die Reihe von Fahrzeugen, nun mit eingeschalteten Lichtern, schob sich in die Senke zwischen den flachen Böschungen der beiden kahlen Erhebungen und stoppte.

Fast im selben Moment eröffneten die Abu Mussa das Feuer. In Es Schu'uts hatte die Blitzmeldung vom Unfall der Präsidentenmaschine

Bestürzung ausgelöst. Obwohl sie streng geheim war, hielten die entsetzten Funker von Echo Sierra Control nicht dicht. Obwohl die Nachricht knapp vor Dienstschluss eintraf, machten binnen weniger Minuten wilde Gerüchte die Runde bei den Soldaten und dem Zivilpersonal des amerikanischen Kontingents.

Jene Pressevertreter, die nicht an der Fahrt des Vizepräsidenten in die Zentrale Zone teilnahmen, begannen sofort jeden zu ›interviewen‹, den sie für einen Moment von seinem Posten weglocken konnten. Da die wenigen, die konkrete Informationen hätten geben können, eisern schwiegen und andere, die doch sprachen, praktisch gar nichts wußten, war der wahre Wert solcher ›Interviews‹ gleich Null.

Einem findigen Journalisten gelang es immerhin, im Auto wie der Teufel aus dem amerikanischen Sektor bis nach Gaza zu rasen. Von dort rief er den leitenden Redakteur im Zypern-Büro seiner Agentur an. Fazit: Noch in derselben Stunde kamen auch im Hochkommissariat Gerüchte auf.

Zu jenem Zeitpunkt wurde allgemein angenommen, dass auch der Vizepräsident verständigt sei und nun so rasch als möglich nach Es Schu'uts zurückkehre. Aber das war nicht der Fall. General Tate, den man auf dem Landeplatz mit der Meldung über die Katastrophe von Palm Springs empfing, ordnete sofort Bereitschaft für eine Hubschrauberstaffel an, um Bailey und dessen Begleitung aus der Zentralen Zone zu holen. Doch da dieser Schritt eine klare Verletzung des Abkommens zur Folge gehabt hätte, wollte er ohne Baileys Genehmigung keinen Startbefehl erteilen.

In seinem Hauptquartier nahm sich Tate erst gar nicht die Zeit, die Fliegermontur auszuziehen. Er setzte sich sofort mit dem Pentagon in Verbindung, um Weisungen von den Vereinigten Stabschefs zu erbiten. Man gab ihm Bescheid, Admiral Ainsworth befinde sich an Bord einer Kommandomaschine des ›Strike Force‹, der aus Bomber- und Raketenverbänden bestehenden Einsatztruppe, unterwegs nach Palm Springs. Die Funkleitgruppe im Pentagon würde aber sofort eine Nachrichtenverbindung mit der Maschine herstellen. Aus Erfahrung befürchtete der General, dass ›sofort‹ eine Verzögerung von mindestens

zwanzig Minuten bedeuten würde, da man es nie für erforderlich erachtet hatte, eine sichere direkte Funkverbindung zwischen den Amerikanern am 34. östlichen Längengrad und dem »Strategie Air Command« einzurichten.

Um nähere Informationen über den Zustand des Präsidenten zu bekommen, entsandte Tate seinen Piloten Jimmy Beaufort zu Sam Donaldson, der sein eigenes CIA-Kommunikationsnetz zur Verfügung hatte. Dann verhängte der General eine Sperre der Kontrollpunkte zwischen dem amerikanischen und dem israelischen Sektor. (Leider kam dieser Befehl zu spät, um noch den Journalisten abzufangen, der beim Durchsickern des ersten Gerüchtes bereits nach Gaza entwischt war.) Schließlich ersuchte Tate die israelische Verbindungsgruppe, dem Kommando des israelischen Kontingents mitzuteilen, dass bei den Amerikanern nun höchste Alarmbereitschaft herrsche, wobei er es auf sich nahm, die offiziellen Informationen aus Washington, die er bisher erhalten hatte, an die Verbindungsgruppe weiterzugeben.

Liz Adams arbeitete fast in Trance. Zu genau erinnerte sie sich an jenen schrecklichen Tag im November 1963, als eine ähnliche Hiobsbotschaft aus Dallas kam, bei der die Welt den Atem anhielt. Auf Tates in rascher Folge gegebene Befehle reagierte sie wie ein programmierter Automat.

»Verbinden Sie mich mit Guiberson von Echo Sierra.« Die Stimme des Generals klang fest und gebieterisch.

Tate und die versammelten Kommandeure seiner Einheiten blickten gespannt auf die Monitore an der Wand vor dem Schreibtisch. Auf einem der Bildschirme tauchte das verstörte Gesicht des rangältesten Funkleitoffiziers auf, im Hintergrund herrschte Hochbetrieb in jener Zentrale, deren Kostenaufwand Jape Reisman mit Colonel Seidel erörtert hatte.

»Was ist mit der Gruppe des Vizepräsidenten los, Major? Haben Sie Nachricht?« fragte Tate ungeduldig.

»Nur die Empfangsbestätigung der Olympus-Meldung. Aber noch keine Antwort«, erwiderte Guiberson.

Tate unterdrückte einen Fluch. Der Zweck des Olympus-Netzes war

die Durchgabe streng geheimer Mitteilungen an den Vizepräsidenten. Der Funkverkehr erforderte langwieriges Vorentschlüsseln und Dechiffrieren, das, nach Meinung des Generals, nur zeitraubend war. Besonders bei Blitzinformationen, die, ebenfalls nach Tates Ansicht, überhaupt nicht unter die Geheimhaltung zu fallen brauchten. Er hatte keine konkreten Beweise, hegte aber kaum Zweifel, dass die Meldung vom Absturz in Palm Springs von niemand anders als Admiral Ainsworth selbst als Top Secret klassifiziert worden war. Tate hatte gute Lust, die Schweigepflicht einfach zu brechen und Sergeant Robinson im Klartext zu befehlen, sofort mit der Kolonne in den amerikanischen Sektor zurückzukehren. Die Lichter im ›Glashaus‹ und der Trubel und die Hektik der Presseleute im ›Falascha‹ und in den Straßen von Es Schu'uts zeigten nur zu deutlich, dass die Meldungen bereits durchgesickert waren.

»Die Bestätigung kam vor fünfzehn Minuten, General. Islin wird sie vorentschlüsseln, an die Empfänger weiterleiten, dann wird sie dechiffriert werden müssen und dann ...«

»Ja, ja, dann wird der ganze Vorgang in umgekehrter Reihenfolge nochmals ablaufen, stimmt's?«

»Das ist die Olympus-Methode, Sir.«

Tate warf einen Blick zu den Chronometern an der Wand. »Warten Sie noch zehn Minuten auf Antwort, Major. Wenn bis dahin keine Olympus-Meldung eintrifft, schicken Sie einen Funkspruch im Klartext an Sergeant Robinson. Er soll die Kolonne unverzüglich nach El Thamad zurückbringen. Ganz gleich, was der Vizepräsident oder dessen Begleitung dazu sagen mag. Es ist ein ausdrücklicher Befehl von mir, sagen Sie ihm das!«

»Jawohl, Sir.« Guiberson verschwand aus dem Bildfeld, aber Echo Sierra blieb auf Sendung.

Tate wandte sich an die Truppenkommandeure, vier Stabsoffiziere in Kampfanzügen: »Setzen Sie Ihre Einheiten in volle Alarmbereitschaft. Ab jetzt ständige Überwachung der Demarkationslinie an der entmilitarisierten Zone.«

»Besteht nicht die Möglichkeit, dass die Sowjets und die Ägypter

diesen Schritt zum Anlass nehmen, gegen uns vorzugehen?« fragte ein Major.

Der General dachte an Jermolow und Nowotny, und einen Moment lang konnte er sich nur zu gut ausmalen, dass sie dem Kreml einen solchen Schritt nahelegen würden. Dann dachte er an die russische Geschichte und den alten General Ulanin, der in einem Krieg gekämpft hatte, für dessen Ausmaße den meisten der Anwesenden das Vorstellungsvermögen fehlte. »Nein, das würden sie nicht tun, Major. Aber treffen wir lieber entsprechende Vorkehrungen ...« Nun fiel ihm auch Talcott Bailey ein, und er fügte hinzu: »... soweit wir freie Hand haben.«

Trotz der Bemühungen des Pentagons, den Absturz der Präsidentenmaschine geheim zu halten, verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer auf der ganzen Welt.

Auf Zypern belagerten erregte Korrespondenten das Informationsbüro des Hochkommissariats. Von ihnen erfuhr um 18 Uhr 50 Osteuropäischer Zeit ein Spion die Neuigkeit und gab sie telefonisch an Damaskus weiter. Nach dieser Version war bei der ›Air Force One‹ ein Sabotageakt farbiger Bodenpersonalmitglieder erfolgt, als Sympathiekundgebung für die Befreiungsbewegungen in allen Ländern, wo ›Unterdrückung‹ herrschte. Der Informant behauptete klipp und klar, der Präsident der USA sei ›von einer Sprengladung, die schwarze Freiheitskämpfer in sein Flugzeug legten, bei der Explosion in Stücke gerissen worden‹. Unsicher, wie man auf diese erfreulichen Neuigkeiten reagieren sollte, befahl das syrische Oberkommando zunächst einmal die Beschießung der Golanhöhen. Kibbuzbewohner in diesem umstrittenen Territorium, die für die Nacht bereits ihre Bunker aufgesucht hatten, zählten vierzehn Einschläge.

In Moskau, wo es eine Stunde später war als in Damaskus, wurde eine außerordentliche Sitzung des Politbüro-Exekutivkomitees einberufen, und in einer Reihe von dringlichen Anfragen an die sowjeti-

sche Botschaft in Washington um Aufklärung der verworrenen Situation gebeten.

In New Haven im Staat Connecticut, wo eine Gruppe von Studenten – unter ihnen auch William Tecumseh Tate III – anlässlich des Jahrestages der Unterzeichnung eifrig mit den Planungen für eine Demonstration gegen das Zypernabkommen beschäftigt war, beschränkte sich die Rundfunkberichterstattung auf die kurze Feststellung, Air Force One sei bei der Landung in Palm Springs ›leicht beschädigt‹ worden.

In Peking und in Tirana gab es nur lückenhafte Meldungen über einen verstärkten Kode-Funkverkehr zwischen NATO-Einheiten und Schiffen der amerikanischen Sechsten Flotte. Durch ihre Botschaft in Kanada erhielten die Chinesen die Nachricht vom Tod Verteidigungsminister Dickinsons. Seltsamerweise – vielleicht aus übertriebener Vorsicht der Diplomaten – verlautete zunächst nichts über den Zustand des Präsidenten, sondern erst Stunden später.

In Washington wurde die Presse dazu angehalten, lediglich geheimnisvolle Andeutungen über eine erhöhte Aktivität der Spitzenpolitiker des Kongresses weiterzugeben, die Fernsehstationen brachten ihre normalen Programme, nur in Abständen von Einblendungen prominenter Kommentatoren unterbrochen, die sich jeweils eine Minute lang recht unverbindlich und vage zur Lage äußerten.

Fowler Litton Beal, Speaker des Repräsentantenhauses, schlief fest, den Kopf auf die prallen Brüste seiner Freundin Terri MacLean gebettet. Er hörte nichts von diesen Morgennachrichten.

In der Zentralen Zone machte sich der sowjetische Stellvertretende Ministerpräsident Anatolij Igorewitsch Rostow Sorgen, weil die Amerikaner nicht pünktlich zum vereinbarten Termin eingetroffen waren. Ihm selbst hatte General Gunderssen samt seinen Schweden einen formellen Empfang streng nach Protokoll bereitet. Rostow überlegte, ob Balleys Verspätung eine absichtliche Verletzung diplomatischer Etikette

war: vielleicht ein subtiles Zeichen, dass der Vizepräsident einige lästige Forderungen stellen oder die Schuld am ›Allende‹-Zwischenfall den Sowjets zuschieben werde.

Aber das würde Bailey nicht gelingen. Rostow dachte darüber nach, wie er selbst durch Verzögerungstaktiken und unerwartete Schachzüge den Akt der Unterzeichnung etwas komplizieren könne, um nicht den Eindruck allzu großer Bereitwilligkeit zu erwecken.

General Suweif war er glücklich losgeworden; er hatte ihn ersucht, festzustellen, ob der verletzte Mönch vernehmungsfähig sei.

Weder Washington noch Moskau hatten sich bisher entschlossen, die UNO – und somit auch die Kräfte in der Zentralen Zone – zu informieren, dass es auf der anderen Seite des Erdballs zu einem folgenschweren Flugzeugunglück gekommen war.

Das erste Opfer in der Gruppe des Vizepräsidenten war Air Force Lieutenant Islin. Dicht aufgeschlossen hatte die Kolonne knapp vor dem Hinterhalt gestoppt, in dem Enver Leč mit den Abu Mussa lauerte. Die Fahrzeuge beleuchteten sich gegenseitig mit ihren voll aufgeblendeten Scheinwerfern, so dass die Guerillas ihre Ziele nicht verfehlen konnten.

Sofort geriet die mobile Funkstelle unter Beschuss. Eine Salve der Kalaschnikow-Karabiner machte aus dem Wagen Schrott. Lieutenant Islin und seine beiden Techniker waren sofort tot, den Fahrer erwischte es gleich darauf. Die rund zweihundert Schüsse vernichteten auch die Funkgeräte, den Computer und die Geheimausrüstung, die Thermitladungen für die Selbstzerstörung der Spezialgeräte im Notfall entzündeten sich, und binnen Sekunden war das Wrack eine Riesenfackel aus brennendem Benzin und Magnesium, die hoch aufloderte und das ganze Gelände in apokalyptisches Licht tauchte.

Hätte der Abendwind die dünne Wolkendecke, die während der meisten Zeit des Tages über der Halbinsel lagerte, nicht aufgelockert, dann wäre der Feuerschein für die Posten in der Zentralen Zone sichtbar ge-

wesen. Aber nun war es Abend, der Himmel war klar und bestirnt. Es gab keinen Widerschein, außerdem wehte der Wind von Süden nach Norden, und das Knattern der Waffen verhallte im menschenleeren Ödland des Zentralsinai.

Den Karabiner in der Armbeuge, stand Enver Leč knapp hinter den wild schießenden Arabern auf der Höhe eines der niederen Hügel. Von seinem Punkt aus sah er, wie Leila Jamil die am weitesten zur Straße vorgeschobene Gruppe einsetzte. Sie hatte vier Mann bei sich und eröffnete heftiges Flankenfeuer auf ein Transportfahrzeug, das offenbar mit Soldaten besetzt war. Nur aus diesem Wagen wurde zurückgeschossen, und Leč bemerkte mit Genugtuung, dass dieser Widerstand wirkungslos blieb. Soweit er feststellen konnte, war keiner der Guerillas getroffen worden.

Er rief den Abu Mussa über der Straße einen Befehl zu, gegen die kompakt aufgereichte Kolonne vorzugehen. Er hatte den Stabswagen ausgemacht, der durch die Fahne der Friedenstruppe kenntlich war: Die Waffe quer vor der Brust, begann er in die Richtung zu laufen. Da sprühten auch schon im Sand vor ihm Geschoßesinschläge auf. Instinktiv ließ er sich fallen, rollte auf den Bauch, feuerbereit, und suchte nach dem Schützen, der so gut zielte. Im Feuerschein sah er einen hochgewachsenen Mann mit glänzendem schwarzem Gesicht. Er bestrich das Gelände mit seiner M-16, auf Dauerfeuer, aber in kurzen, gutdosierten Serien. Leč empfand eine hasserfüllte Bewunderung für diesen Neger. Es gehörte mehr als bloß Mut dazu, mitten zwischen den Fahrzeugen offen im Kugelhagel der Leuchtspurgeschosse zu stehen und ein schattenhaftes Ziel auf der Anhöhe zu beschießen. Der Albaner hob seine Kalaschnikow, aber selbst diese kleine Bewegung bewirkte prompt eine Garbe der M-16, so dass er sich flach auf den trockenen, staubig riechenden Boden pressen mußte.

Er kroch bis hinter die Deckung eines niedrigen Wüstendornbusches und zielte wieder auf den Riesen. Der reagierte sofort, und von oben regneten aus den zerfetzten Ästen Holzsplitter herab. Leč schob sich noch weiter zurück und blieb atemlos grinsend einen Moment still liegen. Der Schwarze mußte erledigt werden. Doch als Leč wieder

vorrobbte, war der Schütze verschwunden. Vom Transporter sprangen andere Soldaten, um sich beim Stabswagen zu sammeln, sie schossen blindlings in die Richtung des Mündungsfeuers hinter der brennenden mobilen Funkstelle.

Am Ende der Kolonne sah Leč eine Gruppe Menschen, offenbar unbewaffnet, die in panischer Angst Hals über Kopf einen Wagen und zwei mit Kisten beladene Laster verließen. Während er diese Szene beobachtete, rannte einer der Guerillas heran und warf eine Handgranate. Die wehrlosen Insassen wurden im Laufen von den Splittern niedergemäht, und ein Laster fing Feuer.

Leč sprang auf. Auf sein Zeichen hin folgte ihm seine Reservegruppe zum Stabswagen. Die Fahrzeuge an der Spitze und am Schluß der Kolonne standen in Flammen, ihr Schein erhellte die Nacht. Aus dem Dunkel zuckte, orangefarbenen Blüten gleich, das Mündungsfeuer der sowjetischen Karabiner. Die Leuchtspektren der schütterten amerikanischen Abwehr zogen Goldfäden durch die Luft. Die schreckliche Schönheit der Szene packte Leč, als er vorwärtsstürmte. Die Detonationen der Geschosse, der beißende Geruch von Kordit, die Flammen, die aus den zerstörten Fahrzeugen schlugen, die Melodie des Todes, die die Luft erfüllte, gaben ihm ein fast unerträgliches Glücksgefühl. Jetzt eine Frau zu besitzen, dachte er, hier, in diesem Augenblick ...

Dov Rabin starb in den ersten Sekunden des Überfalls. Fast im selben Moment, als die Funkstelle in Flammen aufging, zerschmetterten Geschosse die Windschutzscheibe des israelischen Kommandowagens, töteten die jungen Offiziere auf den Vordersitzen und rissen Rabin die Schädeldecke am Hinterkopf weg. Er kippte zur Seite, auf Deborah Zadoks Schoß. Als sie ihn aufrichten wollte, berührten ihre Hände eine warme weiche Masse aus Blut und Gehirn. Sie erstickte den Schrei, der ihr in die Kehle stieg, öffnete die hintere Tür, ließ sich auf die Knie hinausfallen und erbrach. Jeder keuchende Atemzug zog ihr würgend

die Kehle zusammen. Sie glaubte, sie würde hier im Sand sterben müssen, elend verrecken wie ein Tier.

Endlich ließen die Krämpfe nach. An ein Wagenrad gelehnt, konnte sie aus tränenden Augen um sich blicken. Was sie sah, war eine Szene aus dem Inferno. Hinter dem Kommandofahrzeug brannte der Laster der Presseleute, und Deborah hörte einen Menschen in den prasselnden Flammen gellend schreien. Das Gelände schien von Leichen übersät, obwohl in Wirklichkeit nur etwa sechs Tote und Sterbende umherlagen.

Die Wagen waren ineinander verkeilt, als hätten einige der Fahrer beim ersten Feuerstoß vergeblich auszubrechen versucht, um sich selbst und ihre Autos zu retten. Einige Soldaten kauerten vor dem Kommandowagen bei der Limousine des Vizepräsidenten. Über Deborahs Kopf hinweg schossen die Amerikaner ins flackernde Zwielflicht. Deborah wandte sich um und sah Dov Rabins Leiche halb aus der aufgerissenen Wagentür hängen. Sein Gesicht war unverletzt, Augen und Mund standen offen, aber sein Kopf erschien sonderbar deformiert, und der Rücken seiner Uniformbluse schimmerte feucht. Deborah begriff, dass er tot war, sie blickte auf sich hinab: ihr Rock, ihre nackten Knie waren blutbeschmiert, als sei sie durch einen schwarzroten Fluss gewatet.

Wieder stieg Brechreiz in ihr hoch, aber sie hatte nichts mehr im Magen als faulig und bitter schmeckende Leere. Sie langte hinüber und streifte dem Toten die Uzi-Maschinenpistole von der Schulter. Mit fahrigem Bewegungen versuchte sie das Blut vom Metall und dem Tragegurt abzuwischen.

Plötzlich nahm sie in der Nähe laufende Gestalten wahr und hörte ganz deutlich arabische Rufe. Noch immer geduckt kniend, gegen den von Kugeln zerfetzten Autoreifen gestemmt, hob sie die Waffe und begann auf die gespenstischen Schatten hinter den Flammen zu schießen.

Von den Insassen der Vizepräsidenten-Limousine war es Talcott Bailey selbst, der im Moment des Überfalls die größte Geistesgegenwart bewies. Noch nie zuvor war er physisch angegriffen oder mit akuter Gefahr konfrontiert worden. Aber sein Verstand ließ ihn nicht in

Stich. Er reagierte rascher als die meisten anderen und war kein Feigling. Zudem besaß er die Fähigkeit, sich in kritischen Situationen sehr rasch den Gegebenheiten anzupassen.

Während die Militärpersonen seiner Begleitung – Crowell, Seidel und der Fahrer – sich verzweifelt bemühten, den Gegner zu lokalisieren, und die Zivilisten Reisman und Bronstein vor Angst den Kopf verloren, behielt Bailey die Nerven.

Er begriff sofort, dass sein Leben nicht unmittelbar gefährdet war. Die Vermutung, dass sich auf der Sinai-Halbinsel gefährliche Terroristengruppen herumtrieben, hatte er bisher als fixe Idee der Militärs abgetan. Vergeblich hatte ihn Bill Tate davon zu überzeugen versucht. Nun, mitten in Feuer und Chaos, mußte Bailey dem General recht geben. Aus dieser unleugbaren Tatsache resultierte eine andere. Es war die gleiche Erkenntnis, zu der wenige Stunden früher auch Enver Leč gekommen war: dass der Vizepräsident der USA eine Geisel von unschätzbarem Wert wäre.

Natürlich war es möglich, dass die Angreifer nur Raub und Mord im Sinn hatten. Doch viel wahrscheinlicher war, dass der Überfall dazu diente, einen wichtigen Amerikaner gefangen zu nehmen – ihn selbst. Wieder gingen seine Gedanken die gleichen Wege wie die von Leč: Jeder, der ihn als Geisel hielt, konnte eine fast unbegrenzte Zahl von Forderungen durchsetzen. Die Israelis hatten sich in solchen Fällen von Erpressungen strikt geweigert, eingekerkerte Terroristen freizulassen. Würden sie aber so standhaft bleiben, wenn die Geisel der zweithöchste Politiker ihres mächtigsten Verbündeten war? Und niemand wußte, welche ungeheuerlichen Bedingungen gestellt würden. Es war durchaus denkbar, dass die Guerillas die Amerikaner – und auch die Sowjets – zur völligen Räumung Sinais zwingen könnten. Und obwohl Bailey davon überzeugt war, dass die USA nicht die Rolle des Weltpolizisten spielen sollten, wollte er sich nicht als Waffe gegen den herrschenden politischen Kurs seines Landes missbrauchen lassen. Innenpolitische Opposition war etwas anderes, als sich zum Faustpfand in einem weltweiten Erpressungsversuch herzugeben.

Die logischen Folgerungen aus diesen rasch aufeinander folgenden

Gedanken brachten Bailey zu einem klaren, wenn auch niederschmetternden Ergebnis. Es war nur allzu klar, dass seine Eskorte diesen Kampf verlieren würde. Sie war zahlenmäßig unterlegen, und der Angriff war zu überraschend gekommen. Bailey war ehrlich genug, zuzugeben, dass er selbst an dieser Situation mitschuldig war. Die nüchterne Einschätzung der Lage führte ihn zu dem Schluß, dass er unter keinen Umständen gefangen werden durfte. Er mußte flüchten, selbst wenn das bedeutete, seine Leute im Stich zu lassen. Wäre Bailey ein Feigling gewesen, hätte er sich sofort für diesen Weg entschieden; hätte er Angst vor moralischen Konsequenzen gehabt, wäre er zu einem solchen Entschluß nicht fähig gewesen. Doch Talcott Bailey war kein Feigling. Der Gedanke, sich mitten im Gefecht abzusetzen und verstecken zu müssen, erfüllte ihn mit Widerwillen, doch sein Entschluß stand fest. Schließlich befand er sich in der entmilitarisierten Zone, die regelmäßig von UN-Truppen patrouilliert wurde. Bailey hatte immer schon ein fast kindliches Vertrauen zu den Vereinten Nationen. Er war sicher, dass UN-Soldaten den Kampflärm hören und tapfer eingreifen würden. Er brauchte den Terroristen also nur für kurze Zeit auszuweichen, vielleicht war es bloß eine Frage von Minuten, und alles würde in Ordnung kommen. Dann würde man mit den Guerillas vernünftig verhandeln und weiteres Blutvergießen vermeiden können.

Doch selbst Talcott Baileys liberaler Glaube an das Gute im Menschen wurde erschüttert, als er sah, wie ein Mann mit arabischem Keffijeh aus der Dunkelheit heranstürmte und eine Handgranate in den Presetransporter warf. Die Explosion zerriss den Wagen. Und als die wenigen Überlebenden von Geschößgarben unbarmherzig niedergemetzelt wurden, zerbrach Baileys Glaube vollends.

Er sah eine Gruppe von Soldaten, nicht mehr als fünf Mann, die sich unter der Führung des großen schwarzen Sergeanten entlang der Reihe der stehenden Fahrzeuge zurückzog. Geduckt bewegten sie sich in großen Sätzen fort, während ihnen andere Kameraden Feuerschutz gaben. Direkt hinter seinem eigenen Wagen hörte Bailey das helle, peitschende Knattern einer Maschinenpistole. Vor dem israelischen Kommandowagen kniete ein schwächlicher Soldat und schoß auf unsicht-

bare Ziele. Dann merkte Bailey, dass es eine Frau war, eine Israeli; sie war mit Brigadier Rabin gefahren. Im Flammenschein des brennenden Funkwagens sah er, dass ihr Rock voll Blut war. Ihr Barett hatte sie verloren, das schwarze Haar hing wirr über die Schultern. Aus der Finsternis sprühte Mündungsfeuer, und einmal hatte der Vizepräsident den flüchtigen Eindruck – war es eine Halluzination? –, dass am hellen Kreis der brennenden Fahrzeuge ein Kamel vorbeizog.

Emerson, sein Secret-Service-Agent, hatte einen kurzläufigen Revolver in der Hand und versuchte Bailey vom Heckfenster der Limousine wegzudrängen. »Deckung, Sir! Deckung!«

Paul Bronstein hatte sich neben dem Fahrer auf den Wagenboden geworfen. Der Fahrer kniete mit seiner M-16 gegen den Rand des linken Seitenfensters gelehnt. Jason Seidel rief dem Negersergeant zu, er solle mit seinen Leuten die Limousine schützen. Ben Crowell hielt den Hörer des Funkgeräts umklammert und versuchte, den Funkwagen zu erreichen. Bailey konnte die gewaltige Brandfackel an der Spitze der Kolonne sehen und wußte, dass die mobile Funkstelle getroffen worden war. »Es hat keinen Sinn, Ben«, sagte er und wunderte sich selbst über seine ruhige Stimme. Aber Crowell schrie trotzdem ins Mikrofon und verfluchte zwischendurch abwechselnd die gestörten Verbindungen, die Dunkelheit und die Vereinten Nationen, die diese entmilitarisierte Zone nicht ausreichend sicherten.

Bailey beschloß, dass der Moment für den Ausbruchversuch gekommen war. Sobald sich der Sergeant mit seiner Gruppe um die Limousine postiert hatte, würde er Colonel Crowell und Jason Seidel auffordern, mit ihm so rasch als möglich über die freie Fläche bis zu den dunklen Hügeln südlich der Straße zu laufen. Aus dieser Richtung war nicht geschossen worden. Er würde die Israeli und Brigadier Rabin mitnehmen, falls dieser auffindbar war. Sicherlich mußten die UN-Truppen sehr bald kommen. In Wirklichkeit waren seit dem jähen Halt der Kolonne zwischen den beiden Anhöhen nicht mehr als sechs Minuten vergangen, aber für Bailey, der die Sinnestäuschungen im Kampf nicht kannte, erschien die Zeitspanne viel länger.

Er packte Crowell beim Arm und teilte ihm seinen Plan mit. Einen

Moment las Bailey im Gesicht des Adjutanten Mißbilligung und Befremden. Selbst in dieser verzweifelten Lage erbitterte ihn Crowells unverhohlene Geringschätzung. »Sie kommen mit mir, Colonel, das ist ein Befehl!« herrschte ihn Bailey an.

Crowell nickte langsam, seine glänzenden schwarzen Augen waren starr auf den Vizepräsidenten gerichtet. Plötzlich gab es einen heilen, klatschenden Laut im Wagen. Die abweisende Miene des Colonels wich dem Ausdruck unbestimmten Staunens. Er öffnete den Mund, die zurückweichenden Lippen entblößten sein weißes regelmäßiges Gebiss. Langsam sank er gegen Seidel. Der wandte sich um und sah den dunklen Fleck, der sich knapp unter Crowells Auszeichnungsbändern ausbreitete, wo die Kugel in die Brust gedrungen war.

Zwischen Colonel Benjamin Crowell und dem Vizepräsidenten hatte kein freundschaftliches Verhältnis bestanden. Talcott Bailey befreundete sich nie mit Berufssoldaten, an ihrer Wertschätzung lag ihm nichts. Aber diese distanzierte Haltung half jetzt nicht, als er zusehen mußte, wie dieser ihm seit langem vertraute, fähige Offizier hier vor seinen Augen starb, getroffen von einer verirrten Kugel, die da draußen in der Dunkelheit ein anonym, unwissender, veretzter Mann abgefeuert hatte, der sich über sein Tun ebenso wenig Rechenschaft gab wie ein reißender Tiger.

»Ben ...«

»Er ist tot«, murmelte Seidel.

Vorne im Wagen gab Paul Bronstein einen erschreckten Laut von sich. Er hatte ebenso wenig Erfahrungen mit nackter Gewalt wie der Vizepräsident. Selbst während seiner Zeiten als studentischer Aktivist war er bei Demonstrationen immer Zusammenstoßen mit der Polizei ausgewichen. Es gelang ihm zwar, den Eindruck eines in Straßenschlachten erprobten alten Rabauken zu erwecken, aber in Wirklichkeit hatte er noch niemals gesehen, wie Menschen getötet oder schwer verletzt wurden. So sah also die Realität hinter jenen Parolen aus, die er als Zwanzigjähriger so oft verfochten hatte. Paul Bronstein konnte nur an Flucht denken – aber aus anderen Gründen als Talcott Bailey.

»Wollen Sie 'raus?« fragte Colonel Seidel den Vizepräsidenten.

»Haben Sie einen besseren Vorschlag?«

Seidel schüttelte den Kopf.

Auf dem nördlichen Hang regten sich wieder Schatten. Die fünf Soldaten unter Robinsons Führung waren rund um den Kühler der Limousine in Deckung gegangen. Bailey sah, wie der Sergeant mit dem Kolben seiner M-16 die Scheinwerfer zerschlug, da sich die Verteidiger im Licht als Ziele abhoben.

Seidel rief halblaut nach dem Fahrer.

»Sir.« Der Soldat wandte den Kopf nicht, sondern behielt die Anhöhe im Auge, wo Bailey das Kamel gesehen hatte.

»Wir versuchen abzuhausen und uns zu verstecken. Sagen Sie Robinson, er soll uns Feuerschutz geben und mit den anderen nachkommen, wenn er kann.«

»Jawohl, Sir.« Der Fahrer öffnete die Tür, ließ sich zu Boden rollen und kroch durch den Sand zu Robinson.

Richter Seidel blickte den Vizepräsidenten an. »Wir können versuchen, das kleine Wadi zu erreichen, wo der Hang in die Ebene ausläuft. Dann arbeiten wir uns rund um den Hügel vor.« Seine Stimme klang völlig neutral und sachlich. »Robinson wird den Gegner ablenken, während wir verschwinden.«

»Was bleibt uns sonst übrig, Richter? Ich kann mich nicht als Geisel gefangen nehmen lassen«, sagte Bailey.

»Ich weiß.« Seidel beugte sich vor und packte Paul Bronstein beim Hemd. »Aufstehen. Los, auf, Sie Schleimscheißer! Sie kommen mit zu dem Hügel dort.«

»Ich kann nicht, Colonel. Ich kann's einfach nicht«, wimmerte Bronstein.

Seidel wandte sich zu Emerson. »Treiben Sie den Kerl an. Wir müssen den Vizepräsidenten in Sicherheit bringen.«

Der Secret-Service-Agent zerrte Bronstein auf den Sitz hoch und begann leise in drohendem Ton auf ihn einzureden. Seidel sagte zu Bailey: »Und Captain Zadok kommt auch mit.«

»Natürlich.« Der Vizepräsident horchte auf: Plötzlich ebte der Gefechtslärm an der Spitze der Kolonne ab. Offenbar wurde nun, nach

der Leuchtschurmunition der amerikanischen Sturmgewehre zu schließen, das Feuer nur mehr von der Gruppe bei der Limousine erwidert.

Colonel Seidel öffnete die Wagentür und duckte sich, bevor er sich in den Sand rollen ließ. In der Hand hielt er seine Dienstpistole. Sie sah sehr neu aus, und mit seltsamer innerer Distanz dachte Bailey: Natürlich, sie ist ja neu; Seidel, ein Mann über fünfzig und wahrscheinlich im Waffengebrauch völlig unerfahren, riskiert sein Leben, um den Vizepräsidenten der USA zu retten.

Dicht am Boden schob sich Seidel auf den israelischen Kommandowagen zu. Als er sich näherte, fuhr Deborah Zadok herum und richtete ihre Maschinenpistole direkt auf ihn. Im Licht der brennenden Fahrzeuge wirkten ihre Augen riesengroß und ganz dunkel, sie lagen tief in den Höhlen – die Augen einer Frau am Rand des Wahnsinns. »Nicht schießen, Captain Zadok – Deborah! Ich bin es, Colonel Seidel!« rief der Richter.

Sie zögerte, senkte schwankend die Waffe und lehnte sich gegen den geplatzen Reifen.

»Brigadier Rabin?« fragte Seidel.

Sie beugte sich zur Seite, damit der Amerikaner die Leiche sehen konnte.

»Tot?«

»Ja.«

»Kommen Sie mit. Wir versuchen das Wadi zu erreichen.«

»Auf den Höhen sind Araber«, sagte sie teilnahmslos.

»Wie viele? Haben Sie welche gesehen?«

Deborah antwortete nicht, sondern zuckte nur die Achseln und strich geistesabwesend ihr zerzaustes Haar zurück. Dabei zogen die Finger Spuren von Rabins Blut an ihre Schläfe.

»Sind Sie verwundet, Deborah?«

»Nein.«

»Dann los.« Er lief mit ihr zur Limousine zurück und packte Baileys Jacke, als Zeichen, dass der Vizepräsident durch die offene Tür kriechen sollte.

Bailey verließ den Wagen, gefolgt von Emerson und Bronstein. Die

Feuersäule des zerstörten Pressetransporters sank allmählich in sich zusammen, der helle Schein schwand, und Jason Seidel begann zu hoffen, dass sie wirklich flüchten könnten.

»Wo bleibt die UNO?« fragte Bailey plötzlich.

»Wie?« Deborah starrte ihn an.

»Die UN-Truppen, die dieses Gebiet überwachen.«

Das Mädchen brach in ein fast hysterisches Gelächter aus. »Sie werden es wohl nie begreifen ...«

Mit einem Ruf schnitt ihnen Seidel das Wort ab. »Sergeant, können Sie uns Feuerschutz geben?«

»Laufen Sie, wenn wir losballern, Sir«, antwortete Robinson mit tiefer, fester Stimme.

Einer der Soldaten sagte: »Sergeant, ich habe nur mehr zwei Magazine.«

»Dann nimm sie.«

Mit ihren M-16 eröffneten die Überlebenden der Eskorte schlagartig das Feuer. Befriedigt hörte Robinson, dass drüben, in der von Leuchtschritten durchkreuzten Dunkelheit, ein schriller Schmerzensschrei aufgelte.

Unsanft stieß Seidel den Vizepräsidenten in den Rücken und wies die Richtung. »Dorthin. Los!«

Talcott Bailey rannte mit überraschender Behendigkeit. Von der Spitze der Kolonne kamen einige Schüsse, aber sie gingen im Abwehrfeuer unter. Sergeant Robinsons Leute sparten nicht mit der Munition.

»Deborah und Reisman, jetzt ihr! Los!« Taumelnd erhob sich Deborah, fast wäre sie gestürzt. Reisman faßte sie unter. Dann rannten die beiden, der Pressesekretär keuchte bei der ungewohnten körperlichen Anstrengung, die nackten Beine des Mädchens leuchteten im flackernden Licht weiß auf.

»Jetzt Bronstein!«

Der bärtige junge Mann kniete, den Kopf an den Boden gepresst. »Ich kann nicht.« Emerson drückte ihm die Revolvermündung ins Genick und zischte: »Lauf, du Arschloch, sonst knalle ich dich selber ab.«

Bronstein rappelte sich hoch und fiel in einen unbeholfenen Trab.

»Und jetzt Sie, Colonel«, sagte der Agent.

»Nein, wir beide zusammen. Ich bin nicht mehr so schnell wie früher.«

»In Ordnung. Fertig? Los!«

Mühsam hasteten die beiden Männer auf die schützende Dunkelheit zu. Das Abwehrfeuer hinter ihnen ließ nach, da die Soldaten ihre letzten Patronen verschossen hatten. Gott sei Dank, dachte Seidel, während er mühsam nach Luft schnappend rannte, der Vizepräsident hat es geschafft.

Vor sich hörte er Bewegungen. Sie hatten sich nun etwa hundert Meter vom Brennpunkt des Gefechtes entfernt. Wir kommen durch, hämmerte es in seinem Kopf, mein Gott, wir kommen wirklich durch ...

Da prallte er gegen Paul Bronsteins Rücken. Mit einem Stoß wollte er den Sekretär vorantreiben, aber Bronstein schrie: »Stehenbleiben!« Und als sich Seidels Augen an die Finsternis gewöhnten, sah er mit Entsetzen, dass der Zivilist wie angewurzelt direkt vor einer Gewehrmündung stand – es war eine sowjetische Waffe, die ein Mann mit einem Keffijeh in den Händen hielt. Innerhalb des Wadi hatten sich etwa zwölf andere Araber im Halbkreis postiert und versperrten mit schussbereiten Karabinern den Flüchtenden den Weg. Zögernd senkte Deborah Zadok ihre Maschinenpistole, eine Sekunde lang schätzte sie die Chancen einer Gegenwehr ab, dann ließ sie die Uzi in den Sand fallen.

Auf englisch sagte Bailey: »Wer führt hier das Kommando? Wer ist für diesen Anschlag verantwortlich?«

Trotz der verzweifelten Situation mußte Richter Seidel lächeln. Der Vizepräsident ließ sich nicht einschüchtern, das war gut so, aber hier würde dieser autoritäre Ton wohl kaum jemand beeindrucken. Er hörte, wie Jape Reisman, der noch immer keuchte, halblaut hervorstieß: »Scheiße!«

Zwei Gestalten traten aus der Schar schattenhafter Bewaffneter vor. Etwas verwundert erkannte Seidel, dass eine davon eine Frau war. Die andere, ein vierschrotiger Mann, sagte ironisch lächelnd in hartem Englisch: »Sie sind Gefangene des Abu-Mussa-Kommandos der Ara-

bischen Front für die Befreiung Palästinas, meine Herren – und meine Dame«, ergänzte er mit kurzem Kopfnicken zu Deborah Zadok. »Das hier ist Leila Jamil. Und ich heiße Enver Leč. Werfen Sie Ihre Waffen weg und befehlen Sie Ihren Soldaten, sich sofort zu ergeben, sonst werden Sie alle erschossen.«

16

Verblüfft glotzte Sam Donaldson über den Schreibtisch hinweg General Tate an. Die geballte klobige Faust des CIA-Stationschefs lag auf den vor ihm ausgebreiteten Fotos. Sein Gesicht war so rot wie die Blüten auf seinem grellgemusterten Freizeithemd. »Wollen Sie mir sagen, dass Sie diese Kosmos-Bilder noch nicht gesehen haben? Meinen Sie das im Ernst?« wiederholte er ungläubig.

Alle Monitoren hinter Sams Rücken waren eingeschaltet, jeder zeigte ein anderes Bild: man sah die Funkleitstelle Echo Sierra, wo sich die Techniker erfolglos bemühten, Verbindung mit Sergeant Robinson aufzunehmen; daneben die Funkzentrale in der Zentralen Zone, wo ein schwedischer UN-Offizier nervös General Gunderssen erwartete, der zu einer Telekonferenz mit dem amerikanischen Kommandeur berufen worden war; der dritte Bildschirm zeigte den berühmten »War Room« des Pentagons, den elektronisch sagenhaft perfektionierten innersten Befehlsstand der US-Streitkräfte. Man konnte beobachten, wie Offiziere an den Kontrollpulten des Kommunikationssystems die Verbindung mit amerikanischen Kommanden auf der ganzen Welt herstellten. Ein viertes Gerät, für den sofortigen direkten Kontakt mit Admiral Ainsworth, der sich auf dem Rückweg von Palm Springs nun irgendwo über den südwestlichen Territorien der USA befand, lief vorläufig blind.

»Die Fotos wurden vor mehr als zwei Stunden an Ihre Dienststel-

le geleitet, General«, sagte Donaldson. »Captain Adams hat die Empfangsbestätigung unterschrieben. Ich persönlich habe ihr eingeschärft, Sie sollten gleich auf dem Hubschrauberlandeplatz verständigt werden, dass wir dieses Material haben!«

Tate wollte einfach nicht glauben, dass Liz Adams in einem kritischen Moment so völlig versagt haben könnte – doch vielleicht lag es nicht an ihr, sondern an der Situation selbst. Seit die Meldung vom Absturz des Präsidenten hier in Es Schu'uts eingetroffen war, geriet das Hauptquartier des amerikanischen Kontingents jäh aus dem Gleichgewicht der dienstlichen Routine. Die Tatsache, dass es nicht gelungen war, die Gruppe des Vizepräsidenten auf dem Funkweg zu erreichen, dass weder auf den Olympus-Ruf noch im Klartext eine Antwort erfolgte, hatte die Verwirrung gesteigert. Offiziere und Techniker, die wußten, dass sich Talcott Bailey auf die dringenden Funksprüche nicht gemeldet hatte und auch nicht in der Zentralen Zone angekommen war, taten nun mit düsteren, verbissenen Mienen ihre Pflicht. Die jahrelangen, sorgfältigen Vorkehrungen zur Sicherung der Amtsnachfolge an der Spitze der USA schienen von einer Sekunde zur anderen immer illusorischer, als der Vizepräsident unauffindbar blieb.

General Tate hatte sofort Hubschrauber und Shrikes zu Suchflügen entlang der Demarkationslinie der entmilitarisierten Zone eingesetzt und war entschlossen, die Erkundung in den vorgezeichneten Luftraum auszuweiten, falls während der nächsten dreißig Minuten keine Verbindung mit der Kolonne zustande käme. Vorläufig wurde die Suche noch durch die Dunkelheit behindert. Tate erkannte immer klarer, dass er sich nicht an die Bedingung des Abkommens würde halten können, die absolute Integrität des Luftraums über der Zentralen Zone zu wahren. Viel hing davon ab, was General Gunderssen und die anderen Schweden unternehmen konnten oder wollten. Bisher hatten sie sich bloß auf Beratungen mit dem Hochkommissariat in Zypern, der UNO in New York und ihrer eigenen Regierung in Stockholm beschränkt.

Und nun war Sam in sein Büro gestürzt, mit den Kosmos-Fotos, von denen Tate bis zu diesem Moment keine Ahnung gehabt hatte. Der

CIA-Mann schob die Hochglanzvergrößerungen über die Schreibtischplatte und wies auf Stellen, die mit rotem Filzstift umrandet waren. »Diese Bilder wurden gestern am frühen Morgen während der ersten Umlaufbahn von 623 aufgenommen. Eines zeigt unseren Lufthelden Trask, wie er gerade die ›Allende‹ aufs Korn nimmt. Stimmt's?«

Durch einen Blick konnte sich Tate davon überzeugen, dass Donaldson recht hatte. Der Shrike und das sowjetische Schiff waren deutlich erkennbar.

»Sehen Sie sich nun das an.« Sam schubste ihm eine andere Kopie zu. »Diese Personengruppe da wirkt wie ein Trupp harmloser Beduinen – aber das sind Guerillas, General! Sehen Sie den Mann, der eben heraufblickt? Die Israelis haben ihn mit ziemlicher Sicherheit als einen gewissen Enver Leč identifiziert, einen albanischen Offizier.« Er legte eine offene Mappe mit Computerausdrucken neben die Fotos. »Das ist aus unserer Datenbank in Virginia. Wir wissen einiges über Colonel Leč. Korea, Vietnam, Bangla Desh, zurück nach Indochina, als Berater der Roten Khmer. Dann Libyen, Syrien und Irak. Seit zwanzig Jahren macht uns der Kerl zu schaffen wie ein Stachel im Fleisch, und jetzt treibt er sich *hier* herum! Mit einem arabischen Freischärlerhaufen! In unmittelbarer Nähe des Vizepräsidenten! Und das war gestern morgen.« Er biss die Zähne zusammen und packte mit seinen Pranken die Schreibtischkante. »General, ich glaube nicht, dass Sie Talcott Bailey finden werden. Zumindest nicht lebend.«

Tate betrachtete genau die Vergrößerungen, und Angst schnürte seine Kehle zusammen. Wenn Donaldson recht hatte – und in solchen Dingen hatte er immer recht –, dann waren die Konsequenzen nicht abzusehen. Der CIA-Mann sprach weiter. »Bedenken Sie, General, das sind sowjetische Fotos! Die Russen hatten diese Informationen also bereits gestern morgen. Dazu möchte ich noch folgendes sagen.« Er begann die einzelnen Punkte an seinen kurzen Fingern abzuzählen. »Erstens: Vor zwei Tagen sichtete ein Samos-Satellit eine U-Boot-Spur vor der Insel Schadwan in der Meerenge von Guba. Wir bekamen keine Sonar-Aufzeichnung der Schraubengeräusche, denn die US Navy hat leider kein Geld mehr, um jetzt ein ASW-Geschwader im Roten Meer

zu stationieren. Aber so viel steht fest: das Boot gehört zur konventionellen Kategorie. Die Albaner haben noch immer ein Dutzend alter sowjetischer Dieselboote in Dienst. Übrigens die Russen selber auch.«

Seinen Gesprächspartner aus rotumrandeten Augen musternd, tippte er auf den nächsten Finger. »Zweitens: Vor sechsunddreißig Stunden meldete der Mosa'ad, möglicherweise seien Guerillas auf die Sinai-Halbinsel eingesickert. Der Informant behauptet, es handle sich um das Abu-Mussa-Kommando der Arabischen Front für die Befreiung Palästinas. Gestern kam eine widersprechende Meldung, aber der Mosa'ad nimmt sie nicht ernst. Dort glaubt man«, er schlug auf die Fotos, »dass dies hier die Abu Mussa sind!« Er nahm den nächsten Finger. »Punkt drei: Major Paris meldet aus der Zentralen Zone, dass Rostows Gruppe auf der Straße von der Westküste einen alten Mönch auflas. Der Mann ist halb irr, phantasiert von Sarazenen und Kreuzrittern – aber alles deutet darauf hin, dass er in ein Feuergefecht geriet und verletzt wurde. Und Punkt vier: Die Syrer behaupten, dass ein Sabotageakt auf die Präsidentenmaschine verübt wurde. Ich würde dieses Gerede als Propagandageschwätz abtun, weil die Araber geborene Aufschneider sind und die Guerillas immer die Verantwortung für solche tatsächlichen oder nur angeblichen Anschläge übernehmen. Aber laut einer Nachricht aus Virginia sagte einer der Stewards aus, dass knapp vor dem Absturz an Bord eine Explosion erfolgte. Vielleicht stimmt es, vielleicht auch nicht. Bei einem schweren Unfall gibt es immer einen Riesenwirbel. Doch selbst bei gebotener Skepsis können wir diese Meldung nicht außer acht lassen. Was bleibt also? Vier Anzeichen dafür, dass es sich *nicht* um ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen handelt. Zuerst stürzt der Präsident ab, und dann verschwindet der Vizepräsident.« Seine Stimme wurde vor Zorn und Argwohn heiser. »Ich halte es für äußerst sonderbar, dass die Sowjets, die diese Kosmos-Meldung schon seit gestern kennen, uns nicht darüber informiert haben, dass eine Guerillaeinheit in Richtung Zentrale Zone unterwegs ist. Und noch seltsamer finde ich, dass sie gar nichts zum Schutz von Rostow unternommen haben. Vielleicht sehe ich Gespenster. Aber es ist durchaus möglich, dass wir es mit einem groß an-

gelegten Komplott zu tun haben. Und ich werde nicht der einzige sein, der das glaubt, wenn Bailey nicht in den nächsten Minuten wohlbehalten auftaucht.«

Er rollte seinen Stuhl zurück. Sein Gesicht war noch röter geworden, und die dunklen Augen hatten einen harten Glanz. »Nun, General, wollen Sie jetzt nicht Captain Adams hereinrufen und eine Erklärung fordern, warum zum Teufel sie Ihnen das Material nicht befehlsgemäß sofort übergab?«

»Ich erledige das mit Captain Adams, Donaldson«, erwiderte Tate ruhig.

»Schon heute morgen habe ich es Ihnen gesagt. Ich habe Sie gewarnt, dass Sie mit dieser verkorksten Type böse Überraschungen erleben können. Bei solchen New-England-Soziologinnen weiß man nie, wie man dran ist. Seit Vietnam ist nicht mehr klar, mit welcher Seite die sympathisieren.«

Tate blickte stirnrunzelnd auf. »Wollen Sie damit andeuten, dass Captain Adams illoyal ist?« fragte er scharf.

»Ach Scheiße! Im Moment weiß ich überhaupt nicht, was ich von der Geschichte halten soll. Ich weiß nur, dass wir alle in der Patsche sitzen – und Sie am meisten.« Schwerfällig erhob er sich, ging mit müden Schritten zur Tür und wandte sich nochmals um. »Nichts für ungut, wenn ich ruppig war, Tate. Aber ich gebe keine zwanzig Cent für Ihre weitere Karriere, wenn Talcott Bailey wirklich Präsident wird. Und ich gebe keine zehn Cent für die Sicherheit der USA, wenn Stuart Ainsworth an den Drücker kommt ...« Mit ausgestrecktem Zeigefinger zielte er auf Tate. »Und er kommt an den Drücker, wenn es sich herausstellt, dass diese Zwischenfälle Teile einer Verschwörung sind.« Damit verschwand er, die Tür zum Trubel im anderen Büro ließ er offen.

Bill Tate strich sich mit der Hand über das kurz geschnittene Haar und die stoppelbärtige Wange. Die Spannung der letzten zwei Tage machte sich in einem Gefühl lähmender Müdigkeit bemerkbar. Und nun der Verdacht eines Komplotts zur Beseitigung der höchsten Staatsmänner der USA! Wenn Donaldson, der bei aller Skrupellosigkeit, die seine Tätigkeit erforderte, ein vernünftiger, einsichtsvoller Mensch

war, kommunistische Intrigen nicht ausschloss, stand zu erwarten, dass Admiral Ainsworth mit seinem tiefverwurzelten Hass gegen die Sowjets um so eher solche Vorwürfe erheben würde. Und die Folgen? Irgend etwas mußte geschehen. Aber was? Donaldson hatte erklärt, er glaube, die Ernennung des Speakers Fowler Beal zum Interimspräsidenten käme praktisch einer Machtübernahme durch den Admiral gleich. Beal war ein Routinier, ein mit Scheuklappen behafteter, brav am Strang ziehender Parteigaul, gewohnt, das zu tun, was man ihm befahl. Wenn ihm weder der Präsident noch der Vizepräsident Weisungen erteilen konnten, würde er eben Direktiven von anderen Autoritäten entgegennehmen. In Washington war allgemein bekannt, dass sich Beal sehr von Militärkreisen beeinflussen ließ. Die Vereinigten Stabschefs dachten nach militärischen Begriffen, gewohnt, Probleme durch die Androhung oder Anwendung militärischer Machtmittel zu lösen. Und sie waren die beschwichtigende Hand des Präsidenten gewohnt. Aber nun, von Admiral Ainsworth aufgewiegelt und vom Weißen Haus nicht zur Besonnenheit ermahnt: Wie würden sie unter solchen Umständen auf Machenschaften der Sowjets oder der Chinesen reagieren, auf ein Komplott mit Mord, Sabotage und Menschenraub, das darauf abzielte, die USA führerlos zu machen?

Die Verfassung sah eine unverzügliche Amtsnachfolge vor, und der Kongress hatte die Regelung dieser Frage bereits vor langer Zeit klar formuliert: Fowler Litton Beal an der Spitze der USA! Das undeutliche Bild einer verwaschenen Persönlichkeit schien zu verfließen wie eine Spiegelung im Wasser – und dahinter tauchten die grimmigen Züge Admiral Stuart Ainsworth' auf, mit seiner Hand – oder war es die Hand Beals? – am Schalthebel des Atomkriegs.

Bill Tate schauderte, als hätte ihn ein kalter Windstoß gestreift. Er drückte die Taste der Gegensprechanlage. Auf dem kleinen Bildschirm erschien Liz Adams' zerquältes Gesicht. Sie hatte Sam Donaldson mit dem Kosmos-Material das Büro des Generals betreten sehen, und nun wartete sie auf das Unvermeidliche. Einen Moment war Tate versucht, sie so ins Verhör zu nehmen und zu bestrafen, wie es ihr schweres Vergehen verdiente. Aber in Wahrheit trug nicht Liz die Schuld an die-

ser Unterlassung, sondern er selbst. Seine Affäre mit Deborah Zadok war der eigentliche Grund, deshalb hatte Liz durchgedreht. Bill dachte an Deborah, die vielleicht schon tot war oder, schlimmer noch, in ein Wadi tief unten im Süden verschleppt. Er wollte nicht weiter darüber nachgrübeln.

»Captain, die Suchflüge müssen in die entmilitarisierte Zone ausgedehnt werden. Alle Piloten einsetzen«, sagte er und schaltete ab, bevor Liz antworten konnte.

Liz hätte lieber die verdiente Strafe auf sich genommen und seinen Zorn erduldet als dieses unpersönliche formelle Verhalten, in dem sich nur ankündigen konnte, dass sie so rasch und so weit versetzt werden würde, als es die gegenwärtige Krisenlage gestattete.

Aus dem Büro des Generals hörte sie die Stimme eines schwedischen Offiziers, der via TV sehr feierlich erklärte, General Gundersen, Kommandeur der UN-Verbände auf der Sinai-Halbinsel und Bevollmächtigter für die Zentrale Zone, sei nun zu einem Gespräch mit Major General Tate, Kommandeur des US-Kontingents der Friedenstruppe, bereit.

Sie wurde von Schuldgefühlen überwältigt. Die militärischen Konsequenzen ihrer Unterlassung waren ihr von Anfang an klar, schon als die Funkverbindung zwischen Es Schu'uts und der Gruppe des Vizepräsidenten abbrach und sich im Hauptquartier Unruhe verbreitete. Für das, was sie getan hatte, konnte man sie vors Kriegsgericht stellen. Von rasender Eifersucht auf Deborah Zadok getrieben, hätte sie alle drohenden Konsequenzen in Kauf genommen, wenn nur das jüdische Mädchen nicht zurückkehrte. Doch nun hatte sie durch das Zurückhalten der Kosmos-Informationen eine Situation zumindest mitverschuldet, in der sich General Tate gezwungen sah, die Satzungen des Zypernabkommens zu verletzen – Satzungen, denen die Menschen am 34. Längengrad gehorchten wie den Zehn Geboten. Das konnte für Bill Tate nur mit einer persönlichen Katastrophe enden, denn seine charakteristische Entschlusskraft hatte ihn veranlasst, völlig nach eigenem Ermessen zu handeln.

Sie hörte die dünne Stimme des schwedischen Generals aus dem

Fernsehgerät, dann den zornigen metallischen Schritt von Tates Fallschirmspringerschuh und schließlich den lauten Knall, als die Tür seines Büros ins Schloß fiel.

An Bord der Maschine, die als zweite Kommandozentrale der ›Airborne Strike Force‹ diente, hatten Admiral Stuart Ainsworth und dessen Stab soeben eine Lagebesprechung beendet, die über TV-Relais mit einem höheren Abwehrbeamten geführt worden war. Themen der ausführlichen Erörterungen waren die Kampfmoral der Sowjetarmee sowie der Luftwaffe und die sowjetische Angriffsschlagkraft nach dem Stand des Tages. Die Zahlen, die bei dieser Bewertung des militärischen Potentials zur Sprache kamen, waren eindrucksvoll, aber nicht beunruhigend. Nach Informationen, welche Samos- und Midas-Satelliten und das Skylab lieferten, und nach geheimen Beobachtungen innerhalb der Sowjetunion waren die Bedingungen der beiden SALT-Konferenzen buchstabengetreu erfüllt worden.

Ein zweites, nur auf Ainsworth und dessen engste Umgebung beschränktes Referat hielt ein Psychologe der Yale-Universität, der sich auf die Erstellung von ›Denkmodellen‹ spezialisiert hatte. Seit Jahren arbeitete das Verteidigungsministerium nach den Prinzipien der ›Spieltheorie‹ alle nur denkbaren Kombinationen militärischer, politischer und sozialer Faktoren aus, um durch den Computer die möglichen, aus solchen fiktiven Situationen resultierenden Absichten und Reaktionen der Sowjetunion bewerten zu lassen.

Eine dieser Tausenden von Hypothesen bildete nun das Thema des Psychologen. Der ›Fall Leerlauf‹ war ursprünglich 1961 von der Rand Corporation ausgearbeitet und dann alljährlich den aktuellen Gegebenheiten angepasst worden. Das erste diesbezügliche Modell, auch Szenario genannt, ermöglichte Einschätzungen des sowjetischen Verhaltens, wenn durch den Tod des Präsidenten und des Vizepräsidenten plötzlich eine Führungskrise in den USA eintreten sollte. Während der inneren Unruhen nach den Attentaten der sechziger Jahre wurde

das Szenario entsprechend abgeändert. Nach diesen Ergänzungen stiegen die Bewertungen der Wahrscheinlichkeit eines sowjetischen Präventivschlags von 1:60 auf 1:20. Nixons Besuche in Peking und Moskau bewirkten ein beträchtliches Absinken auf 1:200. Die Unterzeichnungen des Vietnam-Friedensabkommens in Paris zu Beginn des Jahres 1973 reduzierte die Unsicherheitsfaktoren auf 1:350. Das Gipfeltreffen mit Breschnjew in Washington hatte die Gefahrenmomente eines Konflikts, selbst unter dem Gesichtspunkt des ›Falles Leerlauf‹, so weit vermindert, dass das Szenario nach Meinung der meisten an den Modellspielen beteiligten Psychologen fast illusorisch geworden war. Fast, aber nicht ganz. Dann kam der Heilige Krieg, und die amerikanische Reaktion darauf ließ die Wahrscheinlichkeitsfaktoren wild empor-schießen. Erst die Bemühungen Henry Kissingers sorgten für eine gewisse Beruhigung. Die Unterzeichnung des Zypernabkommens und die Errichtung einer Friedenszone am 34. Meridian – eine Wendung, die jeder politische Laie dahin gedeutet hätte, dass die Unsicherheitsfaktoren nun nahezu gleich Null wären – hatten in Wahrheit dem ›Fall Leerlauf‹ neuerliche Aktualität verliehen. Die Begründung dafür: Jetzt standen sich sowjetische und amerikanische Einheiten – die Kontingente der Friedenstruppe – an jener Trennungslinie gegenüber. (Für die Zwecke des Planspiels neigten die Experten dazu, die entmilitarisierte Zone und die UN-Präsenz zu ignorieren.)

Der psychologische Chefberater des Admirals, ein gewisser Dr. Emmett Brown, wäre kein Mitglied des persönlichen Braintrust gewesen, hätte er nicht weitgehend Ainsworth' stets wachen Argwohn gegen die Kommunisten geteilt. Deshalb fiel Dr. Browns Interpretation des ›Falles Leerlauf‹ unter den neuesten Aspekten entsprechend düster aus. Er bezifferte die Quote der akuten Konfliktmöglichkeiten bestürzend hoch.

Nun saß der Admiral allein in der Konferenzkabine des riesigen Flugzeugs und brütete über die schwere Verantwortung nach, die, wie es schien, auf seine Schultern geladen würde. General Tates erster Bericht aus Es Schu'uts besagte nur, dass der Vizepräsident zum festgesetzten Termin seiner Zusammenkunft mit Rostow nicht in der Zen-

tralen Zone eingetroffen war. Aber hinter dieser nüchternen Mitteilung zeichnete sich eine gefährliche Entwicklung von unabsehbarer Tragweite ab. Wenn es nicht gelingen sollte, bald den Funkkontakt mit Baileys Gruppe herzustellen, waren die Bedingungen des ›Falles Leerlauf‹ schon fast gegeben.

Der Präsident lag im Sterben. General Marty, der Militärarzt, hatte keinen Zweifel darüber gelassen. Die Intensivstation des Palm Springs Hospital verfügte zwar über modernste Einrichtungen, und alles wurde aufgeboten, um im hoffnungslos zerstörten Körper des Präsidenten noch einen Funken Leben zu erhalten. Aber wie Admiral Ainsworth erst jetzt mit Entsetzen erfahren hatte, war das Staatsoberhaupt der USA schon lange von einem schweren Leiden befallen, der Parkinsonschen Krankheit. General Marty hatte ihm diese Diagnose privat und streng vertraulich eröffnet, weil er meinte, der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs müsse alle Faktoren kennen, die den Tod des verletzten Präsidenten herbeiführten.

Sofort nach General Tates Meldung über die Unterbrechung der Funkverbindung mit Vizepräsident Bailey hatte Ainsworth Weisung gegeben, den ›Fall Leerlauf‹ auf den aktuellsten Stand zu bringen, und Dr. Brown war mit löblicher Eile im Telekommunikationszentrum der US Navy in New London erschienen, um den Admiral und dessen Stab via Satellitenrelais zu informieren. Die Prognose des Experten: Falls die USA tatsächlich für einen längeren Zeitraum als zweiundsiebzig Stunden ohne Führung blieben, würde die Versuchung des Gegners, diese Chance zu einem Überraschungsschlag gegen die NATO und das nordamerikanische Festland zu nützen, die Wahrscheinlichkeit eines solchen Angriffs sprunghaft auf 1:5 erhöhen.

Im Moment tagte der Kongress nicht, und durch den Tod von Verteidigungsminister Dickinson fiel, zumindest vorläufig, eine Instanz zwischen der militärischen und der nun unsicheren zivilen politischen Spitze aus. Man hätte meinen sollen, dass der Kongress rasch handeln würde, um den Vorsitzenden des Repräsentantenhauses, den Speaker, als amtierenden Präsidenten zu bestätigen – doch rasches Handeln gehörte nicht zu den Eigenschaften dieser Körperschaft. Außerdem war

der Präsident noch nicht tot und der Vizepräsident nur unbestimmten Aufenthalts. Fowler Beal besaß viel zuwenig Rückgrat, um Vorwürfe zu riskieren, er habe verfassungswidrige Eingriffe in die höchsten Machtbefugnisse gewagt.

Die rechtlichen Aspekte mußten also gewahrt bleiben, entschied Admiral Ainsworth. Nicht nur aus den gegebenen und praktischen Gründen, sondern vor allem zum Wohl und für die Zukunft des Staates. Es galt, die richtigen Kräfte in Bewegung zu setzen, und dann sollte die Zeit für sie arbeiten. Aber zugleich mußten die erforderlichen Maßnahmen getroffen werden – und zwar sofort, da der ›Fall Leerlauf‹ nun schon fast eine Realität war.

Auf dem Kontrollpult blinkte ein Lichtsignal auf, und die Stimme des Marineadjutanten Captain Kraft sagte: »Sir, wir haben Verbindung mit dem War Room.«

Ainsworth wandte sich in seinem Drehstuhl dem TV-Gerät zu, das über der hinteren Kabinenwand eingebaut war. Auf dem Farbbildschirm erschien General Armando Rivera, der in Vertretung den Vorsitz über die Vereinigten Stabschefs hatte. Er war ein dunkler hagerer Mann mit einem breiten Spektrum von Banddekorationen über der linken Brusttasche und funkelnden Silbersternen auf den Achselklappen. Ainsworth, ein Erzkalvinist, neigte zur Intoleranz gegen diese Katholiken iberischer Abstammung, eine Regung, die er immer wieder überwinden mußte. Nein, er hatte kein Recht, Rivera abzulehnen. Sogleich schob er seine unklaren Vorurteile beiseite und sagte: »General, wir werden auf meine Verantwortung Alarmstufe Gelb geben.«

Ohne eine Sekunde zu zögern, erwiderte Rivera: »Die Computerbänder laufen, Admiral.«

»Sorgen Sie dafür, dass die Stabschefs im War Room versammelt sind, sobald ich in Washington eintreffe.«

»Im Tiefbunker, Admiral?« Rivera verzog keine Miene.

»Nein, noch nicht. Lassen Sie den Speaker des Repräsentantenhauses von einem Dienstfahrzeug abholen. Falls Sie ihn nicht finden, dann versuchen Sie es unter der bewussten Adresse in Rockville. Ich wünsche, dass Beal bis auf weiteres ständig von einer bewaffneten Eskorte

begleitet wird.« Wenn Rivera aus Ainsworth' Besorgnis um die Sicherheit des Speakers darauf schloß, dass der Verdacht eines Komplotts bestand – schön und gut. Nun war der Zeitpunkt einer Bewährungsprobe unter schwerstem Druck gekommen. Beal wähnte sein Liebesnest in Rockville geheim. Das war ein Maßstab für die Naivität dieses Mannes. Ein Schwachkopf. Aber ob dumm oder gescheit, plötzlich war er sehr nahe daran, amtierender Präsident der USA zu werden.

»Wir haben eine offene Leitung nach Es Schu'uts, Admiral. General Tate hat für das amerikanische Kontingent Alarmstufe gegeben. Noch immer keine Verbindung mit der Kolonne des Vizepräsidenten.«

»Ich bin in Kontakt mit Echo Sierra Control«, sagte Ainsworth knapp.

Zum ersten Mal spannten sich Riveras Züge, als er antwortete: »Die CIA hat die Kosmos-Fotos erhalten, die die Sowjets als Beweismaterial für ihren Protest wegen des ›Allende‹-Zwischenfalls benutzen wollen.«

Ruhig und gefaßt wartete Ainsworth auf Riveras weitere Eröffnungen. Er hörte nur das dumpfe Brausen der Düsentriebwerke.

Schließlich sagte Rivera: »Wir bekamen sie durch die Pipeline Moskau-Teheran-Jerusalem, über die wir gewöhnlich Kosmos-Bilder kriegen. Aber ich finde das sonderbar, Admiral. Normalerweise sieben die Sowjets das Zeug so genau, dass wir nur bekommen, was sie uns zu spielen wollen ...«

Etwas ungeduldig erwiderte Ainsworth: »Ja, schon gut. Was noch?« Auswertung von Geheiminformationen fiel nicht in Riveras Kompetenz.

»Zusammen mit dem ›Allende‹-Material kamen auch Fotos, die auf derselben Umlaufbahn über der Südspitze der Sinai-Halbinsel aufgenommen wurden. Sie zeigen eine Personengruppe, die nach israelischen Angaben einer Terroristenorganisation angehört. Die Israelis haben sogar einen der Männer identifiziert. Er heißt Enver Leč, ein Albaner. Wir führen ihn hier in unserer Datenbank in Evidenz, und auf dem Kosmos-Foto ist er tatsächlich mit den Arabern zu sehen.«

Ainsworth fürchte die Stirn.

»Jawohl, genau das meine ich, Admiral. Wenn der Vizepräsident dort unten in Gefahr ist, können wir nur einen Schluß ziehen: nämlich dass die Sowjets schon vorher wußten, dass er Guerillas in die Arme laufen könnte. Aber sie unterließen es, uns zu informieren. Sie ließen uns die Informationen zukommen, als sie schon mehrere Stunden alt war.«

Bei dieser Bestätigung seines eigenen Verdachts empfand Ainsworth seltsame Genugtuung. Seit Jahren wußte er, dass die USA der kommunistischen Welt gegenüber einen falschen Kurs steuerten. Man durfte den Sowjets heute ebenso wenig trauen wie zu Stalins Zeiten. Während er Riveras Mitteilungen überdachte, gewann er den Eindruck, dass sie viel mehr beinhalteten, als der General ahnen mochte. Rivera bezichtigte die Russen einer Unterlassungssünde. Der Admiral hingegen argwöhnte, dass in den Gehirnen der Kreml-Gewaltigen weit aus gefährlichere Pläne herangereift sein könnten. In seinem kalvinistischen Geist tauchten apokalyptische Visionen auf. Ruhig fragte er: »Wieviel Prozent der Raketen sind einsatzbereit?«

»80 Prozent der Minutemen und 86 Prozent der Poseidons sind in See und auf Station.«

»In Ordnung. Keine Geheimhaltung unserer Alarmstufe Gelb. Ich möchte, dass die Sowjets davon Wind kriegen. Die stellvertretenden Stabschefs sollen mit der fliegenden Befehlsstelle der ›Airborne Strike Force‹ starten. Warten wir ab, was dann geschieht.«

Rivera, der einen halben Kontinent entfernt in einer Computerzentrale mit U-förmig angeordneten Schaltpulten saß, sah seinen Vorgesetzten forschend an. Ainsworth spürte diesen prüfenden Blick fast körperlich durch die TV- und Satellitenübertragungssysteme, die sie beide verbanden. Rivera fand die Alarmstufe Gelb in Ordnung, doch er wußte, dass alles, was darüber hinausging, die ausdrückliche Genehmigung des Präsidenten erforderte. »Jawohl, Admiral«, sagte er.

Ainsworth schaltete ab und rieb sich müde die Augen. Berringer, der Zweite Pilot, betrat die Kabine.

»Wo sind wir, Captain?« fragte der Admiral.

»Wir fliegen Saint Louis an, Sir.«

Bei der gegenwärtigen Luftströmung noch immer eine Stunde bis

Andrews Air Force Base. Ainsworth bemühte sich, seine Unruhe und Ungeduld zu bemeistern. Es geschah ja alles, was getan werden mußte. Er konnte keine weiteren Befehle erteilen – nicht bevor sich die Dinge klarer abzeichneten.

Das Signal leuchtete auf, und der Nachrichtensoffizier meldete: »Brüssel, Sir. NATO-Oberkommando.«

»Schalten Sie die Verbindung in den Monitor.«

Auf dem Bildschirm, der kurz zuvor General Rivera im War Room des Pentagons gezeigt hatte, wurde nun eine Szene aus der anderen Hemisphäre sichtbar, im Vordergrund das sorgenvolle Gesicht des stellvertretenden NATO-Oberkommandierenden, General Sir Alexander Clayborne. »Wir haben das Aviso der Alarmstufe Gelb erhalten«, begann er ohne Umschweife. »Ist es bestätigt?«

»Ja, General.« Im großen und ganzen mischte sich Admiral Stuart Ainsworth nicht in fremde Kompetenzen, aber es ärgerte ihn dennoch, dass der Oberkommandierende der NATO-Streitkräfte, der amerikanische General Julian Muller, gerade jetzt auf Urlaub war, und zwar ausgerechnet in Hawaii, so dass Clayborne den Befehl führte.

Sir Alexander strich seinen sorgfältig gestutzten Gardeschnurrbart, eine Geste, die seine Unsicherheit verriet. »Stuart, ich weiß, dass ihr durch die letzten Vorfälle in eine Zwangslage geraten seid, und, glauben Sie mir, ich habe vollstes Verständnis. Aber Alarmstufe Gelb, Stuart? Das gibt allem einen kriegsmäßigen Anstrich, meinen Sie nicht auch?«

»Es ist eine Vorsichtsmaßnahme, Alex«, entgegnete Ainsworth gleichmütig. »Im Moment erscheint sie uns erforderlich. Manche Beweise deuten darauf hin, dass unsere Freunde auf der anderen Seite in die Sache verwickelt sein könnten. Wir finden es richtig, zu zeigen, dass man uns nicht überrumpeln kann.«

»Welche Beweise, Stuart?« fragte Clayborne etwas perplex.

»Man spricht von einem Sabotageakt an der Air Force One.«

Der britische General starrte entgeistert in die Kamera, und Ainsworth' Verdrossenheit wuchs. Engländer gehobener Herkunft wollten aus Tradition einfach nicht glauben, andere Menschen – sogar Fein-

de – könnten sich nicht an die Regeln des Fairplay halten. Der Admiral hatte den Eindruck, dass die Friedenszeiten die Briten in dieser fatalen Neigung bestärkten. Im Krieg freilich waren sie so verschlagen und skrupellos wie alle anderen.

»Unter den gegebenen Umständen halte ich es für das beste, Bereitschaft anzuordnen«, sagte Ainsworth.

Unsicher fragte Clayborne: »Sie sagen, die Russen könnten beteiligt sein. Haben eure Experten an der Absturzstelle so rasch Anhaltspunkte gefunden?«

»Ich habe mit keinem Wort die Russen erwähnt. Aber es gibt eine – noch nicht überprüfte – Aussage, dass an Bord kurz vor dem Aufprall eine Explosion stattfand. Die Presse hat diese Nachricht aufgegriffen, und Gott allein weiß, wie die Öffentlichkeit darauf reagieren wird. Bei der Mehrheit der Amerikaner wird sie Zorn und Misstrauen hervorrufen.«

»Ja, natürlich, das sehe ich ein. Aber ...«

»Dazu kommt noch etwas. Vermutlich werden Sie die Meldung noch binnen dieser Stunde über das Kommandonetz erhalten, aber ich sage es Ihnen persönlich gleich: Bill Tate hat den Funkkontakt mit Vizepräsident Bailey verloren.«

»Was?«

»Ja. Der Vizepräsident traf um 16.15 Uhr Sinai-Zeit beim entmilitarisierten Sektor ein. Nun ist er per Funk nicht zu erreichen. Er antwortete nicht auf die Olympus-Nachricht, und seine Begleitung meldet sich nicht auf Ruf.«

»Du lieber Gott.«

»Noch schlimmer, Alex«, sagte Ainsworth trocken. »Ich möchte jetzt nicht auf Einzelheiten eingehen, aber wir haben Informationen, die darauf hindeuten, dass die Sowjetregierung von den Aktionen einer arabischen Terroristeneinheit in jenem Gebiet wußte. Die Russen haben seit vierunddreißig Stunden stichhaltige Beweise dafür.« Der Admiral beugte sich vor und sah fest in das Kameraobjektiv direkt oberhalb des Bildschirms. »Selbst wenn wir das alles so nachsichtig wie möglich auslegen, müssen wir es als einen feindseligen Akt betrachten,

dass sie uns nicht warnten. Und wenn man diesen Vorfall mit den Ereignissen in Palm Springs in Beziehung bringt, kommt dabei eine sehr üble Kombination denkbarer Zusammenhänge heraus.«

»Ja, ich verstehe.«

»Die Tatsache, dass Rostow in der Zentralen Zone sitzt und dort den Vizepräsidenten erwartet, erscheint mir als typisches Beispiel für den Zynismus der Kommunisten. Das erinnert mich an Kurusu und Nomura, die lächelnd in Washington Höflichkeitsfloskeln abhaspelten, während japanische Bomber Pearl Harbor pulverisierten.«

»Was unternimmt General Tate, Stuart?«

»Suchflüge über dem amerikanischen Sektor. Aber seine Kräfte sind begrenzt, und das Zypernabkommen bindet ihm die Hände. Auf der Sinai-Halbinsel wird es erst in einigen Stunden hell, doch es würde mich nicht überraschen, wenn Tate die Einschränkungen ignoriert, falls der Vizepräsident dann noch immer vermisst ist. Das ist ein zweiter Grund, für unsere Streitkräfte Alarmbereitschaft zu geben.«

»Stuart, können Sie das nicht verhindern?« fragte Clayborne beschwörend. Kein Zweifel, er sah eine Entwicklung voraus, die zu einer Konfrontation zwischen den Armeen der NATO und des Warschauer Paktes führen mußte.

»Bill Tate untersteht direkt dem Oberbefehlshaber. Und ich bin nicht sicher, ob ich ihn zurückpfeifen würde, selbst wenn ich es könnte. Der Präsident liegt im Sterben, Alex.«

»Hat Tate mit den Russen gesprochen?« Claybornes Gesicht rötete sich. »Ich weiß, nach allem, was Sie mir sagen, klingt das absurd. Aber es wäre doch möglich, dass die Sowjets ihre Hilfe anbieten, oder nicht?«

»So wie sie uns vor der Terroristengruppe gewarnt haben?« Ainsworth bemühte sich gar nicht, den Sarkasmus seiner Frage zu mildern.

»Mir fällt es einfach schwer, zu glauben, dass sich die Sowjets in ein so gewagtes Spiel einlassen würden. Schließlich leben wir nicht mehr in der Stalin-Ära.«

»Wir haben es mit Kommunisten zu tun. Seit dreißig Jahren bekämpfen sie uns. An dieser Tatsache ändert ein Händedruck Rostows gar nichts.«

»Ich meinte nur«, sagte Clayborne, der unwillkürlich vor dem offenen, unversöhnlichen Hass des Amerikaners zurückwich, »dass Tate Unterstützung brauchen könnte – von welcher Seite auch immer.« Lahm fügte er hinzu: »Ich halte es für fast undenkbar, dass sich ein Mann wie Juri Ulanin für einen Terroristenanschlag gegen euren Vizepräsidenten hergeben würde.«

»Ihr Vertrauen in General Ulanin ist rührend, Alex«, erwiderte der Admiral. »Ich hoffe sogar, dass Sie mit Ihrem Urteil über ihn und seine Landsleute recht behalten. Aber bisher wiegen die Beweise auf der anderen Waagschale schwerer. Sie haben Ihre Befehle. Handeln Sie.«

»Natürlich werde ich Whitehall davon in Kenntnis setzen müssen.«

»Das geschieht bereits. Auch Athen, Bonn und Ankara werden verständigt. General Muller wird nach Brüssel zurückbeordert. Aber für die Zwischenzeit haben Sie Ihre Weisungen. Handeln Sie danach.«

»Jawohl, Admiral«, sagte Clayborne widerstrebend. »Somit gilt ab jetzt für alle NATO-Luft-, -Boden- und -Seeverbände die Alarmstufe Gelb.«

»Danke, Alex. Wir sind Ihnen sehr verpflichtet.«

17

Erst als die Abu Mussa die überlebenden Amerikaner zusammengetrieben hatten, kostete Enver Leč das Hochgefühl dieses militärischen Erfolges voll aus. Er hatte die Gefangenen noch nicht nach ihren Namen gefragt, aber er wusste: der hochgewachsene grauhaarige Mann, der sogar in dieser Situation aristokratische Haltung und Selbstbeherrschung wahrte, war zweifellos Talcott Quincy Bailey, der Vizepräsident der USA. Leč erkannte ihn sogleich wieder, obwohl er ihn nur einmal persönlich gesehen hatte. Das war Mitte der siebziger Jahre gewesen. Bailey hatte an einer Weltfriedenskonferenz in Shanghai

teilgenommen und vor den Delegierten gesprochen – und unter diesen hatte sich auch Genosse Leč aus der Volksrepublik Albanien befunden. Der Amerikaner war seither sehr gealtert, aber jene herrische Art, die ihm damals in Shanghai so viele Journalisten verübelten, hatte er nicht abgelegt: Sogar angesichts all der drohenden Waffen zeigte er ein an Hochmut grenzendes Selbstbewußtsein. Die anderen, die Soldaten, die beiden Zivilisten und die Jüdin, machten sich keine Illusionen über ihre Lage. Die Arabische Front für die Befreiung Palästinas hatte keinen guten Ruf, was die Behandlung ihrer Gefangenen betraf.

Wenige Minuten nach der Beendigung der Aktion hatte Leč befohlen, die Verwundeten zu erschießen und die Wagenbrände zu löschen. Die Feuer hätten leicht irgendwelchen Rettungstruppen den Weg gewiesen, allerdings rechnete der Albaner damit, dass seine Operationen noch einige Zeit ungestört verlaufen würden – gewiß lange genug, um die beiden noch fahrtüchtigen Wagen zu requirieren, jenen Teil seiner Truppe, der auf den Transportern keinen Platz hatte, auf der Route zu verteilen und sich südwärts abzusetzen. Die Sowjets, die nun bereits in der Zentralen Zone eingetroffen sein mußten, würden wohl kaum Suchkommandos nach dem säumigen Amerikaner aussenden, ebenso wenig die Schweden vom UN-Hauptquartier. Es war möglich, sogar wahrscheinlich, dass mittlerweile das Massaker an den Schafhirten in Feiran entdeckt worden war, so dass die Aufmerksamkeit der Sowjets, der Ägypter und der UN-Truppe auf die Oase an der Westseite des Berges Sinai gerichtet sein würde. Mit einigem Glück konnten die Abu Mussa mit ihren Geiseln die erforderliche Strecke von 75 Kilometern noch vor der Morgendämmerung zurücklegen. Die Stärke seiner Position und die kluge Wahl des Ortes, wo er sich verschanzen würde, erfüllten ihn mit Entzücken. Bakunin hätte allen Grund gehabt, auf Enver Leč stolz zu sein.

Er hörte die letzten Schüsse, als die Araber die verwundeten Amerikaner und auch zwei ihrer eigenen Kameraden, die nicht transportfähig waren, erledigten. Die beiden Guerillas hatte der große Neger getroffen. Er war der einzige Amerikaner, der wirksamen Widerstand geleistet hatte. Unter seiner Führung hatte die Handvoll Soldaten, be-

vor ihnen die Munition ausging, sechs der Angreifer niedergemäht. Vielleicht war es ein sentimentaler Zug, unwürdig eines Sozialrevolutionärs, aber Leč imponierte dieser schwarze Sergeant; er hatte befohlen, ihn zu schonen und zu den anderen Gefangenen zu bringen, die nun, die Arme mit Drahtschlingen auf den Rücken gefesselt, unter Bewachung in einem der erbeuteten Wagen saßen.

Aus dem vom erlöschenden Feuer beleuchteten Staubgewölk näherte sich Leila Jamil. Sie wirkte viel lebhafter als bei der ersten Begegnung an der Küste, ihre großen Augen strahlten. Grinsend sagte der Albanner: »Ein kleiner Erfolg, und man ist gleich ein anderer Mensch, wie?«

»Alles ist bereit. Aber wohin jetzt?«

Leč breitete seine Landkarte auf dem Boden aus und schaltete seine Taschenlampe ein. Mit dem plumpen Zeigefinger fuhr er die Straße entlang in Richtung des amerikanischen Sektors und dann die Demarkationslinie bis zum Dschebel Katherina hinunter. Er tippte auf das kleine schwarze Quadrat, die Markierung des Katharinenklosters am Fuß des Berges Sinai. »Dorthin. Genau dorthin. Wir werden um Asyl bitten«, sagte er ironisch.

Leila Jamil starrte ihn verblüfft an, dann begann sie zu lachen. Es war das erste Mal, dass Leč sie lachen sah. Er hätte es nicht vermutet, dass sie Sinn für Humor besaß.

»Das Kloster ist praktisch eine steinerne Festung«, fügte er hinzu. »Man müßte Artillerie einsetzen, um uns auszuräuchern, sobald wir uns darin verschanzt haben. Und so weit wird niemand gehen. Der Bau ist fast tausend Jahre alt.«

»Großartig. Ich gratuliere, Leč. Jetzt verstehe ich, warum du so schweigsam warst und mit deinen Gedanken allein sein wolltest.«

Er legte ihr die Hand auf die Schulter. Durch das lockere Gewebe ihres Gewandes spürte er die dünnen Knochen. Ein scharfer animalischer Geruch ging von ihr aus. Leč dachte daran, wie sehr ihn während des Gefechtes nach einer Frau verlangt hatte.

Die Araberin trat einen Schritt zurück, um sich ihm zu entziehen. »Aber unser Weg führt durch den amerikanischen Sektor.«

»Was können sie gegen uns unternehmen? Wir haben doch *ihn*.« Er

wies zu den erbeuteten Wagen. »Bei den anderen würden sie es vielleicht riskieren, aber bei Bailey?« Er grinste. »Wenn die Amerikaner Panzer zur Verfügung hätten, könnten sie uns aufhalten, einkreisen und die Zeit für sich arbeiten lassen. Aber sie haben keine Panzer, weil sie sich verpflichten mußten, keine schweren Waffen in ihren Sektor zu bringen. Natürlich haben sie einige Flugzeuge. Aber was können sie mit denen anfangen? Sie können uns beobachten, sonst nichts. Und was die frommen Brüder im Katharinenkloster betrifft – nun, die kann man dazu überreden, uns Asyl zu gewähren.« Er schlug auf die umgehängte Kalaschnikow. Dann stand er auf. »Sammle die Männer ein, die mit uns fahren. Die übrigen sollen einzeln auf den Kamelen nachkommen. Los jetzt.«

Bailey zeigte nichts mehr von der Überheblichkeit, die er Leč gegenüber an den Tag gelegt hatte. Er saß auf dem Verdeck des Turbo-Transporters, und seine Arme, die von den straff gespannten Drahtschlingen nach hinten gezogen wurden, schmerzten. Der Wagen fuhr rasch und, soweit es Bailey beurteilen konnte, wieder auf der Straße zurück zum amerikanischen Sektor. Ihm gegenüber saß die Israeli, in stummer Verzweiflung vornübergebeugt; die Blutflecken auf ihrer Uniform waren eingetrocknet und blätterten allmählich ab, an ihren nackten Beinen klebten Sandkrusten. Neben ihr hockte General Tates schwarzer Sergeant, sein Gesicht eine Maske ohnmächtiger Wut. Die Araber hatten ihn mit Gewehrkolben bearbeiten müssen, um ihn lebendig zu kriegen. Sein Gesicht und seine Uniform waren blutbeschmiert. Seidel und Reisman hatte man gezwungen, sich auf den Boden zu legen, um Platz für das Dutzend bewaffneter Guerillas zu schaffen, die sich noch auf das Verdeck gezwängt hatten. Neben dem Neger drückte sich Paul Bronstein an die Seitenwand des Wagens. Er zitterte, als ob er hohes Fieber hätte.

Nun hatte der Vizepräsident Zeit, seine Lage und die Ursachen dafür zu überdenken, und diese Überlegungen waren weit von Arroganz

entfernt. Bailey erkannte, dass es ein schwerer Fehler war, auf die von General Tate angebotene stärkere Eskorte zu verzichten, und er war bestürzt darüber, dass er sich in den Händen von Menschen befand, denen er nie etwas getan hatte – im Gegenteil, er war immer bestrebt gewesen, ihnen zu helfen.

Noch immer verfolgten ihn die grauenhaften Bilder gefallener Soldaten rund um zerstörte Fahrzeuge. Hätte er daheim in Washington über einen solchen Anschlag gelesen, dann hätte er theoretische Betrachtungen darüber angestellt, dass Gewalt wieder Gewalt erzeugt. Aber jetzt hatte er keine Lust zu Theorien. Es gab nur die Erinnerung an brutales, blindes Töten, die seinen lebenslangen Glauben, mit Vernunft das Böse besiegen zu können, ins Wanken brachte.

Rund 10.000 Kilometer von Sinai entfernt, in der von Ärzten und Schwestern wimmelnden Intensivstation des Palm Springs Hospitals, sank die hellgrüne Linie, die in zusehends flacheren, langsameren Wellen über den Schirm eines EKG-Gerätes verlaufen war, noch weiter ab und zog sich endlich nur noch als horizontaler regungsloser Strich quer über die Kathodenröhre. Und in diesem Augenblick, als alle seine Überzeugungen in Frage gestellt waren, auf einem Lastwagen zwischen Mördern eingekellt, die sich als Soldaten einer Befreiungsarmee bezeichneten, inmitten der verzweifelte Überlebenden seiner Begleitung, wurde Talcott Quincy Bailey, die Taube, ohne es zu wissen, 39. Präsident der USA.

Nackt bis auf die Socken saß Fowler Litton Beal auf der Kante des runden Betts, das er für Terri MacLean angeschafft hatte. Aus bodenlangen Spiegeln an den rosa und malvenfarbenen Wänden schaute ihm sein teigiges, zerfurchtes Gesicht über schwammigem Körper entgegen. Schweiß verklebte sein halblanges graues Haar. Als er auf seinen vorgewölbten Bauch niederblickte, sah er unter der fast weibischen Brust das heftige Pochen seines überanstrengten Herzens. Diese Frau würde ihn noch umbringen, dachte er mit einem Anflug von Trüb-

sinn. Ja, eines Tages würde er in ihrem Bett sterben, dort würde man ihn finden, mitten zwischen Rüschchen, Puderquasten und Spiegeln, einen weichen Berg verbrauchten alten Fleisches, geopfert auf dem Altar der Triebhaftigkeit einer Vierundzwanzigjährigen.

Er hörte, wie sie im Bad herumplanschte, bereit, den Rest des trüben Tages damit zu verbringen, in den Läden von Rockville rosa Negligés und Schallplatten mit Country- und Western-Musik einzukaufen. Sie würde sich auf den Weg machen, sobald er sich endlich aufraffte, sich anzuziehen und in sein Büro zu fahren, wo er sich ausruhen konnte. Aus dem Badezimmer tönte jene laute Musik, die Terri so begeisterte und der er nichts abgewinnen konnte.

Er fuhr sich mit der Hand über den Mund und spürte, wie sich das schlaffe Gewebe vor den Kieferknochen verschob. Fowler Beal versuchte zu ergründen, warum er, ein Mann, der nach Meinung jedes vernünftigen Menschen durchaus erfolgreich war, plötzlich Depressionen hatte. Miß MacLeans Unersättlichkeit konnte nicht der Grund dafür sein: er hatte immer Beziehungen zu ganz ähnlichen Typen gehabt, und gewöhnlich hatte er diese Tête-à-têtes sehr genossen. Er war ein sinnlicher Mann, und dabei blieb es auch in diesen späteren Jahren, in denen sich die meisten seiner Altersgenossen aus Rücksicht auf Kreislauf und Prostatabeschwerden bereits möglichste Schonung auferlegten. Doch seit kurzem leistete er im Bett nicht mehr so viel wie ehemals. Er fragte sich, ob etwa die Erkenntnis seiner eigenen geistigen und politischen Unzulänglichkeit die Schuld daran trug.

Fowler Litton Beal war vor rund sechsundzwanzig Jahren als junger Kongressabgeordneter aus Idaho nach Washington gekommen. Damals hatte er sich für energisch, strebsam und zielbewusst gehalten. Das war schon so lange her, dass er sich kaum mehr vorstellen konnte, er sei derselbe Mensch, den seine Wähler nun schon – seit wann eigentlich? – mit spöttischer Nachsicht ›Old Fowler‹ nannten. Der junge Fowler Beal war voller Ambitionen, als er in Washington eintraf. Einige Amtsperioden im Repräsentantenhaus, dann die Aufnahme in den Senat und schließlich – wer konnte es voraussagen? – vielleicht der Einzug ins Weiße Haus. Bei der Ankunft in Washington gewann er

den Eindruck, dass man als Neuling am besten vorwärtskäme, wenn man sich den entscheidenden Machtgruppen der großen Partei, die ihn in den Kongress entsandt hatte, tunlichst anpasste und gefällig zeigte. An dieser Einstellung war nichts zu tadeln. Hunderte gewählte Mandatare waren im Verlauf der amerikanischen Geschichte auf diesem Weg zu Rang und Ansehen aufgestiegen. Doch bei Beal wurde aus der entgegenkommenden Haltung allmählich Willfährigkeit und aus der Treue Unterwürfigkeit. »Old Fowler schlägt nie hohe Wellen«, pflegten die Parteispitzen zu sagen. Auf seine Stimme konnte man ungefragt zählen.

Natürlich belohnte man ihn mit Parteiämtern: Fraktionsgeschäftsführer, Vorsitzender der Fraktionskonferenz. Er wurde zu wertvoll – und war anderseits wiederum nicht wertvoll genug –, als dass man ihm den Sprung in die höheren Regionen ermöglicht hätte. Und seine Wähler, schlichte Farmer, taten ein übriges, indem sie ihn immer wieder ins Repräsentantenhaus entsandten. »Old Fowler«, sagten sie, »ist zwar keine Leuchte, aber die Oberen vertrauen ihm, und er wird ihnen oder uns keine unangenehmen Überraschungen bereiten.«

Damit behielten sie recht. In letzter Zeit erkannte Beal immer klarer, wie recht sie hatten. Er war nun »Speaker« des Repräsentantenhauses, ein reiner Parteimann. Ein Legislator, der im Ablauf jenes Vierteljahrhunderts ganz nach dem jeweils gültigen Trend der Fraktion liberal oder konservativ war. Ein Befehlsempfänger, der jede Order prompt ausführte – keineswegs brilliant, aber willig und so gut verwendbar, wie jeder Mensch, der sich schon längst – und insgeheim sogar mit einem Gefühl der Erleichterung – selbständiges Denken und Handeln abgewöhnt hat.

Doch manchmal – zum Beispiel jetzt – bereute er, dass er sich selbst nicht treu geblieben war. Seit Jahren schon, seit seine Frau Doris, Tochter einer namhaften Politikerfamilie, seine Schwächen erkannt hatte und ihre Schlafzimmertür vor ihm versperrte, tröstete er sich mit verschiedenen »Terris«; in Washington wimmelte es von ihnen. Zuweilen wog Potenz im Bett die Impotenz im Kapitol auf. Aber nicht immer.

Terri war seit einem Jahr seine Freundin. Er hatte sich nach reiflicher

Überlegung gerade mit ihr eingelassen, weil sie jung, aber dabei nicht so hübsch war, dass er jüngere Rivalen fürchten mußte, sinnlich genug, um einen etwas verlebten Mann über Fünfzig noch zu reizen, und ein Luxusweibchen, das für seine Aufmerksamkeiten dankbar war und fast immer Zeit hatte, um mit ihm zu schlafen. Es gab keinen Skandal und kaum Klatschgeschichten über diese Liaison. Schließlich lebte man in sehr freizügigen Zeiten, in denen es erlaubt war, auf der Bühne und in den Kinos nackte Menschen und den Geschlechtsakt zu zeigen. Die Tatsache, dass der Vorsitzende des Repräsentantenhauses eine Mätresse in Rockville aushielt, hob seinen Ruf zwar nicht, beeinträchtigte ihn aber ebenso wenig.

Doch selbst diese indifferente Haltung seiner Umwelt fand Beal nun beunruhigend. Abhängigkeit von den Normen seiner Sphäre bestimmte sein ganzes Leben, sein bedingungsloser Gehorsam hatte ihm bei den Parteispitzen – und sogar beim Präsidenten – die Rolle eines lebendigen Inventarstücks eingetragen. Unter den gegebenen Umständen war es nur natürlich, dass er auch anderswo zum Jasager wurde. Er brauchte eine starke Hand, die ihn führte. Stuart Ainsworth war eine solche Persönlichkeit, die festen Rückhalt bieten konnte. Der energische Admiral war die perfekte Vaterfigur für den sechzigjährigen Jungen, der nie richtig erwachsen geworden war. Beal wußte, dass Ainsworth seine Affären mit jungen Mädchen nicht billigte, denn der Admiral war nach wie vor ein strenger Moralist, ein kalvinischer Tugendapostel.

Das war auch einer der Hauptgründe, warum Beal möglichst diskret in Terris Wohnung gekommen war und warum er sich von der Außenwelt abgeschlossen, *den* Telefonstecker herausgezogen und dem Mädchen verboten hatte, im Schlafzimmer das Radio einzuschalten.

Nun, im Bad draußen, ließ sie ihr Transistorgerät plärren – ein kleiner Akt der Auflehnung gegen den alten Mann, der sie aushielt und den sie insgeheim verabscheute; dass sie ihn immer mit gebotener Achtung behandelte und Hingabe heuchelte, geschah nur, weil sie faul war und er sehr großzügig.

Beal wußte, dass er jetzt nicht splitternackt und in Gedanken über

seine Karriere versunken auf Terris schwellendem Bett sitzen sollte. Aber er war lethargisch und hatte nicht das geringste Verlangen, in die verregnete kalte Welt außerhalb dieses warmen, parfümierten Zimmers zurückzukehren.

Er erinnerte sich an sein Gespräch mit Ainsworth am Vortag. Der Admiral hatte ihn über den ›Allende‹-Zwischenfall informiert, bevor dieses Ereignis publik wurde. Seit der Unterredung konnte sich Beal des Eindrucks nicht erwehren, dass ihn Ainsworth' Vertrauen zu Dingen verpflichtete, die noch nicht klar abzusehen waren.

Die Tür zum Badezimmer wurde geöffnet. Terri erschien, nackt, mit dem Transistorgerät in der ausgestreckten Hand; ein Auftritt, wie sie ihn bei den Sex-Starlets gesehen hatte. Aus dem kleinen Plastikkasten gellte eine hektische Rock-Melodie. Terris Lieblingsprogramm wurde von einer kleinen unabhängigen Rundfunkstation irgendwo in einer gottverlassenen Gegend North Carolinas gesendet und bestand, wie Beal bis zum Überdruß wußte, aus Werbeeinschaltungen für Aknesalben und Mittel gegen Hämorrhoiden, ödestem Geschwätz und gängiger Musik.

Das Gerät hatte eine Trageschlinge, und Terri, die hüftenschwingend auf den Zehenspitzen daherkam, streifte sie über den Kopf, so dass das Radio vor ihrem Nabel baumelte. Spöttisch lächelte sie Beal an: »Zu müde, um mit mir zu tanzen, Pappi?«

Er betrachtete sie aus wässerigen, geröteten Augen. Sie war groß, mit schmaler Taille und breiten Hüften, und hatte volle, weiße, von blauen Adern durchzogene Brüste, die nun im Takt der Musik wippten. Während sie über den Teppich aus buschigem Kunstfell auf das Bett zukam, strich sie mit den Händen an den Innenseiten ihrer Schenkel bis zu dem schwach behaarten, aber stark gewölbten Venusberg hinauf. Trotz allem spürte Beal, wie sie seine Begierde neuerlich weckte. Er wußte, sie machte sich über ihn lustig, wie so oft. Doch wenn Terri mit ihm in dem zerwühlten Bett lag, ging ihre Ironie in einer so heißen Hingabe unter, dass er kaum glauben konnte, sie sei nur gespielt.

Die laute Musik brach ab, und der Diskjockey meldete sich. Er war es nicht gewohnt, ernste Dinge zu sagen, und obwohl er sich jetzt offen-

sichtlich Mühe gab, gelang es ihm nicht, den richtigen Ton zu treffen, was die Schockwirkung der Nachricht noch erhöhte.

»Wir unterbrechen unser Programm, um Ihnen die neuesten Meldungen aus Palm Springs zu bringen. Reporter am Schauplatz des Absturzes der Maschine ›Air Force One‹ haben aus zuverlässiger Quelle erfahren, dass es einen, möglicherweise auch zwei Überlebende gibt. Ob der Präsident darunter ist, ist nicht bekannt ...«

Beal, der erstarrt dahockte, hörte jemanden hinter dem Sprecher etwas von Helen Risor, der Sekretärin des Präsidenten, sagen, dann begann ein einzelner Fernschreiber zu rattern, stoppte und ratterte wieder. Der Sprecher sagte: »Der Absturz erfolgte um 10.45 Uhr Ostküsten-Standardzeit beziehungsweise 7.45 Uhr Pazifik-Zeit ...«

Beal wühlte in dem puderbestäubten Wust von Terris Schminktisch nach seiner Uhr. 10.45 Uhr? Gott, das war schon Stunden her, dachte er. Schließlich fand er seine Armbanduhr und startete das Zifferblatt an, als fände er darauf die Erklärung dafür, wieso er sich seit Stunden schwitzend vor Anstrengung mit Terri im Bett herumwälzen konnte, ohne zu ahnen, dass der Präsident der USA auf einem 5.000 Kilometer von diesem Zimmer entfernten Flugplatz abgestürzt war. Nun war es bereits 3.30 Uhr nachmittags. In der Zwischenzeit konnte alles geschehen sein, dachte er entsetzt, einfach alles.

Unsicher tappte er durch den Raum zum TV-Gerät, in dessen spiegelndem Bildschirm er vor einer Stunde sich selbst und Terri beobachtet hatte – war das erst eine Stunde her? Zuerst kam der Ton, dann tauchte aus der Tiefe das Bild auf, undeutlich, in verwischten Farbtönen, die sich klärten, als die Konturen Schärfe gewannen. Ein niederes Gebäude aus Naturstein mit breiter Glasfront. Auf den Rasenflächen und Wegen drängten sich Scharen schweigender Menschen um ganze Batterien von TV-Kameras. Hinter dem Bau waren windbewegte hohe Palmen und der dunkelpurpurne Steilhang eines Berges im strahlenden Sonnenschein sichtbar. Ein CBS-Korrespondent sagte soeben: »... diese Erklärung gab der Freund und Leibarzt des Präsidenten, General Raymond Marty, ab. Der Präsident verstarb um 12.16 Uhr in der Intensivstation dieses kleinen, aber nach dem neusten

Stand eingerichteten Spitals. Seit General Marty wieder hineinging, ist es hier draußen sehr still geworden. Niemand spricht. Man hört nur das Rauschen des Windes. In Palm Springs herrscht klares, kaltes Wetter ...« Vor innerer Bewegung versagte dem Reporter die Stimme. Dann fuhr er fort: »Und so haben wir wieder die traurige Pflicht, dem amerikanischen Volk mitzuteilen, dass sein Präsident ...«, er zögerte einen Augenblick, »... dass der Präsident der USA im Amt verstorben ist. Wir alle erinnern uns des schrecklichen Tages in Dallas, und nun scheint er wiedergekehrt zu sein ...« Die Kamera fuhr auf Naheinstellung des Gesichtes. »Wieder muß sich die Bevölkerung der USA mit einer Tragödie abfinden.« Er blickte zu den wiegenden Palmen vor dem Gebirgsmassiv, schluckte und holte tief Luft. »Vom Palm Springs Hospital berichtete Art Melcher. Ich gebe zurück an das Studio in New York.«

Terri MacLean begann zu weinen. Sie stand in der Mitte des Zimmers, ihr großer Busen wogte, als das Schluchzen ihren Körper schüttelte. »Das kann doch nicht sein«, stammelte sie. »Es kann einfach nicht sein. Nicht der Präsident! Nicht schon wieder!«

Hastig raffte Beal seine Kleider zusammen und begann sich anzuziehen. Er hatte einen Geschmack wie nach rostigem Eisen auf der Zunge. Nur mit halbem Ohr hörte er den Moderator in New York sagen, der Vizepräsident sei nach Washington zurückberufen worden, es träfen bereits Beileidstelegramme von Staatsoberhäuptern aus aller Welt ein, und das öffentliche Leben in New York und Washington sei zum Stillstand gekommen.

Terri heulte noch immer. Es war eine laute, oberflächliche Schmerzáußerung, und plötzlich wurde ihm bewußt, wie sehr sie ihm auf die Nerven fiel. Er faßte ihren Schlafrock und warf ihn ihr zu. »Hier, zieh dich an.«

Ohne Widerrede fuhr sie in die Ärmel, aber sie schluchzte weiter. Beal schloß die Hose und schaltete auf einen anderen Kanal. Die NBC-Berichte deckten sich mit denen der CBS, auch dort die Meldung, der Vizepräsident werde nach Washington zurückkehren und sofort den Amtseid leisten. Beal war bereits völlig angekleidet, er suchte nur noch

seine Schuhe. Er war verwirrt, voll Angst und zugleich absurderweise verärgert über den Präsidenten, der dies alles verschuldet hatte. Er erinnerte sich an einen Ausspruch Admiral Ainsworth': Wenn je der Tag kommt, an dem Talcott Bailey ins Weiße Haus einzieht, wird er durch seinen Liberalismus, seinen Isolationismus und seine Vertrauensseligkeit den Feinden gegenüber die ganze Nation in Gefahr bringen. War es nun soweit? fragte sich Beal beklommen.

Hartes, dringendes Klopfen an der Tür schreckte ihn auf. Er blickte Terri an, die genauso entsetzt dreinsah. »Erwartest du jemanden?« fragte er sie. Dann merkte er, wie dumm diese Frage war, denn das Klopfen draußen ging in ein dröhnendes Hämmern über. Er schlurfte ins Vorzimmer und öffnete die Tür einen Spalt. Im Korridor standen vier bewaffnete Air-Force-Polizisten. Ihr Anführer, ein verwegen aussehender Sergeant mit weißem Gürtel und einer schweren Pistole an der Seite, fragte: »Kongressabgeordneter Beal?«

»Was soll ... was meinen Sie ...« Ohne Schuhe und mit zerzaustem Haar war es nicht leicht, eine würdevolle Haltung einzunehmen. In der Halle unten sah er geöffnete Türen und ängstlich herausspähende Gesichter.

»Sind Sie der Kongressabgeordnete Fowler Litton Beal?« wiederholte der Sergeant.

»Ja, der bin ich.«

»Kommen Sie bitte mit uns, Sir.«

»Wohin? Ich habe doch nicht gebeten ...«

Mit sanfter Gewalt schob der Sergeant die Tür ganz auf. Die drei anderen Polizisten starrten Terri an, ohne eine Miene zu verziehen. Sie stand dumm da, den Schlafrock eng zusammengefasst, so dass sich ihr Bauch und ihre Schenkel unter dem Stoff deutlich abzeichneten. Beal fühlte das Demütigende dieser Situation wie einen körperlichen Schmerz. »Hol mir meine Schuhe. Und zieh dich richtig an.«

»Wir haben den Befehl, Sie zum War Room zu bringen«, sagte der Sergeant. »Und zwar sofort, Sir.«

»Zum War Room?« Beal hörte, wie seine Stimme zitterte. Im Hintergrund des Raumes kommentierte ein TV-Korrespondent für die Fern-

seher die Vorgänge beim Spital in Palm Springs. »Wieso in den War Room? Wer hat diesen Befehl erteilt?«

»Admiral Ainsworth, Sir. Wir sollen Sie unverzüglich ins Pentagon bringen.«

Stuart Ainsworth, Gott steh uns bei, also doch! Nun, der Admiral würde zumindest dafür sorgen, dass Beal genaue Informationen erhielt. Er fühlte sich plötzlich erleichtert. Terri kam mit seinen Schuhen, und er zog sie in möglichst würdiger Haltung an.

»Was ist denn los? Wohin gehst du?« fragte Terri. Die Stimme klang verwirrt und angstvoll. Ihre Angst und die nüchterne Unerschütterlichkeit der Soldaten dämpften Beals Optimismus. »Ich bin fertig«, sagte er.

Als er in die Halle hinausgeleitet wurde, wollte ihm Terri nachkommen, aber die Polizisten schlossen ihr die Tür vor der Nase zu. Obwohl es einen Lift gab, gingen sie die Treppe hinunter zum Parkplatz. Überrascht sah Beal dort hinter einer Dienstlimousine der Air Force einen Turbo-Jeep, in dem vier weitere Air-Force-Polizisten saßen, sogar mit automatischen Gewehren bewaffnet.

Schweigend fuhren sie durch die Straßen von Rockville zur Interstate-Autobahn 70. Als die Limousine auf die Interstate 270 einbog, schaltete der Fahrer das Rotlicht und die Sirene ein und trat aufs Gaspedal.

Zwischen zwei Soldaten eingekellt, hatte Beal das scheußliche Gefühl, ein Gefangener zu sein. Er überlegte, was der Sergeant wohl sagen würde, wenn er verlangen sollte, ins Kapitol statt ins Pentagon gebracht zu werden. Doch er wollte es nicht darauf ankommen lassen, sondern blieb in dumpfes Brüten versunken stumm sitzen, bis die beiden Wagen in den Pentagonbereich einfuhren und er – noch immer unter schwerer Bewachung – durch mehrere Sperren in den War Room eskortiert wurde.

Wie er sofort bemerkte, wurden die Operationen nicht vom Tiefbunker aus geleitet, aber die explosionsfesten Stahltüren zum Lift standen offen, als könne sich jede Sekunde die Nötigung ergeben, das gesamte Personal hinunterzubefördern. Der riesige Komplex, den Beal als Mitglied des Senatsausschusses für die Streifkräfte gut kannte, schien seit

seinem letzten Besuch verändert. Die schweigende Konzentration der Menschen, an denen er vorbeiging, mochte sich aus den Ereignissen von Palm Springs erklären. Aber, er spürte es, hier herrschte eine Atmosphäre höchster nervlicher Anspannung, die ihn frösteln machte.

Im War Room war Hochbetrieb. Sämtliche Schaltpulte waren besetzt, Reihe um Reihe: Verbindungen zum Strategischen Luftkommando, zu den Flotten der US Navy, der Zentrale des Nordamerikanischen Luftverteidigungskommandos im Cheyenne-Berg, der NATO und dem amerikanischen Kontingent auf Sinai.

An den ringförmig angeordneten Apparaturen und Computern vorbei wurde Beal durch die »Pit« geführt, dann die fünf Ebenen der Kommunikationsstationen hinauf bis in den verglasten Innenring von Büros mit dem Ausblick auf die Projektionsflächen über dem großen gewölbten Raum.

Vor einer Stahltür mit der Aufschrift »C und C Beta« blieb die Eskorte stehen. Der Sergeant klopfte zweimal, öffnete und gab Beal den Weg frei. Der Kongressabgeordnete trat ein, sofort schloß sich die Tür wieder.

An einem Schreibtisch, der eher der Pilotenkabine eines Düsenklippers oder der Kommandobrücke eines Atomflugzeugträgers glich, saß der Air-Force-General Armando Rivera. Als er Beal sah, stand er auf und kam ihm entlang einer Reihe von TV-Monitoren entgegen.

»Es freut mich, dass Sie so rasch erreichbar waren«, sagte Rivera.

»Wo ist Stuart?« fragte Beal etwas ungehalten. »Soviel ich weiß, hat er den Befehl gegeben, mich hierher zu bringen.«

Über Riveras Gesicht glitt ein kleines, freudloses Lächeln. »Admiral Ainsworth war in Palm Springs und befindet sich schon auf dem Rückflug.« Er blickte auf die verwirrende Zahlenanordnung auf dem Zifferblatt der Uhr an seinem schlanken, dunklen Handgelenk. »Er muß jede Minute in Andrews landen.«

»Dann können Sie mir vielleicht sagen, warum es nötig war, mich unter Bewachung hierher zu bringen. Ich sollte jetzt im Kapitol sein ...«

»Wie schon erwähnt, Mr. Beal, es war Admiral Ainsworth' persönliche Weisung. Das wichtigste ist Ihre Sicherheit, Sir.«

»Wer sollte mir etwas antun wollen?«

»Bitte setzen Sie sich.«

Automatisch folgte Beal dieser Aufforderung und nahm auf einem der grauen Metallstühle vor dem Schreibtisch Platz. Rivera langte über die leere Platte und drückte einen Schalter. Auf dem TV-Schirm erschien ein Adjutant in der mattgrünen Uniform der Armee. »Smith, ich möchte einige Minuten ungestört bleiben. Bis zur Ankunft des Admirals habe ich das Kommando an General Brandis übergeben. Er wird von der Befehlsstelle Delta aus operieren.«

»Jawohl, Sir.« Der Adjutant verschwand vom Bildschirm.

Beal war zugleich verwirrt und beeindruckt. Es war ungewöhnlich, dass zwei Mitglieder des Vereinigten Generalstabs gleichzeitig im War Room Dienst taten: Rivera von der Air Force und Brandis vom Marine Corps. Waren auch die anderen hier? Er hatte das unangenehme Gefühl, dass sie sich tatsächlich irgendwo in diesem Labyrinth von Büros, Befehlsstellen und Kontrollstationen aufhielten.

Auch das mochte durch die Tragödie von Palm Springs begründet sein, aber Beal hatte das Gefühl, dass mehr dahintersteckte, irgendeine Bedrohung. Sein politischer Instinkt sagte ihm, dass die Dinge nicht so völlig unter Kontrolle waren, wie es den Anschein hatte.

»Mr. Beal, ich werde Ihnen nun streng geheime Informationen geben«, sagte General Rivera. »Habe ich Ihr Ehrenwort, dass Sie bis zur Klärung der Situation absolutes Stillschweigen bewahren werden?«

Solche Sicherheitsklauseln waren Beal nichts Neues. Er galt allgemein als Freund der hohen Militärs, und die Spitzen der Streitkräfte brachten ihm persönlich weit mehr Vertrauen entgegen als jedem anderen Mitglied seiner Partei.

»Sie können auf meine Diskretion rechnen, General.« Er fühlte wieder festen Boden unter den Füßen. Hier ging es um politische Fragen. Aber auf den Schock, den ihm Rivera mit seinen nüchternen, sachlichen Eröffnungen nun bereiten sollte, war er nicht gefaßt.

»Um etwa 14.15 Uhr Greenwich-Zeit erreichte Vizepräsident Bailey auf dem Weg zu seinem mit dem sowjetischen Stellvertretenden Ministerpräsidenten Rostow vereinbarten Treffen bei 34° Ost das Territo-

rium der entmilitarisierten Zone. Ungefähr um 16.30 Uhr Greenwich-Zeit wurde eine Olympus-Meldung über den Unfall der Air Force One an seinen Konvoi durchgegeben.« Das Gesicht des Generals verriet keinerlei Gemütsbewegung. Die dunklen Augen blickten Beal unverwandt an.

»Aber es erfolgte keine Antwort auf diese Meldung«, sagte Rivera. Beal fühlte, wie sein Herz zu flattern begann. Er hatte die schreckliche Vorahnung, dass er bereits wußte, was ihm der General mitteilen wollte und warum er so plötzlich unter strenger Bewachung in den War Room geholt worden war.

»Als die Kontrollstation Echo Sierra in Es Schu'uts keine Bestätigung empfangt, versuchte General Tate die Eskorte des Vizepräsidenten auf dem normalen Funkweg und im Klartext zu erreichen. Auch darauf kam keine Antwort.«

Beals Mund wurde trocken. Eine eiserne Klammer schloß sich um seinen Magen.

»Um 18.50 Uhr Greenwich-Zeit – auf der Sinai-Halbinsel 20.50 Uhr – ordnete General Tate Suchflüge über der Fahrtroute des Vizepräsidenten an. Damit verletzte er übrigens die Bestimmungen des Zypernabkommens, und General Gunderssen vom schwedischen Kontingent der Friedenstruppe hat bereits bei der UNO Protest eingelegt. Diesem Protest schlossen sich die Ägypter, Syrer, Libyer und Iraker an. Nicht aber die Sowjets ...«

Beals nervöse Spannung schlug in helle Empörung gegen die aufgeblasenen, querulierenden, einsichtslosen Schweden und Araber um. »Zum Teufel mit dem Pack – und mit der UNO auch! Was hätte Tate denn sonst tun sollen ...« Er brach ab, als ihm die wichtigste Tatsache klar wurde: Talcott Bailey befand sich also nicht an Bord eines Jet auf dem schnellsten Weg zurück in die USA.

Mit steinerner Miene sagte Rivera: »Ich fasse mich kurz, Mr. Beal. Um 21.00 Uhr Greenwich-Zeit, vor kurzem also, registrierte der Pilot eines Shrike-Abfangjägers des amerikanischen Kontingents Hitze- einwirkung auf seinen Infrarotsensoren und führte daraufhin eine Erkundung durch. Dabei leuchtete er die Quelle der Strahlung mit Fall-

schirmlampen aus. Der Pilot meldete, er kreise über der Kolonne des Vizepräsidenten – besser gesagt, über deren Resten. Alle Anzeichen deuten auf ein Feuergefecht hin. Im Gelände liegen Tote und Fahrzeugwracks – daher die Hitzeentwicklung, die die Aufmerksamkeit des Fliegers erregt hatte. Wir müssen damit rechnen, dass der Vizepräsident überfallen und möglicherweise ermordet wurde. Es wurden keine Überlebenden gesichtet.«

Obwohl Beal rein intuitiv etwas Ähnliches erwartet hatte, fiel es ihm schwer, diese Fakten in ihrer ganzen Tragweite zu ermessen. So rasch nach der Schreckensnachricht vom Tod des Präsidenten bewirkte diese Information nur eine dumpfe Benommenheit. Aber Rivera hatte noch etwas zu sagen. Beal fand die kühle Selbstbeherrschung des Mannes erstaunlich.

»Das ist nicht alles. Wir haben Beweise dafür, dass die Sowjetregierung wußte, dass eine arabische Terroristengruppe, die sich als Abu-Mussa-Kommando bezeichnet, sich vor zwei Tagen im südlichen Teil der Sinai-Halbinsel befand. Admiral Ainsworth hat den Verdacht, dass die Sowjets an dem Attentat auf den Vizepräsidenten zumindest als Anstifter beteiligt sind. Daraus folgert die Möglichkeit – ich kann sogar sagen, die Wahrscheinlichkeit –, dass das KGB bei den Ereignissen in Palm Springs die Hand im Spiel hatte.«

Beal fühlte sich krank. Ihm war übel – vor Angst oder vor Zorn? –, und seine Hände zitterten.

»Mr. Beal, kennen Sie das Szenarium für den ›Fall Leerlauf?‹«

Beal nickte. »Ein Psychologe der Universität Yale hat einigen Kongressmitgliedern darüber referiert – im Vorjahr, glaube ich.«

»Dann werden Sie verstehen, Sir«, sagte Rivera ruhig, »warum es so wichtig war, Ihre persönliche Sicherheit zu gewährleisten. Wenn der ›Fall Leerlauf‹ eintritt, dann werden Sie, Sir, Amtierender Präsident der USA sein.«

18

Im grellen Licht rasch herangeschaffter Scheinwerfer arbeiteten Sanitäter und Suchtrupps; die Szene ähnelte der Höllenvision eines Surrealisten. Außerhalb des unmittelbar angestrahlten Bereichs hockten, riesigen schlafenden Insekten gleich, die amerikanischen Hubschrauber – darunter auch General Tates Maschine –, lange schwarze Schatten über die Mondlandschaft werfend. Vor dem hellen Hintergrund eilten silhouettenhafte Gestalten hin und her, in ihren leisen Zurufen schwang der mühsam beherrschte Zorn über das Blutbad mit, das die Abu Mussa angerichtet hatten.

Ein Team von Kommunikationstechnikern stellte TV-Kameras und eine Parabolantenne für Sendung und Empfang auf und holte Geräte aus dem Transporthelikopter, der am Rand der ausgeleuchteten Zone stand. Schwerebewaffnete Gruppen der vom Stützpunkt El Thamad eingeflogenen Fallschirmeinheit patrouillierten im Umkreis, und von Zeit zu Zeit unterbrach das dröhnende Heulen eines tief über das Gelände hinwegfegenden Shrike-Düsenjägers die nächtliche Stille.

Die Sanitäter hatten die Leichen eingesammelt; nun lagen sie in einer langen Reihe in einiger Entfernung von den durchsiebten, ausgebrannten Fahrzeugen. Die Suche nach Überlebenden war vergeblich geblieben. Ein Militärarzt des amerikanischen Kontingents bestätigte Tates Vermutung: Die Verwundeten waren auf der Stelle durch Fangschüsse getötet worden, auch die im Gefecht schwergetroffenen Araber. Alle intakten Waffen hatten die Guerillas mitgenommen.

Langsam ging Tate die Reihe der Toten ab und betrachtete im Licht der Flutlampen die weißen, blutverschmierten Gesichter. Die Züge der Zivilisten, dachte Tate, drückten Erstaunen aus. Er blieb stehen, als er den Reuter-Korrespondenten Abel Crissman wieder erkannte. Die Au-

gen Crissmans starrten in den dunklen Wüstenhimmel, den die Morgendämmerung bald fahler färben würde. Tate schritt weiter. Da lagen sie, etwa ein Dutzend Männer, die erst gestern nach Es Schu'uts gekommen waren, um den Vizepräsidenten auf seiner Friedensmission in die Zentrale Zone zu begleiten.

Schon früher waren Journalisten in Guerillakämpfen gefallen, und wahrscheinlich würde das wieder geschehen, dachte Tate. Aber hier handelte es sich nicht um eine kriegerische Aktion. Es war ein Massaker mit Begleiterscheinungen, die an den Überfall auf dem Flughafen Lod erinnerten. Er stellte fest, dass mindestens eine Handgranate in das Fahrzeug der Presseleute geworfen worden war. Einer der Toten hatte noch immer seine zerbeulte Kamera umgehängt. Wollte er fotografieren, als das Gefecht begann?

Dov Rabin und die Leichen der anderen israelischen Offiziere hatte Tate beim Kommandowagen gefunden. Aber keine Spur von Deborah. Einen Augenblick lang hatte er sich dem Gefühl freudiger Erleichterung überlassen, das die Mauer der Gefühllosigkeit durchbrach, mit der er sich seit der Nachricht von dem Überfall umgeben hatte. Aber die Tatsache, dass Deborah nicht unter den Opfern war, konnte vieles bedeuten. Wenn sie nicht umgekommen war, mußte auch sie von den Arabern als Geisel verschleppt worden sein. Der Gedanke daran, wie Guerillas gewöhnlich mit Israelis verfahren, erfüllte Tate mit Hass und namenloser Angst.

Wichtiger für die Welt, wenn auch nicht für den General persönlich, war die Entdeckung, dass der Vizepräsident – nein, der Präsident – offenbar nicht getötet worden war. Vermochten Leč und die Männer des Abu Mussa die neue Bedeutung ihres Gefangenen überhaupt abzuschätzen? Sie hatten das Ziel hoch angesetzt, diese terroristischen Killer. Wußten sie bereits, dass es ihnen gelungen war, noch viel höher, als beabsichtigt, zuzuschlagen? Welche irre Panikwelle würde die ganze Welt erfassen, wenn bekannt wurde, dass der Präsident der USA als Geisel in der Gewalt einer Bande revolutionärer Psychopathen war?

Tate wandte sich um und beobachtete, wie die Teams drüben ihre TV-Kameras aufstellten. Zumindest Colonel Seidel, Jape Reisman und die-

ser bärtige Ultrazivilist Paul Bronstein waren, allem Anschein nach, dem Gemetzel entgangen. Unter den geborgenen Leichen fehlte auch der Secret-Service-Agent Emerson. Talcott Bailey war also nicht allein.

Übrigens wurde noch einer vermisst: Sergeant Robinson. Alle anderen Soldaten der Eskorte waren gefallen. Tate erinnerte sich, dass er Robinson eingeschärft hatte, die Sicherheit des Vizepräsidenten liege bei ihm; vermutlich hatte also Robinson es fertig gebracht, mit Bailey zusammen und am Leben zu bleiben.

Er sah auf seine Uhr. 4.30 Uhr. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang. Seine Patrouillen und Flugzeuge überwachten den gesamten südöstlichen Teil der Sinai-Halbinsel, aber sie reichten zahlenmäßig nicht aus, und das Gebiet war zu groß und unwegsam. Und was hätte er unternehmen können, wenn er die Gesuchten tatsächlich fand? Schon zu oft hatten die Araber bewiesen, dass ihnen die Ermordung von Geiseln zuzutrauen war. Im Gegenteil: Geiseln im Fall eines Angriffs zu schonen bedeutete, dass die stärkste Waffe, die sie im Kampf gegen eine Übermacht einsetzen konnten, unglaublich wurde. Nein, selbst wenn man sie aufstöberte, bevor sie sich mit ihren Gefangenen irgendwo verschanzten, war militärisch kaum etwas auszurichten. Man würde abwarten müssen, bis sie ihre Forderungen stellten, und dann galt es, das Beste aus der Situation herauszuholen – allerdings könnte das Ausmaß dieser Forderungen bei der nun gegebenen Verhandlungsposition der Abu Mussa buchstäblich die Welt erschüttern.

Am anderen Rand des Geländes sah Tate die kleine Abteilung der UN-Verbände, die sich rund um General Gunderssens weißes Fahrzeug postierte. Kraftlos hing an der Antenne des Wagens der hellblaue UNO-Wimpel.

Der schwedische Kommandeur hatte bereits eine Beschwerde beim Zypern-Hochkommissariat eingebracht, weil sich die Amerikaner durch den Einsatz von Flugzeugen und leichten gepanzerten Einheiten »eine krasse Verletzung« der entmilitarisierten Zone zuschulden kommen ließen. In der momentanen Lage war das so grotesk und so ungeheuerlich, dass Tate dem General aus dem Weg gehen mußte, weil er befürchtete, die Beherrschung zu verlieren.

Kurz zuvor hatte der Nachrichtenoffizier gemeldet, dass eine sowjetische Gruppe, bestehend aus Rostow, Ulanin und einigen Sanitätern, in die Zentrale Zone unterwegs war, um ihre Hilfe anzubieten. Natürlich konnten die Russen hier praktisch nicht mehr helfen. In diesem Inferno aus Sand und Wracks gab es nur die Zornigen und die Toten. Doch die Abfolge schrecklicher Ereignisse, die innerhalb von zwei Stunden in den USA lähmendes Entsetzen ausgelöst hatten, schien den Kreml fast ebenso erschüttert zu haben wie Washington. Die Tatsache, dass die USA sofort ihr nukleares Arsenal mobilisiert hatten, erfüllte die sowjetische Führungsspitze mit Besorgnis. Es waren bereits Gerüchte über den Verdacht eines Sabotageaktes an der ›Air Force One‹ im Umlauf – und außerdem gab es diese verräterischen Kosmos-Fotos, die zu beweisen schienen, dass die Sowjets von der Existenz einer Freischärlereinheit im Südteil Sinais gewußt hatten.

Wie Tate die Russen und die slawische Mentalität kannte, die man im Westen nur selten verstand, vermutete er, dass die Entdeckung unwiderleglicher Beweise für den ›Allende‹-Zwischenfall auf den Satellitenfotos in Moskau eine Art Fehlzündung verursacht hatte. Er nahm ganz richtig an, dass die Sowjets in ihrem Triumph, die Amerikaner eines feindseligen Akts gegen ihr Schiff bezichtigen zu können, völlig darauf vergessen hatten, den gesamten Filmstreifen richtig auszuwerten, bevor sie ihn den Israelis zuspielten. Nun sahen sie mit Bestürzung die Ergebnisse solcher Fahrlässigkeit: Alarmstufe Gelb in den USA und ein Aufleben aller längst begraben geglaubten Ressentiments des kalten Krieges. Natürlich mußten sie nun kommen, um ihr Beileid auszudrücken und ihre Unterstützung anzutragen. Und um herumzuschneffeln.

Und der Mosa'ad? Hatte auch der Geheimdienst der Israelis einen Fehler gemacht, als er Dov Rabin und Deborah Zadok mit dem amerikanischen Vizepräsidenten in die Zentrale Zone entsendet hatte? Doch wie hätten die wissen sollen, dass der amerikanische Kommandeur nicht genug Rückgrat haben würde, um gegen den heftigen Widerstand Baileys die Zuteilung einer ausreichenden Eskorte durchzusetzen? Das hier war das Resultat, dachte Tate, als er das Leichenfeld

überblickte. Dies war sein persönliches Inferno, durch das er sein ganzes weiteres Leben lang wandern mußte. Es würde Versuchungen geben, anderen die Schuld zuzuschieben: Trask, weil der durch seine Unbesonnenheit den ›Allende‹-Zwischenfall heraufbeschworen und damit die Aufmerksamkeit von den wesentlichen Geschehnissen abgelenkt hatte. Liz Adams, weil sie Informationen, die den Anschlag hätten verhindern können, nicht weitergegeben hatte; ja selbst den Piloten des Präsidenten, die ihren Passagier nicht unversehrt nach Kalifornien gebracht hatten. Oder Talcott Baileys liberalen Illusionen, seinem Unvermögen, einzusehen, dass gute Absichten allein keinen Schutz gegen üble Machenschaften boten. Tate mochte sich noch so sehr bemühen, Ausflüchte zu finden und die Verantwortung abzuschieben. Doch letzten Endes blieb es ein militärisches Versagen, und diese Tatsache kennzeichnete es als seine persönliche Niederlage. Es war seine Aufgabe gewesen, die Sicherheit von Baileys Kolonne zu gewährleisten. Und das hatte er verabsäumt.

Salutierend meldete ein Nachrichtenoftizier: »General, die Kameras sind bereit. Wir können jederzeit auf Direktübertragung gehen.« In der allgemeinen Aufregung, die der Entdeckung des Gefechtsfeldes durch den Shrike gefolgt war, hatte Tate vom Vereinigten Generalstab den dringenden Befehl erhalten, eine TV-Verbindung zwischen dem Schauplatz des Überfalls und dem War Room des Pentagons herstellen zu lassen.

Nun war es fast ein Viertel vor fünf, demnach in Washington 21.45 Uhr. Es mußte wohl ein ernst gestimmtes, stilles, wahrscheinlich von Angst beherrschtes Washington sein: eine Stadt, die soeben von den höchsten Militärs des Staates erfahren hatte, dass unsichtbare Feinde zum Angriff rüsteten, dass diese selben Feinde beim Tod des Präsidenten irgendwie die Hand im Spiel gehabt hatten und dass es geraten sei, Vorkehrungen gegen einen möglichen Atomschlag zu treffen. Diese ganze verdammte Welt schien allmählich verrückt zu werden, dachte Tate. Was Präsident Bailey wohl sagen würde, wenn er jetzt wüßte, dass er für eine folgenschwere Alarmstufe Gelb mitverantwortlich war?

»Beginnen Sie mit der Übertragung, sobald Sie fertig sind«, sagte er.

Er hatte Bedenken, diese blutige, schreckliche Szene in die super-technisierte Sterilität des Pentagons übertragen zu lassen, doch er mußte dem Befehl gehorchen.

Langsam überquerte er die Straße, ließ das helle Scheinwerferlicht hinter sich und stieg den flachen Hang des Hügels westlich vom Schauplatz des Gemetzels empor. Bevor er die Höhe erreichte, wurde er zweimal von Soldaten der Special Forces angerufen und einmal sogar mit vorgehaltener Waffe zur Ausweisleistung aufgefordert. Die Männer waren bereit zu töten; die verstümmelten Leichen ihrer Kameraden und der Zivilisten unten bei den zerstörten Fahrzeugen waren ihre Rechtfertigung. Tate empfand wie seine Leute – Enttäuschung, Erbitterung und Rachedurst. Doch Rache an wem? Und um welchen Preis?

Er passierte die letzte der rasch formierten Postenketten auf dem Hügel und blickte zurück. Aus dieser Entfernung wirkten die zusammengeschossenen Wagen wie zerbrochenes Spielzeug. Die Flagge der Friedenstruppe an der Limousine des Vizepräsidenten war kaum mehr erkennbar – ein in Zerstörung und Untergang verlorenes Symbol.

Einen Moment überließ sich Tate seiner persönlichen Erbitterung gegen Talcott Bailey, dessen selbstgerechte Arroganz zu dieser Stunde des Grauens geführt hatte. Wieder mußte er an Deborah denken, und böse Vorahnungen legten sich auf seine Seele.

Die Funker unten am Rand des ausgeleuchteten Terrains empfangen eine Meldung. Deutlich trug die klare Luft die Worte bis zum General herauf. Eine der Hubschraubergruppen hatte eine Kolonne gesichtet und hielt sie unter Beobachtung. Der Hoffnungsschimmer, dass es die Abu Mussa sein könnten, schwand, als Tate die Mitteilung des Piloten hörte, es handle sich um sowjetische Fahrzeuge, die sich aus der Zentralen Zone näherten. »Sollen wir sie zum Halten zwingen?«

In dieser Frage lag ein unheimlicher Unterton von Argwohn und Feindseligkeit. Nach allem, was sich ereignet hatte, war sie nur zu begreiflich.

Sofort vergaß Tate seine privaten Probleme; er lief den Hügel hinunter, um den Piloten anzuweisen, die Kolonne unbehelligt zu lassen.

Wenige Minuten später sah er die Scheinwerfer der herankommenden Wagen. Es waren insgesamt vier: ein sowjetischer Jeep, eine Limousine und zwei planengedeckte Mannschaftstransporter voll Soldaten. Sie bremsten scharf dreißig Meter vor den Wracks. Amerikanische Soldaten liefen herbei und bildeten, mit schussbereiten Waffen, einen lockeren Ring um sie herum. Vom Hang aus stellte Tate fest, dass die sowjetischen Transporter von mindestens einem Drittel der Amerikaner mit panzerbrechenden Waffen in Schach gehalten wurden. Die Wüstenluft schien vor Spannung zu knistern.

Dem Jeep an der Spitze entstieg eine stämmige Gestalt und schritt im Licht heran. Es war Nowotny. Sein feistes Gesicht zeigte die wutvermischte Furcht, die er bei dieser Feindseligkeit empfand. Was sonst erwartete sich dieser Mann, fragte sich Tate, als er ihm über die Straße entgegenging. Von der anderen Seite lief General Gunderssen auf die sowjetische Kolonne zu, gestikulierend bedeutete er den Amerikanern, zurückzutreten und die Waffen zu senken. Die Soldaten beachtetten ihn nicht.

Nowotny erblickte Tate und salutierte betont, lässig. »Genügen Ihnen die bisherigen Zwischenfälle nicht, General? Sollen wir uns hier gegen euch verteidigen müssen?«

Korrekt erwiderte Tate den Gruß. »Sorgen Sie dafür, dass Ihre Leute auf den Fahrzeugen bleiben, bis unsere Toten abtransportiert sind.«

Der KGB-Oberst schaute zu der beleuchteten Fläche hinüber, wo die Leichen nun in Plastiksäcke geschoben wurden. Er setzte zu einer Antwort an, schwieg dann aber. Von der Limousine näherte sich die klotzige Gestalt von Juri Ulanin. Als er vor Tate stand, blickte er zu den Toten hin und sagte dann schwerfällig: »Es tut mir leid. Wie hoch sind Ihre Verluste?«

»Sechszwanzig Mann«, sagte Tate trocken. »Keine überlebenden Verwundeten. Die wurden erschossen.«

»Ich muß mit Ihnen sprechen.« Ulanin warf Nowotny einen beziehungsvollen Blick zu. Als Nowotny keine Anstalten machte zu ver-

schwinden, herrschte er ihn zornig an: »Ich möchte mit General Tate unter vier Augen reden, Grigorij Wassiljewitsch.« Widerstrebend zog sich Nowotny zurück.

»Idiot«, murmelte Ulanin. »Warum müssen Spione und Polizisten immer solche Trottel sein?«

Tate antwortete nicht. Er stand vor dem Russen und versuchte zu ergründen, warum er gegen einen Mann, den er bewunderte, Misstrauen und kalten Hass empfand. Selbst wenn die Sowjets in irgendeiner Weise als treibende Kraft an den Katastrophen beteiligt waren, welche die USA in den letzten vierundzwanzig Stunden betroffen hatten, trug der alte General sicherlich keinerlei Mitschuld daran. Doch schon die bloße Möglichkeit, dass seine Landsleute zu solchen ungeheuerlichen Intrigen fähig sein könnten, fiel auf Ulanin zurück, minderte sein Ansehen in den Augen Tates.

»Müssen wir vor den Gewehrmündungen Ihrer Soldaten stehenbleiben, William?« sagte Ulanin. Er war ein stolzer Mann, und Tate begriff, dass es ihn Überwindung kostete, etwas auszusprechen, das als Zugeständnis aufgefasst werden könnte, als Bitte um Entspannung zwischen ihnen und den Kontingenten ihrer Staaten.

Tate wandte sich um und rief mit scharfer Stimme: »Achtung! Kolonne hat meine Erlaubnis, sich hier aufzuhalten. Kein Kontakt mit den Russen. Sie haben in ihren Fahrzeugen zu bleiben.« Das war deutlich genug, um auch Ulanin klarzumachen, dass vorläufig noch nichts entschieden war.

General Gunderssen kam heran und protestierte: »Meine Herren, wir befinden uns in der entmilitarisierten Zone. Keiner von Ihnen hat das Recht, hier Befehle zu erteilen.«

»General Gunderssen«, sagte Tate, »bleiben Sie bei Ihrer Truppe, mischen Sie sich nicht ein, sonst lasse ich Sie verhaften.«

Der Schwede begann auf russisch auf Ulanin einzureden, doch der alte General fiel ihm ins Wort. »Ich an Ihrer Stelle würde General Tates Rat befolgen.«

»Das Hochkommissariat wird davon in Kenntnis gesetzt werden«, sagte Gunderssen und ging steifbeinig davon.

»Er hat natürlich recht, William«, sagte Ulanin. »Weder Sie noch ich haben hier Befehlsgewalt. Sie haben das Abkommen verletzt, als Sie Flugzeuge in den Luftraum der Zone entsandten.«

»Ich würde eine ganze Panzerdivision einmarschieren lassen, wenn sie unseren Präsidenten fände.«

Nachdenklich nickte Ulanin. »Das täte ich auch, wenn es etwas helfen würde.«

»Wie leicht Sie das sagen, General. Sie hätten schon früher helfen können.«

Der alte General runzelte die Stirn. »Ich schwöre Ihnen, wir wußten nicht, dass sich hier Terroristen herumtreiben.«

»Ich habe Fotos gesehen, die andere Vermutungen nahelegen«, entgegnete Tate eisig. »Ihr habt Himmel und Hölle wegen Trask und der ›Allende‹ in Bewegung gesetzt. Wenn ihr ebenso rasch auf die anderen Anhaltspunkte der Satellitenbilder reagiert hättet, wäre der Anschlag vielleicht zu verhindern gewesen.«

»Ich habe erst vor zwei Stunden davon erfahren. Das ist die reine Wahrheit.«

»Ich kenne solche leninistischen Wahrheiten seit zwanzig Jahren. Aber lassen wir das. Was ich selbst glaube, ist nicht wichtig. Was man in Washington glaubt, das zählt, und dort ist man skeptischer denn je.«

Ulanins Blick verschleierte sich. »Eure strategischen Verbände wurden in Alarmbereitschaft versetzt. Uns ist ein solcher Akt der Feindseligkeit unbegreiflich. Gegen wen kann sich diese Drohung richten?«

»Das KGB hat möglicherweise die Abu Mussa auf Fotos übersehen, aber ich glaube, auch euer Geheimdienst weiß, dass man von einem Sabotageakt gegen die ›Air Force One‹ spricht. Und nun das hier«, er wies auf die Wracks und die Toten. »Es ist besser, Sie kehren mit Ihren Leuten in die Zentrale Zone zurück, Juri, und ich erledige, was mir noch zu tun bleibt.«

»Wir mußten unsere eigenen Streitkräfte ebenfalls alarmieren. Wir tun es nur widerstrebend, und wir verstehen auch, dass ihr über diese Vorfälle erregt seid, aber wir müssen Schritte unternehmen, um jede Bedrohung der Sowjetunion zu vereiteln.«

Das klang so traurig und ehrlich besorgt, dass sich Tate trotz seines Argwohns gerührt fühlte.

»Wir kommen wieder auf den gleichen Punkt zurück. Warum habt ihr uns nicht gewarnt, dass sich hier arabische Guerillas befinden?«

Ulanin sagte zornig: »Der Geheimdienst, William, diese blöden Spione! Sie waren so begeistert davon, dass sie den Beweis für den Verstoß eures Fliegers liefern konnten, dass sie ganz darauf vergaßen, alle Filme auszuwerten. Und dann war es zu spät. Die Israelis und nicht unser prächtiges KGB oder GRU haben Leč identifiziert.« Er blickte Tate forschend an. »Aber war eure CIA besser? Wieso wurdet ihr nicht von euren eigenen Leuten verständigt, dass Leč auf Sinai ist?«

Das war eine heikle Frage. Geheimdienste hatten die fatale Eigenschaft, gerade dann zu versagen, wenn man sie am nötigsten brauchte. In seiner eigenen Laufbahn konnte Tate die Fehlentscheidungen gar nicht mehr zählen, die auf Grund lückenhafter oder falsch ausgelegter Informationen erfolgten. Doch diesmal wog das Versagen so schwer, dass die Konsequenzen nicht abzusehen waren. Das Misstrauen zwischen den beiden Großmächten hatte sich dermaßen gesteigert, dass jede bereit war, beim geringsten Verdacht einem Erstschatz des Gegners zuzukommen. Selbst an diesem Ort, umgeben von den Verheerungen schrecklicher Geschehnisse, spürte man die größeren Gefahren, die hinter dem Horizont lauerten.

»Wir möchten euch helfen«, sagte Ulanin. »Laßt uns wenigstens zeigen, dass wir keine Schuld an diesem Überfall tragen.«

Tate blickte den Russen fest an. Seit er erwachsen war, hatte er mit den Realitäten des kalten Krieges gelebt. Auch die Jahre der Entspannungspolitik hatten diese Realität nicht aus der Welt geschafft. Er hatte mit ansehen müssen, wie seine Soldaten und Freunde von den Kugeln der Kommunisten getötet wurden, während die Beschwichtiger am Konferenztisch diskutierten. Doch Juri Ulanin glaubte er zu kennen, und er bewunderte ihn sogar. Der alte General war jeder Zoll ein Soldat, ein Mann, der sein Vaterland ebenso liebte wie Tate. Diese Liebe bedeutete nicht, dass man alles guthieß, was die Politiker taten. Oft vertrat man gegenteilige Meinungen, allerdings war das für einen Ulanin gefährlicher als für einen Tate.

Der Russe, mit seinem sechsten Sinn, schien diese Gedanken zu erraten. »Wir kennen uns doch, William«, sagte er. »Wir sind Soldaten neuen Gepräges, Sie und ich. Ich bin um einiges älter als Sie, aber in einem Punkt stimmen wir überein: Wir glauben daran, dass *wir* den Frieden zwischen unseren Staaten sichern müssen, wenn die Politiker versagt haben. Es gibt manches, was uns trennt. Aber auf dem Friedhof gibt es keine Ideologie.« Er legte seine schwere Hand auf Tates Schulter. »Ich sage es nochmals: Wir möchten euch helfen. Was wir hier unternehmen, ist von entscheidender Wichtigkeit, das wissen Sie.«

Tate sagte langsam: »Wenn wir die Abu Mussa nicht stellen und die Geiseln befreien, werden die Entscheidungen in Washington und in Moskau fallen, nicht hier, Juri.«

»Wie wird Washington auf diesen Anschlag reagieren?«

»Wenn Talcott Bailey tot sein sollte, wird der Vorsitzende des Repräsentantenhauses – er heißt Fowler Beal – zum Amtierenden Präsidenten ernannt.«

»Was ist er für ein Mensch? Ist er stark?«

Tate schüttelte bedauernd den Kopf. »Er ist nicht stark. Er ist ... leicht zu beeinflussen.«

»Von den Faschisten in eurer Regierung?«

Tates Zorn flammte auf. »Mein Gott, Juri, zuerst sind Sie ganz vernünftig, und dann reden Sie wieder daher wie eine Propagandabroschüre. Wenn jemand der Sowjetunion misstraut, ist er deswegen noch lange kein Faschist. Während der letzten dreißig Jahre habt ihr uns genug Gründe zur Vorsicht gegeben.«

»Dennoch gibt es viele solche Leute im Pentagon«, beharrte Ulanin mit slawischer Sturheit.

»Sie müssen das verstehen, Juri: Sehr wenige Amerikaner trauen der Sowjetführung. Das ist eine Tatsache, mit der ihr zu rechnen habt.«

»Der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs ist so ein Amerikaner?«

»Ja.«

»Und wird er diesen Beal beeinflussen?«

»Ja, sehr.«

»Wenn Beal aber so ein Schwächling ist, warum wird er dann euer Präsident werden?«

»Das Amt geht nicht auf den Stärksten über, Juri. Die Nachfolge ist durch die Verfassung geregelt. Ihr Russen haltet uns zwar für eine Nation von Gangstern, aber es gibt Gesetze, die wir respektieren. Die Konstitution ist so ein Gesetz, und sie enthält die Bestimmung, dass der Vorsitzende des Repräsentantenhauses Präsident wird, wenn sowohl der gewählte Präsident als auch der Vizepräsident tot oder handlungsunfähig sind. Der Fall ist zwar bisher noch nie eingetreten, aber das Gesetz ist bindend.«

Seufzend hob Ulanin die Augen zum östlichen Horizont, wo das erste schwache Morgenlicht den Himmel aufhellte. Schwerfällig sagte er: »Wir hatten solche Hoffnungen – zumindest einige von uns.« Er zuckte die breiten Schultern unter dem Uniformmantel. »Ich glaube, ich werde die Amerikaner nie ganz verstehen. Doch wenn Sie mir sagen, dass es so sein muß, dann glaube ich Ihnen. Kommen Sie jetzt, William. Im Auto wartet jemand, der mit Ihnen sprechen möchte. Vielleicht beruhigt es Sie, zu wissen, dass dieser Mann hier ist.«

»Rostow?«

Ulanin nickte.

»Das beweist gar nichts, Juri.«

»Reden Sie trotzdem mit ihm. Es gibt manches, was Sie erfahren sollten, und er will es Ihnen selbst sagen.«

Tate folgte dem Russen zu der großen, verstaubten Limousine. Rostow öffnete die Tür zum Rücksitz und sagte auf englisch mit starkem Akzent: »Bitte nehmen Sie Platz, General.«

Tate stieg ein. Der Fahrer und ein Adjutant musterten mit kritischen Blicken die Pistole an seinem Gürtel, aber Rostow winkte unwirsch ab. Seine Augen waren forschend auf den Amerikaner gerichtet. »Das ist eine Katastrophe, General«, begann er ohne Umschweife. »Für uns alle. Wir müssen alles tun, was in unserer Macht steht, um die Gefahren abzuwenden. Sind Sie der gleichen Meinung?«

»In diesem Punkt ja, Sir«, entgegnete Tate unverbindlich.

»In anderen Punkten vermutlich nicht. Nun, das kann ich Ihnen

nicht verübeln.« Rostow rückte schwerfällig auf seinem Sitz, und plötzlich merkte Tate, dass dieser Mann große Angst hatte – und trotz der bedrohlichen Nähe so vieler zu allem fähiger amerikanischer Soldaten sicherlich nicht um seine eigene Haut.

»Wir hätten Sie wegen des Auftauchens der Abu Mussa warnen sollen«, sagte Rostow. »Oder wir hätten selbst eingreifen müssen. Und das wäre auch geschehen, wenn wir gewußt hätten, was vorgeht. Glauben Sie mir das?«

»Was ich glaube, ist im Moment unwichtig, Sir. Tatsache bleibt, dass Sie weder das eine noch das andere getan haben.«

»General, ob Sie mir glauben oder nicht, wenn die Dummköpfe im Hauptquartier der GRU ihre Arbeit ordentlich gemacht hätten, dann hätten wir uns nicht um dieses alberne Räuberspiel zwischen unseren Geheimdiensten gekümmert, sondern Sie sofort gewarnt, dass Leč sich auf Sinai aufhält. Er ist ein berühmter Maoist, ein Unruhestifter, ein Feind des sowjetischen und des amerikanischen Volkes. Er hätte eben-
sogut mich überfallen können wie Ihren Vizepräsidenten.« Die hellen Augen wurden schmal. »Warum hatte Mr. Bailey so schwachen Begleitschutz, General? Sie wußten doch, dass Guerillas jederzeit in die Friedenszone einsickern können.«

Tate nahm diese versteckte Rüge schweigend hin. Ja, warum hatte Bailey eine so kleine Eskorte? Um das zu begreifen, hätte Rostow die amerikanische Politik und die antimilitaristische Haltung Baileys viel besser kennen müssen. Kein Russe, gewohnt an die Autorität und Disziplin in einem kommunistischen Staat, konnte auch nur im entferntesten jene Beweggründe verstehen, die einen Talcott Bailey bei seinen Entscheidungen leiteten.

»In der Sowjetunion würde der Mann, der für die Sicherheit des Vizepräsidenten verantwortlich war, hingerichtet werden, ganz gleich, wer es auch war«, sagte Rostow grausam.

»In den USA verfährt man anders, Sir«, antwortete Tate. »Aber das Endergebnis mag wohl das gleiche sein.«

»Dann ist es doch für Sie von Vorteil, wenn Sie mit uns zusammenarbeiten.«

Tates Stimme wurde kalt. »Versuchen Sie nicht, mit mir zu handeln, Sir. Mein Präsident ist tot, und sein Nachfolger befindet sich auf jeden Fall in Lebensgefahr. Meine Soldaten wurden angegriffen und niedergemetzelt. Im Moment beschäftigt mich nur das. Wenn Sie meinen, dass Sie uns helfen können, werde ich Ihre Unterstützung akzeptieren. Wenn nicht, dann schlage ich vor, dass Sie die entmilitarisierte Zone so rasch als möglich verlassen. Es könnten sich Reibungen ergeben, die alles nur verschlimmern würden. Ich habe bereits gegen die Bestimmungen des Zypernabkommens verstoßen«, sein Ton wurde noch eisiger, »und ich werde auch weiterhin ohne Rücksicht auf diesen Vertrag alles unternehmen, um die Gefangenen zu befreien. Ich hoffe, ich habe mich klar ausgedrückt.«

»Absolut, General. Und ich gebe Ihnen meine Zusicherung, dass die sowjetischen Einheiten in der Zone mit Ihnen in jeder erdenklichen Weise zusammenarbeiten werden. Sie wissen natürlich, dass General Gunderssen schon einen Protest beim Hochkommissariat eingebracht hat und die weiteren Schritte meiner Regierung von der Haltung des Hochkommissariats abhängen.« Er hob den Zeigefinger, um eine Entgegnung abzuwehren. »Aber bis zu dem Augenblick, in dem ich aus Moskau gegenteilige Instruktionen erhalte, gilt meine Weisung an General Ulanin, Ihnen jede mögliche Unterstützung zu gewähren. Oberst Jermolow hat bereits Befehl für Suchflüge im sowjetischen Sektor, und General Suweif wird alle als Guerillas verdächtigen Personen im ägyptischen Sektor aufgreifen.« Er blickte zu dem grell beleuchteten Fleck Wüstenboden hinaus, wo die Sanitäter nun die Leichen in Hubschrauber verluden. Ungläubig schüttelte er den Kopf. »Das war die Tat von Irren, General. Von Verbrechern. Wir haben nichts damit zu schaffen. Die Sowjetregierung würde sich nicht zu solchen Taten hergeben.«

»Das hat schon General Ulanin gesagt, Sir.«

»Ich möchte Sie noch über etwas informieren, was Sie wahrscheinlich nicht wissen, General«, sagte Rostow. »Es mag von Bedeutung sein oder nicht. Aber auf dem Weg in die Zentrale Zone haben wir einen Verletzten aufgelesen, einen alten Mönch aus dem Katharinenkloster am Fuß des Berges Sinai. Er war angeschossen worden. Mönche wer-

den selten angeschossen, General, zumindest in diesem Teil der Welt. Der Mann ist sehr alt, wie ich sagte. Soweit ich mich aus meiner Kindheit an die Gewohnheiten der Mönche erinnere, nehme ich an, dass er sich irgendwo im Gebirge in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. Er phantasierte über Feiran, die Oase dort und über einen Angriff von Sarazenen. Sarazenen sind auf der Sinaihalbinsel seit dem 11. Jahrhundert eine Rarität. Doch Guerillas nicht, wie wir das beide wissen. Ich habe Jermolow befohlen, eine Luftlandeeinheit nach Feiran zu entsenden. Die Soldaten fanden die Spuren eines Massakers, General. Mindestens dreißig Leichen – Beduinen, niedergemacht und liegengelassen. Offenbar gerieten sie in einen Hinterhalt einer Gruppe mit automatischen Waffen ...«

»Mit sowjetischen Waffen, Sir?« fragte Tate unumwunden.

»Es könnten sowjetische Erzeugnisse sein. Aber sehen wir zunächst davon ab. Später werden wir Nachforschungen darüber anstellen. Vielleicht gelingt es Oberst Nowotny, zu klären, wie eine Mörderbande in der Zentralen Zone zu sowjetischen Gewehren kam. Ich fürchte, diese siegreiche Schlacht geht auf das Konto des Abu-Mussa-Kommandos. Abgesehen von dem hier«, er deutete nach draußen, »griffen sie eine Schar von Beduinen an, die bloß mit Messern und Hirtenstäben bewaffnet waren. Wahrscheinlich brauchten sie die Kamele, oder vielleicht war der Überfall nur eine Übung, oder sie hatten es auf den Lagerplatz bei der Wasserstelle abgesehen. Nach allem, was wir von diesem Leč wissen, würde er schon aus geringfügigen Gründen Menschen töten. Wenn Ihre Landsleute in der Gewalt eines solchen Mannes sind, besteht größte Gefahr. Selbst die Araber wollen nicht, dass Mr. Bailey etwas zustößt, denn er war als ihr Freund bekannt, obwohl die Amerikaner sonst immer proisraelisch waren.«

Tate ignorierte diesen politischen Seitenhieb. »Hat der Mönch die Angreifer gesehen?«

Rostow zuckte die Achseln. »Wer weiß? Er war nahe genug, dass ihn eine Kugel traf, und weit genug, um zu flüchten und nordwärts bis zu der Straße zu wandern, wo wir ihn fanden. Aber ich habe mich gefragt: Wo würde Leč mit seiner Bande Zuflucht suchen? Wo wären die

Abu Mussa in dieser Wüste sicher und könnten sich festsetzen, während sie ihre Forderungen überlegen?«

»Im Kloster der heiligen Katharina?«

»Natürlich. Im Süden der Halbinsel gibt es keinen anderen Ort, der in Betracht käme – und bestimmt werden sie es nicht wagen, nordwärts zu ziehen. Nicht einmal bei den Ägyptern fänden sie Unterschlupf. Es kann nur das Kloster sein.«

»Haben Sie auf Grund dieser Vermutung bereits etwas unternommen?«

Rostow schüttelte den Kopf. »Wir? Nein, General. Wir haben in der entmilitarisierten Zone keine Flugzeuge eingesetzt. Einen solchen Befehl kann ich nicht ohne Billigung Moskaus erteilen. Aber Sie ...«

Aber ich, dachte Tate, ich habe die Punkte des Abkommens bereits verletzt und trage persönlich die Verantwortung. Der Zynismus des Russen nötigte ihm fast ein Lächeln ab. Rostow bot wohl Hilfe an, aber von äußerst zwiespältiger Art, nur darauf abzielend, vor der Welt die Unschuld der Sowjets zu demonstrieren. Nun, er würde auch ohne solche Unterstützung mit den Schwierigkeiten fertigwerden.

»Falls ich Hilfe brauchen sollte, werde ich mich als erstes an Sie wenden, Sir«, sagte Tate und machte Anstalten, den Wagen zu verlassen. Rostow hielt ihn zurück.

»Einen Moment noch, General«, sagte er in warnendem Ton. »Sie werden natürlich Washington Bericht erstatten. Ich bitte Sie, Ihren Vorgesetzten von überstürzten Schritten abzuraten. Die Sowjetregierung trägt an dieser Affäre keine Schuld, und wir werden alles tun, um den Beweis dafür zu erbringen. Aber wir werden auch Vorkehrungen für unsere eigene Sicherheit treffen. Wir werden nicht dulden, dass diese Tragödie als Vorwand für imperialistische Abenteuer missbraucht wird.«

»Sir, seit dreißig Jahren bricht die sowjetische Führung Verträge, unterstützt Umsturzversuche und bewaffnete Revolutionäre. Überall auf der Welt, wo es Krisenherde gab, hatte der Kreml die Hand im Spiel. Es könnte sehr schwierig sein, meine Landsleute davon zu überzeugen, dass die Sowjetunion diesmal nicht an den Geschehnissen beteiligt ist.

Ich glaube Ihnen – weil ich meine, eine solche Aktion wäre zu gefährlich, selbst für den Kreml. Aber was sich hier abgespielt hat, wäre nie möglich gewesen ohne die vorhergehende Entwicklung – all die Jahre hindurch, in denen die Sowjetunion als Unruhestifter auftrat. Sie werden diese Prüfung also durchstehen müssen, Sir, wie wir alle!«

Er stieg aus und ging wortlos an Ulanin vorbei über das Gefechtsfeld zum Nachrichtenteam, das für die Direktsendung ins Pentagon bereitstand. Er näherte sich einem Hubschrauber, wo Beaufort wartete, und sagte ihm: »Schick eine Helikopterstaffel nach dem Katharinenkloster. Ich möchte, dass das Kloster bis auf weiteres beobachtet wird.«

»Sollen die Hubschrauber angreifen, wenn sie etwas sehen?« fragte der Pilot.

»Unter keinen Umständen. Sie sollen das Kloster nur überwachen und Meldung erstatten. Nichts sonst, außer auf meinen ausdrücklichen Befehl.«

»Jawohl, Sir.« Beaufort kletterte in die Kabine, um die Weisung per Funk durchzugeben.

Ulanin war Tate zu der Maschine nachgekommen. Im scharfen Gegenlicht wirkte seine Gestalt im langen Mantel wuchtig und formlos wie ein Felsblock. »William«, sagte er auf russisch, »hat der Stellvertretende Ministerpräsident mit Ihnen über den alten Mönch gesprochen?«

»Ja.«

»Ich habe selbst gehört, was der alte Mahn sagte. Er ist – oder war – der Hüter des Beinhauses, wo die Toten aufbewahrt werden.«

»Was nützt uns das!«

»Ich bin mir nicht sicher. Aber ich glaube, irgendwo gelesen zu haben, dass es von diesem Beinhaus aus einen unterirdischen Zugang zum Kloster gibt. Man könnte auf diesem Weg ins Kloster eindringen.«

Wieder Stalingrad, dachte Tate. Der General hatte die Kämpfe in den Kanalsystemen der zerstörten Stadt nie vergessen.

»Ich werde den Mönch durch den Sanitäter befragen lassen«, sagte Ulanin. »Wenn ich Griechisch verstünde, würde ich es selbst tun.« Er

legte dem Amerikaner die Hände auf die Schultern. »Das mag nicht der richtige Zeitpunkt dafür sein, aber ich sage es trotzdem: mein Beileid, William. Mein Beileid zum Tod eures Präsidenten – und eurer Soldaten.«

»Danke, Juri. Doswidanja!«

»Doswidanja, Bratuschka!«

Mit schweren Schritten ging Ulanin zu den sowjetischen Fahrzeugen zurück. Tate sah zu, wie sie reversierten und im Zwielficht in Richtung Zentrale Zone davonrollten. General Gunderssen und seine Leute folgten ihnen.

Ein Lieutenant der Nachrichtentruppe trat heran. »Sir, wir gehen auf Übertragung zum War Room des Pentagons. Der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs ist anwesend und wünscht Sie zu sprechen.«

Das war eine Unterredung – nein, eher eine Konfrontation –, die Bill Tate in diesem Augenblick lieber vermieden hätte, aber das war völlig ausgeschlossen. Er schaute wieder zum Himmel. Nun wurde es rasch hell. Jede Minute war kostbar. Er ging zu den Technikern bei der mobilen TV-Apparatur, um Admiral Stuart Ainsworth über die Lage zu informieren.

Deborah Zadok saß zwischen den Guerillas eingekeilt auf einem der erbeuteten amerikanischen Lastwagen. Sie roch die Ausdünstung der Araber, den üblen Blutgeruch ihrer eigenen Uniform und den scharfen Pulvergestank der Gewehre. Sie mußte die kleinen Quälereien der Männer erdulden, denen es kindische Freude zu bereiten schien, ihr Schmerzen zuzufügen und sie zu demütigen: Sie wurde gekniffen, derbe Hände betasteten ihre Waden und Schenkel, Gewehrmündungen drückten sich an ihre Brüste. Als die Amerikaner zu intervenieren versuchten, wurde ihnen mit dem Erschießen gedroht, und Sergeant Robinson erhielt sogar einen Kolbenhieb ins Gesicht.

Talcott Bailey saß stumm da. Es schien, als könnte er immer noch nicht begreifen, dass er sich in den Händen von Menschen befand, die

nicht die mindeste Ahnung hatten, welche Behandlung man einer Persönlichkeit seines Ranges schuldig war. Er sah aus wie jemand, der zum ersten Mal der nackten Gewalt begegnete.

Sein Sekretär Bronstein befand sich in schwerem Schockzustand. Bei jeder Bewegung eines Arabers zuckte er zusammen. Sogar im Halbdunkel unter der Plache konnte Deborah die entsetzliche Angst sehen, die in seinen starren Augen saß.

Colonel Seidel benahm sich, wie man es von ihm erwarten durfte – gefaßt und kühl-gelassen –, was auf die Guerillas sichtlich Eindruck machte. Zumindest hatten sie es vermieden, ihn zu beschimpfen oder Hand an ihn zu legen. Sogar wenn sie ihn bedrohten, geschah das mit einem gewissen Anstand: Die Geste, mit der sie die Waffen auf ihn richteten, um ihn, falls nötig, zu töten, drückte gleichzeitig ihr Bedauern über diese Notwendigkeit aus.

Einige Zeit waren die beiden geraubten Lastwagen dicht hintereinander ohne Lichter ostwärts gefahren, dann auf der Straße nach Süden, in Richtung auf Sankt Katharina. Einmal hatte Deborah das Geräusch einer tieffliegenden Düsenmaschine gehört, aber entweder hatte der Pilot die Autos nicht gesehen oder er war unschlüssig, was er unternehmen sollte, ohne die Geiseln zu gefährden.

Deborah konnte nicht hinaussehen, doch da sie die geographischen Verhältnisse der Halbinsel und die Taktiken der arabischen Terroristen kannte, vermutete sie, dass die Abu Mussa auf das Katharinenkloster zusteuerten: ein guter Stützpunkt, um von dort aus Forderungen zu diktieren, und leicht einzunehmen, da die gegenwärtigen Bewohner völlig wehrlos waren – ein Umstand, der diesen Schlupfwinkel für Guerillas besonders verlockend machte.

Knapp vor Tagesanbruch waren sie angekommen, und der Europäer, der sich Leč nannte, hatte alle Araber bis auf zwei Wachen für die Geiseln absitzen lassen. Kurz darauf hörte man Geschrei, Schüsse und das laute Wehklagen einer Beduinenfrau.

Die Abu Mussa waren ohne Schwierigkeiten in das Kloster eingedrungen. Bis ins 19. Jahrhundert gab es nur einen einzigen Zugang in das Kloster: ein Tor in der Granitmauer, etwa fünf Meter über dem Bo-

den. Besucher wurden in einem Korb hochgehievt, und das nur, wenn die Mönche sich überzeugt hatten, dass die Fremden sie weder bedrohen noch ihre Ruhe stören würden. Aber später waren für die Touristen und die Pilger an verschiedenen Stellen Tore und Pforten ausgebrochen worden. Eine davon wurde arglos von dem Diakon geöffnet, der sich um Besucher zu kümmern hatte. Für seine christliche Brüderlichkeit bezahlte er mit dem Leben – er wurde auf der Stelle erschossen, verschlafen und gähnend, wie er herangeschlurft war. Das Gewehrfeuer scheuchte die anderen Mönche aus ihren Zellen auf, sie liefen den Arabern direkt vor die Mündungen. Acht weitere starben, bevor Leč Einhalt gebot. Draußen wußten nur Deborah und Sergeant Robinson, die einzigen von den Geiseln, die schon früher Guerillaaktionen miterlebt hatten, was vorging. Die übrigen Gefangenen begriffen es erst, als hinter den Mauern die Klagegesänge der Mönche ertönten.

Rasch waren die überlebenden Mönche, alles verängstigte Greise, zusammengetrieben und unter Bewachung gestellt. Die Abu Mussa hatten das Kloster und das felsige Tal am Fuß des Berges völlig in der Gewalt. Als die Gefangenen aus den Lastwagen in den Bau gebracht wurden, hörte Deborah wieder das ferne Geräusch einer Düsenmaschine, es kam irgendwo vom Osten, jenseits des Tales, aber sie konnte nichts am Himmel sehen als die verblassenden Gestirne.

Sie wurde von den anderen getrennt und in einen kreuzförmigen Raum eingesperrt, der aus der massiven Mauer ausgehöhlt worden war. Durch ein einziges, hoch angebrachtes Fenster, ursprünglich nur eine Schießscharte, fiel das graue Licht der Morgendämmerung in die Zelle. Wenn sie sich auf das einzige Möbelstück stellte, einen schadhafte Holztisch, dann sah sie über den verschachtelten Dächern die Basilika, dahinter die Umfassungsmauer und die noch im Zwielflicht liegenden, aufragenden Felsklippen.

Die Katharinenkirche war ein seltsamer Bau, halb in die Erde versunken und drohend wie eine Festung. Kurz nach dem Sechstagekrieg, als die israelischen Truppen im Triumph durch Sinai fuhren, hatte Deborah mit einer Gruppe von Touristen das Kloster besucht. Aber da-

mals hatte sie es im Sonnenglanz gesehen, die Gärten und Höfe innerhalb der Mauern in voller Blüte des Wüstenfrühlings. Nun wirkte es anders, düster und verschattet, an das zackige Gesicht der Granithänge und die zerklüfteten Felswände des Hauptmassivs gedrängt. Direkt unterhalb des Fensters durchstreiften zwei bewaffnete Araber die dunklen Gartengehege auf der Suche nach Mönchen, die sich dort versteckt haben mochten und der ersten raschen Fahndung entgangen waren.

Das Kloster selbst lag noch immer im tiefen Schatten. Aber die Berge im Osten, die jenseits der Mauer steil anstiegen, wurden von den ersten schwachen Sonnenstrahlen gerötet; es war ein blasses, lebloses Licht, das sich vom Himmel zur Erde zu senken schien. Hie und da wuchsen in den Felsspalten vereinzelte Dornbüsche oder eine verkümmerte Tamariske. Jenseits der Mauer, schwarzgrün gegen die heller getönten Klippen, stand eine Reihe von Zypressen. Wie sich Deborah erinnerte, befanden sich hinter diesen Bäumen die Ställe und Werkstätten, wo die christlichen Beduinen ihre Arbeit verrichteten. Durch die Morgenstille hörte Deborah die Rufe und Flüche, als die Guerillas die verwirrten, eingeschüchterten Beduinen vertrieben. Weit oben im Tal, auf den schwindelnd steilen Hängen des Massivs, drängten sich die Schafe aus den Herden der Beduinen, vom Gewehrfeuer verscheucht, aber zu dumm, um mehr zu tun, als die Geröllhalden zu erklettern und dort nach Futter zu suchen, das es in diesen Höhen nicht gab.

Deborah setzte sich auf den Boden, den Rücken an die uralten Steinquadern der Wand gelehnt. Sie mußte sich zu klarem Denken zwingen, wie sie es während ihrer militärischen Ausbildung für den Fall schwieriger Situationen gelernt hatte. Zunächst versuchte sie festzustellen, an welchem Punkt des Klosters sie sich befand, und dazu mußte sie sich den Lageplan des Baues vergegenwärtigen. Von ihrer Zelle überblickte man den so genannten ›Garten des Heiligen Dornbusches‹. Jeder Winkel des vier oder fünf Hektar messenden Bereichs innerhalb der Mauern hatte einen eigenen Namen. Sie erinnerte sich nur an einige davon. Zwischen dem Garten und der Basilika gab es einen dreieckigen Hof. Dort stand die winzige St.-Georgs-Kapelle. Das wuß-

te Deborah, weil dieser Trakt an das einzige Tor der Westmauer stieß. Sie schloß die Augen und versuchte sich die Zeichnung im Touristenführer ins Gedächtnis zu rufen, aber das gelang ihr nicht. Dieser Ort war ein Sammelsurium von offenen Höfen, umfriedeten Gärten, Kapellen, Heiligtümern, Pilgerherbergen, Mönchszellen, Sakristeien und wohl Hunderten unbenutzter und wahrscheinlich vergessener Räume ähnlich jenem, in dem sie nun eingekerkert war. Am Kloster wurde seit den Zeiten des Kaisers Justinian dauernd herumgebaut, und jetzt war es ein richtiges Labyrinth. Sogar die dicken Mauern waren wie Bienenwaben von Gelassen und Gängen durchwühlt. Deborahs militärische Schulung sagte ihr, dass es unmöglich war, dieses unübersichtliche Objekt mit weniger als tausend Mann zu besetzen. Und sie war sicher, dass die Mannstärke der Abu Mussa allerhöchstens 25 betrug. Andererseits stand fest, dass eine kleine, zum Äußersten entschlossene Gruppe, mit automatischen Gewehren bewaffnet, jeden Teil des Klosters fast unbegrenzte Zeit halten konnte. Man müßte Artillerie oder Bomber einsetzen, um die Verteidiger zu vernichten, und eine solche Aktion war aus mehreren Gründen völlig undenkbar: Erstens hatten die Araber den Vizepräsidenten der USA als Geisel, und zweitens litten die Amerikaner noch immer an Schuldgefühlen, weil sie während des Zweiten Weltkriegs die Abtei Monte Cassino zerstört hatten – sinnlos, wie sich herausgestellt hatte.

Es war möglich, dass die Amerikaner bald kommen würden, aber sicher war es nicht. Deborah wußte auch nicht, ob sie hohe Risiken eingehen wollten. Wenn sie nur mit Infanterie und leichten Waffen angriffen, würden sie hohe Verluste haben und keine Gewähr dafür, dass sie Bailey lebendig in die Hand bekämen. All diese Ereignisse lagen in einer Entwicklung von unabwendbarer Folgerichtigkeit, seit ein Hijacker zum ersten Mal ein Flugzeug entführte und damit Erfolg hatte, dachte Deborah. Es war nicht auszudenken, von absurder Schrecklichkeit, unfasslich, aber wahr. Sie schloß die von Sandkörnern entzündeten Augen und versuchte sich halbwegs bequem zu setzen. Sie verspürte großen Durst, aber niemand hatte den Gefangenen zu trinken gegeben. Hinter der versperrten Bohlentür stand ein Araber mit seinem

sowjetischen Sturmgewehr. Von Zeit zu Zeit öffnete er, blickte herein und spuckte aus. Er war ein hübscher junge, nicht älter als achtzehn, mit langem Haar und erstem Bartschatten. Einmal bat Deborah ihn um Wasser, worauf er erwiderte, für jüdische Huren sei keines da, und die Tür zuwarf.

Sie überlegte, wohin die anderen gebracht worden waren. Vom Fenster aus hatte sie gesehen, wie Paul Bronstein und Jape Reisman in die Basilika getrieben wurden. In dem eingesunkenen Bau gab es etwa sechs kleine Seitenkapellen. Vielleicht entsprang es einer Regung von Galgenhumor, dass Leč seine Geiseln gerade dort einschloss. Er schien ein Mensch zu sein, der Vergnügen daran fand, geheiligte Räume, die uralte religiöse Kunstschatze bargen, durch Schüsse zu entweihen.

Wieder drangen Rufe von draußen herein, und nun hörte Deborah das unverkennbare Knattern eines Hubschraubers. Sie stieg zum Fenster hinauf, sah aber nichts als ein Geviert sich langsam rauchblau aufhellenden Himmels. Das Motorengeräusch wurde lauter, es mußten mehrere sein, dachte Deborah. Mit einiger Anstrengung zog sie sich höher und versuchte, sich auf das Steinsims zu stützen, um bessere Sicht zu haben. Aber sie erblickte noch immer nichts. Offenbar näherten sich die Hubschrauber vom Osten. Das Hämmern der kreisenden Rotoren schwoll noch stärker an, als die Maschinen das Kloster überflogen, und verebbte dann rasch, bis es gänzlich erstarb.

Das Verschwinden der Flugzeuge stürzte Deborah in noch tiefere Verzweiflung. Sie konnte sich nicht mehr am Sims halten, und als sie losließ und wieder auf den Tisch sprang, schürfte sie sich an den Quadern die Knie auf. Ein Gefühl der Verlassenheit und der Hoffnungslosigkeit erfasste sie, wie sie es nicht einmal empfunden hatte, als Dov Rabin neben ihr gestorben war. Sie dachte an Bill Tate, doch der schien unglaublich fern. Die Trennung von ihm hatte sich in jener schweigenden Endgültigkeit ihrer letzten gemeinsamen Nacht vollzogen. Es schien ihr, als sei es ihre Bestimmung gewesen, in diesem uralten Gemäuer zu sitzen, bewacht von schmutzigen Arabern. Während er woanders hingehörte, in ein helles Land mit grünen Bergen und milden Regenschauern, ein Land freier Städte, gegründet von seinen aristo-

kratischen Ahnen, die für das aufdringliche Gewimmel der anderen hastig raffenden Zuwanderer, all dieser Europäer, Asiaten und Juden, nur stumme Verachtung hegten.

Dieser halb geformte Gedanke war so trostlos, dass sie den Kopf an die Steinwand lehnte und zum ersten Mal seit der Gefangennahme zu weinen begann. Die Tränen zogen Streifen durch die Staubkruste auf ihren Wangen. Er wird nicht kommen, um mich zu holen, dachte sie. Vielleicht wird er kommen, um den Vizepräsidenten zu befreien, der seinem Volk angehört, aber nicht meiner wegen. Dieser plötzliche Ausbruch des Grams war völlig unvernünftig, das wußte sie. So unangreifbar die momentane Position des Abu-Mussa-Kommandos auch erscheinen mochte, ein solcher Sieg durfte ihnen einfach nicht zugestanden werden. Tate *mußte* mit seinen Truppen kommen, es blieb keine andere Wahl. Aber wenn es sich so verhielt, warum hatte dann Deborah Zadok die unerschütterliche Gewissheit, dass an diesem fremden Ort der Christenheit der Tod auf sie wartete?

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und Leila Jamil trat ein. Sie hatte das Beduinengewand abgelegt und trug einen Tarnanzug. Nun bemerkte Deborah erst, wie schlank die Araberin war; Sonnenglut und Entbehrungen hatten ihren Körper ausgedörrt und abgehärtet, ihm alles Weibliche genommen. Das kurz geschnittene schwarze Haar war grau meliert, aber das Gesicht wirkte noch jung: hohe, flache Backenknochen, schmale Augenbrauen, fein gebogene Nase und dunkle, weit auseinander gesetzte Augen. Ihre Waffe hatte sie draußen bei dem Posten gelassen. Sie blickte die Gefangene an; für einen Menschen, dessen Hass gegen die Juden berüchtigt war, trug sie eine überraschend neutrale Miene zur Schau.

»Du brauchst dich nicht zu fürchten«, sagte sie langsam auf hebräisch.

Deborah hielt dem prüfenden Blick stand und entgegnete in akzentfreiem Arabisch: »Ich fürchte mich nicht vor dir.«

»Ich vergaß, dass du eine Sabra bist«, sagte Leila ironisch.

Deborah schwieg.

»Ich bin gekommen, um dir zu sagen, dass die Amerikaner anrücken. Hast du die Hubschrauber gehört?«

Deborah blieb stumm. Sollte die Frau doch sagen, was sie zu sagen hatte. Sie spürte eine eigentümliche psychische Anspannung, die von der Araberin ausstrahlte.

»Einer der Hubschrauber ist im Tal gelandet, bei der Straße. Damit haben wir gerechnet. Sie werden kommen und sich vor den Mauern postieren, das wird aber auch schon alles sein. Leč versucht über eines der erbeuteten Funkgeräte Kontakt mit ihnen aufzunehmen. Wenn die Amerikaner auf unsere Bedingungen eingehen, wird niemandem ein Haar gekrümmt.«

»Außer denen, die bereits tot sind«, erwiderte Deborah.

Leila zuckte die Achseln. »In jedem Befreiungskampf gibt es Verluste.«

Deborahs Gesicht zeigte deutlich, was sie von dieser Erklärung hielt.

»Wir sind bereit, für unsere Überzeugung zu sterben«, sagte die Araberin. »Du nicht?«

»Das fragst du eine Jüdin? Seltsam!«

»Ich könnte dich freilassen, damit du den Amerikanern und deinen Leuten unsere Forderungen überbringst. Was meinst du dazu?«

»Ich glaube dir nicht.«

»Wir verlangen die Freilassung aller in Israel eingekerkerten Kämpfer der Arabischen Front ...«

»Das wird unsere Regierung ablehnen.«

»Diesmal nicht. In Amerika hat es eine Flugzeugkatastrophe gegeben. Der Mann, den wir in der Basilika festhalten, ist nun Präsident der USA.«

»Auch das glaube ich nicht.«

»Es ist wahr. Gestern ist der amerikanische Präsident gestorben. Wir haben seinen Nachfolger als Geisel. Nun können wir alles erreichen, was wir wollen. Alles. Es gibt nichts, was unmöglich wäre.«

Stumm setzte sich Deborah nieder. Sie spürte das schwere, lautlose Pochen ihres Herzens.

»Alle arabischen Gefangenen müssen befreit und alle geraubten arabischen Territorien zurückgegeben werden. Wir werden Reparationen beanspruchen. Eine Summe in der Höhe von 500 Millionen Dollar.«

»Ihr seid irrsinnig.«

Leila schloß einen Moment die Augen. Deborah sah, dass sie vor Übermüdung schwankte. »Alle Amerikaner, Russen und Israelis werden aus Sinai abziehen und ihre Fahrzeuge, Waffen und Flugzeuge, die gesamte Ausrüstung zurücklassen.«

»Völlig irrsinnig«, flüsterte Deborah. Diese Frau war zu lange im Kampf gestanden, hatte zu oft verloren und sich für eine aussichtslose Sache aufgeopfert, sie konnte nicht mehr realistisch denken. Deborah empfand fast Mitleid mit ihr. Kein Mensch – und gewiß keine Frau – sollte ein ganzes Leben wie Leila Jamil verbringen müssen, als eine einzige Kette von Gewalttaten und immer auf der Flucht.

Die Araberin schien Deborahs Gedanken zu erraten, und sie geriet in Wut. Sie trat vor und schlug Deborah mit aller Kraft ins Gesicht. Deborah taumelte und duckte sich instinktiv, um einem zweiten Hieb auszuweichen.

Der Guerilla auf dem Gang öffnete die Tür und schob seine Waffe durch den Spalt. Leila fuhr herum und schrie ihn an: »Verschwinde! Weg, weg!«

Sie packte Deborah bei den Haaren und wollte sie nochmals schlagen, aber nun wehrte die sich. In der Umklammerung fühlte sich Leilas Körper an wie aus festen Lederriemen zusammengeflochten. Sie stieß dumpfe Tierlaute aus, während ihre Fäuste auf Deborah loshämerten. Es war, als breche alle Bitterkeit und Entsagung eines ganzen Lebens ungehemmt aus ihr hervor.

Und dann geschah etwas, was Deborah am allerwenigsten erwartet hätte und was sie mit Abscheu erfüllte. Leila schob ihre Hand in Deborahs Hemdbluse, faßte die Brüste, und mit erschreckender Plötzlichkeit schlug der Zorn der Araberin in keuchende Erregung um. Gierig preßte sie den Mund auf Deborahs Hals. Die dünnen, eisenharten Finger verkrallten sich schmerzend in die Brust des Mädchens. Deborah starrte ihre Angreiferin mit ungläubigen Augen an. Sie wußte, dass Homosexualität unter Arabern weit verbreitet war, aber noch nie war sie einer Lesbierin begegnet. Ekel schüttelte sie bis zum Brechreiz, als Leila versuchte, sie zu Boden zu werfen.

Sie nahm all ihre Kraft zusammen, um die Hand wegzustoßen, die unter ihren Rock glitt, ihr die Schenkel zerkratzte. Sie bekam die Araberin beim Haar zu fassen und riß ihren Kopf zurück.

So jäh, wie sie ihrem Trieb nachgegeben hatte, hielt Leila inne und lehnte sich gegen die Wand. Während des Kampfes hatte sie selbst hastig die obersten Knöpfe des Tarnanzugs geöffnet, und Deborah sah den knochigen Oberkörper, die kleinen harten Brüste und die vor Erregung spitzen großen braunen Brustwarzen. Die dunklen Augen unter den geraden schwarzen Brauen waren verschleiert und glänzten feucht.

Abrupt stand die Araberin auf, knöpfte die Bluse zu und holte tief Luft. In ihrem Gesicht zuckte die mühsam beherrschte Begierde. Allmählich bekam sie sich wieder in die Gewalt. Ihre Augen richteten sich auf Deborah, die dieser starre, hasserfüllte Blick wie ein körperlicher Schlag traf.

»Nein«, sagte Leila halblaut, mehr zu sich selbst. »Nein, du wirst es nicht sein. Dich werde ich nicht zu den Amerikanern schicken.«

Dann war sie verschwunden, die klobige Tür schloß sich hinter ihr. Deborah ließ sich zu Boden gleiten, heftig zitternd kauerte sie an der Mauer. Plötzlich hob sich ihr Magen, und sie erbrach auf die Steinplatten. Als das würgende Schlingen abebbte, wischte sie sich die Lippen und zog sich mit Anstrengung am Tisch hoch, benommen vor Entsetzen, Abscheu und Verzweiflung.

19

Der durch viele Sperren und Sicherungen völlig abgeschirmte War Room des Pentagons war Fowler Beal ehemals immer als der Inbegriff eines idealen Zufluchtsortes erschienen. Obgleich der Politiker nur sehr vage Vorstellungen davon hatte, was in diesem unterirdischen

Raum und anderen ähnlichen Kommandozentralen in Omaha und im Cheyenne-Berg wirklich vorging, hatte ihn diese Atmosphäre ruhiger, fast grimmiger Entschlossenheit und methodischen Handelns, in der sich Generale und Admiräle so souverän bewegten, immer tief beeindruckt.

Bei früheren Besuchen, gewöhnlich unter Ainsworth' Führung, hatte er mit ehrlicher Überzeugung den hohen Ausbildungsstand gelobt, der es ermöglichte, die vielen ihm unverständlichen Phasen bei Probealarmen und Einsatzübungen reibungslos abzuwickeln. Die Gewissheit, dass zwischen seiner Person und der atomaren Vernichtung ein solcher präzise funktionierender Apparat stand, hatte Beal das Gefühl wirklicher Sicherheit gegeben.

Aber nun, als er unter Bewachung in dem Raum mit der geheimnisvollen Aufschrift ›CC Beta‹ saß, stellte sich dieses Gefühl der Sicherheit nicht mehr ein. Vor allem hatte er in den Stunden seit dem Tod des Präsidenten den Schock nicht überwunden. Der Präsident war ein Mann, auf dessen leitende Hand und Unterstützung Beal immer zählen konnte. Die Erkenntnis, dass er nun nicht mehr da war, um mit Rat und Tat zu helfen, machte Beal Angst.

Talcott Bailey war ihm nie besonders sympathisch gewesen. Insgeheim hielt er den Vizepräsidenten für einen Snob und akzeptierte ihn nur deshalb, weil ihn eben auch der Präsident akzeptierte. Als politischer Routinier begriff er, dass ein Typ wie Bailey aus wahltaktischen Gründen der Partei wichtig gewesen war, da sein Liberalismus noch immer Wählerschichten ansprach, deren Stimmen man brauchte, um die Mehrheit zu erringen.

Ganz selten hatte Beal die Möglichkeit erwogen, dass Bailey unter gewissen Umständen Präsident werden könnte. Diese Vorstellung war wohl beunruhigend, aber man konnte sich daran gewöhnen. Natürlich hatte er es nie gewagt, diese müßigen Spekulationen vor Ainsworth zu erwähnen, dessen Meinung über den Vizepräsidenten in den politischen Kreisen Washingtons nur zu gut bekannt war.

Aber nun, bei der Nachricht, dass Bailey nicht in der Lage war, tatsächlich die Nachfolge anzutreten, und man nicht einmal wußte, wo er

sich zur Zeit aufhielt, verlor Beal fast die Nerven. Nie zuvor in der Geschichte der USA hatte es eine ähnliche Situation gegeben. Eine vom Kongress getroffene Regelung, die aber bisher niemand als konkrete Möglichkeit in Betracht gezogen hatte, sah vor, dass die bedrückende Machtfülle der Präsidentschaft nun einem Mann zufiele, der sie fürchtete, seiner Fähigkeiten für dieses Amt nicht sicher war und es keineswegs anstrebte. Und wie um Old Fowlers düstere Vorahnungen eines drohenden Verhängnisses zu bestätigen, saß nun vor der Tür von ›CC Beta‹ ein Offizier mit einer versperrten Aktenmappe, in der sich die Nuklear-Kodes befanden. Wie ein Todesengel in Uniform war er aufgetaucht – vermutlich auf Ainsworth' Befehl –, kurz nachdem die Meldung von Baileys Zusammenstoß mit den Terroristen den War Room erreicht hatte.

Drei TV-Geräte versorgten Fowler Beal mit Nachrichten aus der Welt jenseits der Mauern des Pentagons. Zu diesem Zeitpunkt hatten alle drei Stationen ihre regulären Programme unterbrochen und brachten ausschließlich Reportagen über das Verhalten der Nation angesichts des Todes des Präsidenten. Mit wachsender Besorgnis verfolgte Beal die spontanen Reaktionen der amerikanischen Bevölkerung. Noch mehr erschütterten ihn die Erwägungen, welche die Kommentatoren so unverblümt äußerten. Die Hypothese eines Sabotageaktes, durch welche die Darstellung des Geschehens eine weitere dramatische Zuspitzung erfuhr, wurde ohne jede Einschränkung verbreitet und erörtert. Helen Risor war noch immer nicht vernehmungsfähig, auch die Obduktionsbefunde von den Leichen der Besatzungsmitglieder waren noch nicht freigegeben. In Ermangelung konkreter Fakten ergingen sich die Meinungsmacher in immer unheimlicheren Mutmaßungen.

Als gewiegter Politiker merkte Beal, dass sich in der Öffentlichkeit ein emotional betonter Umschwung vollzog. In den Schmerz über den Tod eines populären Präsidenten mischte sich verborgene Wut. Wenn er die seelische Verfassung der Amerikaner richtig beurteilte, dann müßte die Reaktion auf jegliche Andeutung, dass arabische Terroristen dem Vizepräsidenten aufgelauert und ihn entführt oder getötet haben könnten, eine wüste Hasspsychose sein. Und falls sich die An-

nahme verbreitete, dass die Sowjets davon wußten? Dass sie in irgend-einer Form daran beteiligt waren? Er schauderte, wenn er daran dachte, dass *er* mit den unabsehbaren Weiterungen konfrontiert wäre, mit der Forderung, sofort zu handeln. Aber *wie* zu handeln? Wie verhielt man sich bei solch einem heimtückischen Anschlag? Unbewußt erriet er Ainsworth' Antwort, und dieser Gedanke war entsetzlich.

Soeben sprach ein ABC-Korrespondent über eine spontane Trauerversammlung von Bürgern beim Lincoln Memorial in Washington. Beal sah eine etwa zehntausendköpfige Menschenmenge im Nieselregen. Die meisten verharrten in Schweigen, aber da und dort wandten sich Redner an die Umstehenden. Das waren keine Aktivisten, die ihre Zuhörer zu Demonstrationen aufwiegeln wollten, sondern offenbar einfache Leute, die miteinander zu klären suchten, wie man der Regierung am besten nahelegen könne, den wahren Hergang der Tragödie von Palm Springs bekannt zu geben. Bisher hatte sich Washington auf einige wenige Mitteilungen beschränkt, und diese waren lückenhaft. Es fehlte der Vizepräsident, der rasch die Zügel in die Hand genommen hätte, wie damals Johnson in Dallas.

»Seit wir erfahren haben, dass Vizepräsident Bailey aus dem Nahen Osten zurückkehren wird, verlautet von offizieller Seite nichts mehr über seinen Verbleib«, sagte der Reporter trocken.

Im ABC-Studio erschien nun ein sichtlich perplexer, finster blickender Korrespondent, der beim Weißen Haus akkreditiert war. Er raschelte mit Papieren und begann: »Die Flugzeit von der Sinai-Halbinsel nach Washington beträgt höchstens acht Stunden. Doch bis jetzt ist nichts über die Ankunft des Vizepräsidenten bekannt geworden. Diese Tatsache wird überall in der Hauptstadt mit wachsender Besorgnis registriert.«

Auch der ABC-Korrespondent auf Zypern konnte keine genauen Angaben über Baileys Aufenthalt machen. »Hier spielt sich alles sehr geheimnisvoll ab«, meldete er. »Der Presseoffizier des UNO-Hochkommissariats, Mr. Kaschi Ravi Singh, erklärte, innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden sei mit keiner Stellungnahme der Hochkommissare zu rechnen, es könne auch noch länger dauern. Ich hatte ein

Gespräch mit dem »Prawda«-Korrespondenten; er teilte mir mit, dass sich der Stellvertretende Ministerpräsident Rostow noch immer in der Zentralen Zone befinde. Aber er sagte *nicht*, dass das Abkommen auch tatsächlich erneuert worden sei. Gerade dieser Umstand wird hier als wesentlich betrachtet. Niemand will hier ernstliche Erwägungen über den Aufenthalt des Vizepräsidenten – oder besser gesagt des neuen Präsidenten – anstellen.«

Der Moderator fragte, wie die zypriotische Bevölkerung diese kritische Entwicklung aufnehme.

»Obwohl es bei uns erst früher Morgen ist, haben sich mehrere hundert Personen in den Straßen rund um das Johanniterkastell, den Sitz des UNO-Hochkommissariates, versammelt. Die Menge verhält sich ruhig, aber man spürt die allgemeine Nervosität, ja sogar Furcht. Das ist alles, was ich im Moment zur Lage sagen kann.«

Beal wechselte zur CBS über. Man sah den Kairoer Korrespondenten vor dem hellerleuchteten Cairo Hilton Hotel. Gespannt hörte Beal den Ausführungen zu, und seine Befürchtungen wuchsen. Der Reporter in Ägypten war der erste TV-Berichterstatte, der ein Gerücht über Terroristenaktivität gehört hatte. »Gewährsleute, die der geächteten Arabischen Front für die Befreiung Palästinas nahe stehen, ließen durchblicken, dass sie vielleicht mehr über die Verzögerung der Rückkehr des Vizepräsidenten nach Washington wissen, als sie sagen. Wir haben erfahren, dass eine Guerilla-Organisation, sie nennt sich ...« Plötzlich gab es Bild- und Tonausfall, dann blendete sich das New Yorker Studio ein, und der Moderator sagte, die Verbindung mit Kairo sei gestört, offenbar infolge eines technischen Gebrechens. Diese prompte Zensur wirkte auf Beal alarmierend. Wenn die Regierung der Vereinigten Arabischen Republik den Korrespondenten auf solche Weise mundtot machte, war eine Mitwisserschaft und mögliche Beteiligung nicht ausgeschlossen. Das erforderte eine entsprechende Antwort – und zwar bald.

Durch die schrägen Fenster von »CC Beta« sah Beal den Admiral, umgeben von Offizieren aller Streitkräfte, quer durch die »Pit« herankommen. Von den Computerprojektionen an der Wand war der Be-

reitschaftsstand der amerikanischen Kernwaffenverbände abzulesen. Die dichtgesäten Kontrolllichter, welche den Stand der Minuteman-Einheiten anzeigten, wechselten von Gelb zu Rot, das Zeichen für volle Alarmbereitschaft. Nun bedurfte es nur mehr der Weisungen des Präsidenten, um einen massiven Interkontinentalraketenschlag zu führen. Beals Kehle wurde trocken und pelzig. Er hatte keine Ahnung gehabt, dass Ainsworth schon so weit gegangen war. Seine Augen suchten die Auswertungen von Informationen der Midas- und Samos-Satelliten, die nun auf ihren Umlaufbahnen Zentralasien erreicht hatten. Alle bekannten sowjetischen strategischen Positionen, die ›Bären‹-Bomberverbände und die SS-9-Raketenstützpunkte, hatten Bereitschaft 2. Grades, die der Alarmstufe Gelb der Amerikaner entsprach. Auf einer dritten Projektionsfläche konnte er die Bahn der sowjetischen Kosmos-Satelliten und die konstante Überwachung durch das amerikanische Stör-Radar verfolgen und feststellen, dass die *Weltraumwaffensysteme* des Gegners fast schon auf Knopfdruck gestartet werden konnten.

Die Anhäufung dieser elektronischen Informationen und die Intensität der vielen Männer, die in der ›Pit‹ und den angrenzenden Räumen konzentriert an ihren Geräten arbeiteten, inmitten einer verwirrenden Vielzahl von Schaltpulten, Kommunikationseinrichtungen und Monitoren, all das wirkte in höchstem Maß erschreckend. Nun bereute Beal, dass er den umfangreichen technischen Teil der Dokumentation für den ›Fall Leerlauf‹, eine dicke Mappe, die ihm am Tag nach dem Referat dieses bebrillten Computerspezialisten von der Yale-Universität durch einen Kurieroffizier zugestellt worden war, nicht genau gelesen hatte. Er hatte es einfach von sich geschoben, all diese Zahlenkolonnen und die nüchternen Berechnungen von ›Megatoten‹ und ›Interdiktionen‹ – es hatte ihn geistig überfordert. Jetzt war er ganz darauf angewiesen, wie Ainsworth und der Generalstab die Lage beurteilten und was nach Meinung der Militärs zu erwarten stand, wenn die Sowjets tatsächlich diese arabischen Banditen vorgeschoben hatten, um die USA zu provozieren.

Soweit er den Betrieb in der ›Pit‹ beobachten konnte, sah alles nach

aktiven Kriegsvorbereitungen aus. Einen Moment verspürte Fowler Beal den Drang, einfach davonzulaufen, zurück in Terri MacLeans rosa Liebesnest in Rockville, und dort den Kopf zwischen ihren üppigen Brüsten zu bergen, in ihrer Wärme vor dem grausigen Schicksal, das ihm drohte, Schutz zu suchen. Aber das war natürlich unmöglich, ihm blieb nichts anderes übrig, als hier auszuharren und dem Gebot der Stunde zu folgen. Er mußte das tun, was für ihn selbst, für die verängstigten, empörten, ratlosen Menschen im ganzen Land und für die Interessen der USA erforderlich war. Das Problem bestand freilich darin, dass er nur mehr die äußere Erscheinungsform einer Führungsposition kannte, aber nicht die Dynamik. Es war eine bittere Erkenntnis, dass nun ein anderer ihm die Hand führen mußte.

Admiral Stuart Ainsworth betrat den Raum. Nach der plötzlichen Rückreise über einen ganzen Kontinent wirkte der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs sehr müde. Seine sonst so untadelige Marineuniform war etwas verdrückt, und er hatte Schatten unter den Augen. Aber das Kinn war vorgereckt und die Miene streng. »Die Direktübertragung aus dem Sektor wird sofort beginnen. Ich möchte, dass Sie zusehen«, sagte er.

Und ins Intercom: »Schalten Sie Sinai herein. Auf Monitor drei.« Die Sendungen der heimischen TV-Stationen wurden ausgeblendet, und auf dem mittleren Schirm erschien ein neues Bild: ein Gewirr schwerbeschädigter und ausgebrannter Militärfahrzeuge, dicht aufgeschlossenen, auf einer schmalen Straße durch felsiges Wüstengebiet. Die Szene war grell mit Scheinwerfern ausgeleuchtet, obwohl der Himmel bereits die rauchblaue Tönung des frühen Morgens zeigte. Nun schwenkte die Kamera auf eine Gruppe amerikanischer Soldaten mit blauen Baretts, sie schoben Leichen in Plastiksäcke, die im scharfen Licht glänzten, als wären sie nass.

»Das ist der Konvoi, er wurde knapp zwanzig Kilometer vor dem UN-Hauptquartier überfallen«, sagte Ainsworth scharf. »Innerhalb des entmilitarisierten Territoriums! So viel, was die verdammte UNO betrifft.«

Das Zoomobjektiv holte eine von Einschlägen durchsiebte große

Limousine mit zerschossener Windschutzscheibe ganz nahe heran. Links vorne flatterte der Wimpel mit dem Ring und den beiden Pfeilen, darunter stand in vier Sprachen das Wort »Frieden«, das nun wie ein Hohn wirkte. Der Wimpel auf der anderen Seite zeigte das offizielle Emblem des Vizepräsidenten der USA.

Ainsworth drehte den Ton lauter, die Stimme eines der jungen Offiziere des Kontingents, der die Situation kommentierte, tönte durch den Raum. »Die Leiche von Colonel Benjamin Crowell wurde im Wagen des Vizepräsidenten auf dem Boden vor dem Rücksitz gefunden. Der Fahrer lag am Straßenrand neben der Limousine. Die meisten Angehörigen der militärischen Eskorte des Vizepräsidenten fielen offenbar beim ersten Feuerstoß des Gegners. Vier der Soldaten kamen nicht einmal dazu, aus ihrem Fahrzeug in der Spitzengruppe der Kolonne zu springen. Die übrigen wurden vor dem Wagen des Vizepräsidenten getötet. Von den Männern der Eskorte konnte nur Sergeant Crispus Robinson nicht gefunden werden.«

Nun erfasste die Kamera den ausgebrannten Funkwagen. »In diesem Fahrzeug wurden die Leichen eines Offiziers und dreier Techniker gefunden«, sagte die junge Stimme in nüchternem Ton. Wieder ein Schwenk, diesmal zum Ende der Kolonne, wo Reste von TV- und Filmausrüstung verstreut waren. »Alle zivilen Pressevertreter, die zur Reise mit dem Vizepräsidenten angemeldet waren, wurden identifiziert.«

»Er meint, sie sind tot«, erklärte Ainsworth grimmig.

»Eine Anzahl von Zivilisten wurde offenbar von Handgranatensplittern getroffen und dann aus nächster Nähe erschossen«, lautete der Kommentar dazu.

Wieder wechselte das Bild und zeigte das Kommandofahrzeug hinter der Limousine mit den Wimpeln. »Alle Angehörigen des israelischen Kontingents, mit Ausnahme der Sekretärin des israelischen Verbindungsoffiziers, wurden gefunden und identifiziert. Tot.« Beim Anblick der Blutspritzer auf der von runden Einschusslöchern quer durchgesägten Windschutzscheibe wurde es Beal fast übel.

»Vermisst werden: der Vizepräsident, der Stabschef des amerikani-

schen Kontingents, Colonel Jason Seidel, außerdem John Peters Reisman, Pressesekretär und Sonderbeauftragter des Präsidenten, und der Sondersekretär des Vizepräsidenten, Paul Bronstein, sowie Sergeant Crispus Robinson und Deborah Zadok, Hauptmann der israelischen Armee.« Nun kam der Kommentator selbst ins Bild, ein junger Captain, der das blaue Barett mit dem Abzeichen der Friedensstreitmacht trug. »Soweit unser erster Bericht, Sir. Wir zeichnen natürlich weiter auf, bis alles geborgen ist.«

Ainsworth nahm ein Handmikrofon vom Halter unter dem großen Bildschirm und sprach hinein: »Ist General Tate anwesend, Captain!«

»Jawohl, Sir, er kommt schon.« Dann fügte der Offizier mit einem etwas feindseligen Unterton hinzu: »Er führte Gespräche mit den Russen, die vor etwa zwanzig Minuten hier eintrafen.«

Der Admiral preßte die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen. Als Tate vor der Kamera stand, fuhr er ihn barsch an: »General, was zum Teufel haben die Russen dort zu suchen?«

Tate, dessen Gesicht die Spuren großer Strapazen zeigte, blinzelte ins Objektiv, und Beal hatte das unangenehme Gefühl, als blicke der Kommandeur des amerikanischen Kontingents direkt in den Raum. »General Ulanin ist gekommen, um uns seine Hilfe anzubieten. In seiner Begleitung befindet sich Anatolij Rostow.«

»Sorgen Sie dafür, dass die Brüder verschwinden«, sagte Ainsworth eisig, mit mühsam beherrschter Feindseligkeit.

»Die sowjetische Gruppe fährt sowieso schon los. – Ulanins Leute glauben, dass sich die Abu Mussa nach Süden abgesetzt haben, zum Katharinenkloster. Ich habe einige Hubschrauber auf Erkundung ausgeschiedt und erwarte jede Minute ihre Meldungen.«

»Sie haben diese Aktion auf Grund von Informationen der Kommunisten befohlen?« fragte Ainsworth stirnrunzelnd.

»Jawohl, Admiral.«

»Einen Moment, Tate.« Ainsworth schaltete das Mikrofon aus und wandte sich zu Beal. »Nun, Sir?«

Beal sah ihn verblüfft an. »Nun *was*, Stuart?«

»Sollen wir das alte Kloster angreifen, wenn Tates Angaben stimmen?«

»Mein Gott, Stuart, warum fragen Sie mich? Ich bin doch ein militärischer Laie ...«

»Die Entscheidung müssen *Sie* treffen. Sie sind der amtierende Präsident.«

Es beginnt schon, dachte Beal, unwillkürlich zusammenzuckend. Das war der Augenblick, den er gefürchtet hatte. Er versuchte Zeit zu gewinnen. »Warten Sie ab, Admiral. Der Kongress hat sich noch nicht mit der Sache beschäftigt. Außerdem wissen wir nicht, ob Talcott Bailey tot ist ...«

»*Ich* glaube, dass er tot ist, Sir. Und selbst wenn er noch lebt, ist er sicherlich nicht handlungsfähig. Die Bedingungen des ›Falles Leerlauf‹ sind also gegeben.«

»Stuart, ich kann mich doch nicht einfach selber zum Präsidenten ausrufen. Die Verfassung ...«

Ainsworth blickte erbarmungslos. »Die Verfassung ermächtigt Sie dazu, Sir. Muß ich Ihnen die Stelle zitieren? Sie *sind* amtierender Präsident. Treffen Sie die Entscheidung.«

Beal spürte ein Würgen in der Kehle, kalter Schweiß lief ihm über den Rücken. »Stuart ...«, stammelte er, »Stuart, ich kann nicht ...«

»Dann werde *ich* in Ihrem Namen die Entscheidung treffen, da der Nationale Sicherheitsausschuss noch nicht zusammengetreten ist. Das ist eine militärische, keine politische Entscheidung.«

Fowler Beal konnte nur stumm nicken, er war zugleich erleichtert und verstört. Ainsworth schaltete die Verbindung zu Sinai wieder ein und sagte: »General, wenn Ihre Hubschrauber die Araber sichten, dann greifen Sie das Kloster mit allen erforderlichen Kräften an, um unsere Leute zu befreien – jene, die noch leben.«

Tate starrte ins Objektiv.

»Bestätigen Sie diesen Befehl, General«, drängte Ainsworth ungeduldig.

»Admiral, wenn wir das tun, bedeutet es den Tod der Geiseln.«

»Mit dieser Möglichkeit müssen wir rechnen.«

»Die Terroristen haben den Präsidenten in ihrer Gewalt«, erwiderte Tate, jedes Wort betonend.

»Das steht nicht fest. Wir können nicht wissen, ob unsere Leute noch am Leben sind oder nicht.«

»Tote hätten die Abu Mussa kaum mitgenommen.«

»Auf jeden Fall ist Bailey *nicht* Präsident. Noch nicht. Und wahrscheinlich wird er es nie werden.«

Beal bemerkte den jähen Wechsel von Tates Gesichtsausdruck. Er konnte zwar nicht Gedanken lesen, aber es war nicht schwer zu erraten, was im Gehirn des Generals vorging, als Ainsworth seine wahren Absichten eröffnete.

Nach einer langen, lastenden Pause sagte Tate: »Diesen Befehl nehme ich nicht entgegen.«

»Anscheinend interpretieren wir die Verfassung ganz verschieden, General. Ich gebe Ihnen eine Chance zur Überlegung. Selbst wenn man genau wüsste, dass Mr. Bailey lebt und sogar den Amtseid als Präsident abgelegt hat, ist er gegenwärtig nicht in der Lage, seinen Pflichten nachzukommen. Deshalb geht die Präsidentschaft an den Speaker des Repräsentantenhauses über – der mit mir in diesem Raum ist –, und in seinem Namen befehle ich Ihnen, das Abu-Mussa-Kommando zu stellen und anzugreifen.«

Tate sprach langsam, die Worte sorgsam wählend. »Sir, ich habe auf Sinai die Aufgabe, den Frieden zu wahren, nicht zu stören. Ich sah mich bereits gezwungen, die Bestimmungen des Abkommens zu verletzen, das meine Anwesenheit hier rechtfertigt. Ich bitte Sie, nochmals zu überdenken, was Sie da von mir verlangen.«

»Ich *verlange* nichts, General!. Ich *befehle* Ihnen, jene Banditen, die die Flagge entehrt, unsere Soldaten getötet und mit unseren Feinden konspiriert haben, um die Sicherheit der USA zu gefährden, unverzüglich zu vernichten oder gefangen zu nehmen. Und ich erteile Ihnen diesen Befehl kraft meiner Autorität als Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs und als militärischer Repräsentant des amtierenden Präsidenten der Vereinigten Staaten!«

Beal sah, dass Tate nur mühsam seinen Zorn beherrschte. »Ich wiederhole Sir: ich erkenne die Autorität eines amtierenden Präsidenten nicht an. Talcott Bailey *ist* Präsident, solange wir nicht wissen, dass er tot ist.«

»Oder wenn er *handlungsunfähig* ist, General!« ergänzte Ainsworth. Und da ist der Admiral nach dem Buchstaben des Gesetzes absolut im Recht, dachte Beal. Du lieber Gott, Tate mußte doch wissen, dass Ainsworth auf die Verfassung pochen konnte. Warum forderte er dann seinen Vorgesetzten heraus? Weil es für ihn natürlich außer Zweifel stand, dass es einen Präsidenten Fowler Beal überhaupt nicht gab. Weil ihm klar war, dass alle Entscheidungen über Krieg und Frieden in die Hände Stuart Ainsworth' gelegt würden, wenn er, Tate, diese Befehle ausführte. Zum ersten Mal erkannte Beal, worin sich diese Soldaten neuen Gepräges von ihren älteren Kameraden unterschieden. Die neuen Männer betrachteten sich in erster Linie als Erhalter des Friedens und nicht als bloße Kämpfer, sie wahrten ihr Recht, die Dinge nicht ohne weiteres hinzunehmen, sondern auch in Frage zu stellen, selbständig zu denken, nach ihrem Gewissen zu handeln, statt blind zu gehorchen.

Admiral Ainsworth begriff diesen Unterschied sehr wohl, und das brachte ihn in Wut. »General Tate, ich enthebe Sie Ihres Kommandos. Sie werden sofort nach Es Schu'uts zurückkehren und sich in Arrest begeben, bis Sie auf dem Luftweg nach Washington gebracht werden können.«

Staunend sah Beal, dass Tate tatsächlich lächelte. »Ich bedaure, auch diesen Befehl kann ich nicht befolgen, Admiral. Meine Kommandobefugnisse gehen vom Oberbefehlshaber direkt aus, nicht von den Vereinigten Stabschefs.«

Ainsworth wurde rot vor Wut, er wandte sich zu Beal. »Bestätigen Sie meine Verfügung, Sir.«

Fowler Beal wand sich. »Admiral – das ist eine rein militärische ...«

»Sir! Es ist absolut notwendig. Ich bestehe darauf, dass Sie als Oberbefehlshaber mich unterstützen.« Solcher Energie war Beal nicht gewachsen, er wußte, dass er ohne Ainsworth verloren wäre. Schweigend nickte er. Der Admiral reichte ihm das Mikrofon. »Ich – General Tate – hier spricht der Speaker des ...«

»Der *Präsident!*« zischte Ainsworth.

»Hier spricht der amtierende Präsident.« Die Worte kamen fast stotternd.

Tate erwiderte ruhig: »Es tut mir leid, Mr. Beal, im Moment erkenne ich keinen amtierenden Präsidenten der USA an. Ich kann Ihre Befehle ebenso wenig befolgen wie die des Admirals.«

Beal blickte Ainsworth ratlos an. Der kippte einen Schalter, und das Bild aus Sinai verschwand. In das Intercom sagte er: »Echo Sierra Control auf Schirm drei! Ich möchte Verbindung mit dem Hauptquartier des amerikanischen Kontingents.«

Sofort wurde der Standortoffizier in Es Schu'uts sichtbar. »Hier Captain Baring.«

»Captain, hier Admiral Ainsworth. Stellen Sie sofort fest, wo sich Colonel Dale Trask befindet, und holen Sie ihn vor die Kamera. Und ich möchte, dass eine WAC-Sekretärin mit Diktafon als Zeugin bei unserem Gespräch anwesend ist.«

Baring, ein junger Air-Force-Offizier, blickte verblüfft drein, als er so plötzlich dem Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs gleichsam Aug in Auge gegenüberstand, »Jawohl, Sir. Sofort, Sir.«

Ainsworth beugte sich wieder zum Intercom. »Schalten Sie General Shackelford und General Rivera in diese Verbindung ein.« Er hatte sich schon wieder völlig in der Hand, als er zu Beal sagte: »Dieser Fall betrifft die Armee und die Luftwaffe, Sir. Ebenso wie Sie selbst, ich möchte, dass Sie den beiden Stabschefs erklären, dass die Befehle, die ich erteilen werde, Ihre Billigung haben. Ich wünsche keine weiteren Debatten darüber, wer unser Kontingent auf Sinai befiehlt.« Er nickte aufmunternd. »Die Verbindung ist da, Sir. Bitte sprechen Sie.«

Beal sagte mit spröder Stimme: »Gentlemen, die Befehle, die der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs erteilen wird, haben meine Billigung.«

Ainsworth nickte kurz. »Danke, Mr. President.«

Auf dem Bildschirm, der auf Direktübertragung aus Es Schu'uts geschaltet war, erschien das narbige Gesicht Colonel Trasks. Hinter ihm sah Beal einen WAC-Captain, vage erinnerte er sich, dass es General Tates ständige Sekretärin war.

Trask wirkte verschlafen, die Uniform war etwas verknautscht, als habe man ihn eben erst geweckt, Beal fiel ein, was er über die alkoho-

lischen Exzesse dieses Piloten gehört hatte. Jeder in Ainsworth's Umgebung kannte Trasks Schicksal – seine schrecklichen Folterungen durch die Nordvietnamesen. Das war der Mann, der den ›Allende‹-Zwischenfall heraufbeschworen hatte, dessen Degradierung und Bestrafung die Russen forderten, weil er die Erneuerung des Zypernabkommens in Frage gestellt hatte.

»Colonel, ich wünsche, dass das Mädchen dort alles aufzeichnet, was wir jetzt sprechen werden. Ich schicke die Bestätigung unserer Unterredung sofort per Sonderkurier«, sagte Ainsworth.

»Jawohl, Sir.«

»Ich habe General Tate seines Kommandos enthoben ...«

Trask öffnete erstaunt den Mund. Dann blinkte in seinen Augen ein hartes Licht auf. »Jawohl, Sir.« Das Mädchen hinter ihm schien wie vor den Kopf geschlagen!

»Ich habe General Tate wegen Insubordination und Versäumnis entsprechender Vorsorge für die Sicherheit des Vizepräsidenten seines Kommandos enthoben. Hiermit befördere ich Sie zum Brigadier. Diese Beförderung muß vom Senat bestätigt werden, aber Sie führen Ihren neuen Rang von heute an. Ferner übertrage ich Ihnen bis auf weiteres das Kommando des amerikanischen Kontingents auf Sinai. Fliegen Sie mit einem Zug Air-Force-Polizei in die entmilitarisierte Zone und stellen Sie General Tate unter Arrest. Ist das klar?«

Nun war Trask hellwach. »Jawohl, Sir. Völlig klar.«

»Außerdem haben Sie Einheiten ausreichender Stärke vor dem Katharinenkloster bereitzustellen und die dort verschanzten Terroristen zur unverzüglichen Kapitulation aufzufordern. Wenn sie es ablehnen, dann holen Sie die Kerle heraus. Verstanden?«

»Jawohl, Sir. Sie sagten, Einheiten ausreichender Stärke. Bedeutet das auch den Einsatz von Bombern?«

»Es bedeutet, was ich sagte, General Trask: alle Kräfte, die erforderlich sind. Wir lassen uns auf keinen Handel mit kommunistischen Terroristen ein. Lassen Sie die Einheiten sofort starten und erstatten Sie mir via Satellit Bericht, sobald Sie am Einsatzziel sind.«

»Jawohl, Sir.« Trask blickte triumphierend. Beal versuchte zu ergrün-

den, welche Differenzen sich so rasch zwischen Tate und dem Air-Force-Offizier ergeben haben mochten, um diese schreckliche Angelegenheit als so angenehme Pflicht anzusehen.

Knapp bevor Ainsworth ausschaltete, sah Beal flüchtig das entsetzte Gesicht der WAC-Sekretärin.

In Moskau fiel schwaches Sternenlicht auf die schneebedeckte Stadt.

Durch energisches Klopfen an der Tür seiner Wohnung auf dem Leninskij-Prospekt wurde der GRU-Oberstleutnant Gukowski aus tiefem Schlaf aufgeschreckt.

Neben ihm erwachte seine Sekretärin und Freundin Irina Malenkowa, sie rollte sich zu ihm, ihre üppigen warmen Brüste pressten sich gegen seinen Arm. »Was – was ist denn?« fragte sie gähmend.

Der Abwehroffizier setzte sich auf und tastete nach der Lampe. Noch immer wurde geklopft. Mit verschleierte Augen sah er, dass es fünf Uhr früh war. Stirnrunzelnd schüttelte er sich, um ganz wach zu werden. Der Lärm von draußen machte ihn wütend, nun wurde schon laut an die Tür gedroschen. »Ja, ja, ich komme schon!« rief er.

Auf der Bettkante hockend, raffte er seinen Mantel zusammen, den er am Abend einfach auf den Boden hatte fallen lassen, fuhr mit den plumpen Händen unbeholfen in die Ärmel und erhob sich ächzend. Auch Irina hatte sich aufgesetzt, das hellblonde Haar hing ihr lang auf Schultern und Brüste hinab. »Deck dich zu, Mädchen«, flüsterte Gukowski.

Als er die Tür öffnete, sah er zu seinem Erstaunen zwei Offiziere vor sich, einen Oberst und einen Oberstleutnant. Hinter ihnen standen zwei KGB-Feldwebel mit umgehängten Maschinenpistolen.

»Sind Sie Oberstleutnant Gukowski von der ›Desinform‹ des GRU?«

»Ja, der bin ich. Was wünschen Sie?«

»Kommen Sie mit uns, Genosse.«

Gukowski hatte ein unangenehmes Gefühl in der Magengrube. »Darf ich nach dem Grund fragen, Genosse Oberst?«

»Sie sind verhaftet. Ziehen Sie sich an.«

Hinter sich hörte er einen leisen Aufschrei. Seine Freundin saß im zerwühlten Bett, die Decke über die Brüste gezogen. »Ist das Ihre Sekretärin Irina Malenkowa?« fragte der KGB-Oberst.

»Jawohl.« Gukowskis Stimme klang brüchig.

»Sie ist auch verhaftet. Ziehen Sie sich sofort an, Genossin Malenkowa.«

Irina wälzte sich aus dem Bett und lief auf stämmigen Beinen zum Schrank, ihre Hinterbacken wackelten bei jedem Schritt, und auf ihrem breiten weißen Rücken hatten sich die Falten des Lakens als rötliche Striemen abgezeichnet. Der KGB-Offizier wandte sich an Gukowski: »Ich habe gesagt, ihr beide sollt euch anziehen. Los, wir warten nicht gern.«

Gukowski gehorchte stumm. Er spürte Bartstoppeln auf dem Kinn, er war schmutzig, fragte aber lieber gar nicht erst, ob er sich noch waschen dürfe. Während er hastig in die Uniform schlüpfte, zermarterte er sich das Hirn, was er sich wohl hatte zuschulden kommen lassen, dass so plötzlich diese Katastrophe über ihn hereinbrach. Und warum holten sie auch Irina? Wurde sein gesamtes Büropersonal verhaftet?

Die Antwort auf diese Frage erhielt er, als er mit Irina und den KGB-Leuten auf die Straße trat. Der frühe Morgen war bitterkalt und sternenklar. Sie gingen zu einer schwarzen Limousine, die am Randstein vor dem Wohnbau parkte. Als die Tür geöffnet wurde, sah Gukowski neben dem Fahrer wie einen armen Sünder seinen Schreiber, Feldwebel Kamenew, hocken. »Es geht um diese verdammten Kosmos-Fotos, Genosse Oberstleutnant. Da haben Sie irgendwas übersehen!« Kamenews Stimme klang fast hysterisch. »Sagen Sie es ihnen, Genosse! Sagen Sie ihnen, dass ich nur ein einfacher Schreiber bin – so eine Art Laufbursche! Genosse Oberstleutnant, bitte sagen Sie es ihnen ...«

»Schweig!« fuhr ihn der KGB-Oberst an.

Gukowski fuhr herum. »Ist das wahr? Wurden wir deshalb verhaftet?«

Der Oberst faßte ihn scharf ins Auge. »Sie sind wegen gröblicher

Vernachlässigung staatspolitisch wichtiger Pflichten verhaftet. Ihretwegen, Genosse, fliegen wir alle vielleicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden in die Luft.«

Gukowski verstummte. Irina weinte, und Kamenew schrumpfte auf seinem Sitz immer mehr zusammen.

Etwa eine halbe Stunde später sagte der KGB-Oberst, ohne eine Miene zu verziehen: »Sie werden unter Bewachung auf dem Luftweg nach El Arisch gebracht und dann dorthin, wo sich General Ulanin aufhält. Der General hofft nur eines: Wenn die Amerikaner selbst sehen, welche unfähigen Idioten beim GRU auf verantwortungsvollen Posten sitzen, werden sie es schließlich doch für möglich halten, dass ein erwachsener Mann, der sich einbildet, ein vollwertiger Offizier der militärischen Abwehr zu sein, in seiner Beschränktheit übersehen konnte, was *Sie* auf den Kosmos-Fotos übersehen haben, welche wir den Israelis zuspielten.« Er holte tief Atem. »Die Amerikaner sind sehr nervös, Gukowski, und wenn sie nervös sind, dann sind sie sehr gefährlich. Auch ich kann nur für uns alle hoffen, dass sie erkennen, was Sie für ein Narr sind!«

Talcott Quincy Bailey öffnete die Augen. Der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihn fast glauben, dass er gestorben und in ein Paradies eingegangen sei, wie es die frommen Künstler des Mittelalters dargestellt hatten.

Vor ihm weitete sich eine große düstere Halle, von goldenen und silbernen Lampen erleuchtet, die von einer mit goldenen Sternen bemalten Holzdecke herabhingen. Zwei Reihen geschnitzter Säulen trugen die Decke, und er sah einige Bogen, die sich ins Dunkel, offenbar zu kleinen Seitenkapellen öffneten. Die linke Säulenreihe leuchtete in farbigem Widerschein, Bailey merkte, dass es die Ostwand war und das Licht von der aufgehenden Sonne kam, die durch bunte Fenster schien.

Er hätte es nicht für möglich gehalten, dass er nun schlafen könnte,

aber als ihn die Araber vor Morgengrauen zusammen mit den anderen durch ein Labyrinth von Höfen und Gärten bis in die Kirche geführt hatten, da war er, lang auf dem Steinboden ausgestreckt, in einen tiefen Erschöpfungsschlaf gesunken.

Drei Araber mit automatischen Gewehren im Arm hockten reglos an einer nahen Säule. Im Halblicht konnte Bailey nicht erkennen, ob sie wachten. Er vermutete aber, dass zumindest einer von ihnen auf dem Posten war.

Neben ihm lehnte Seidel an der Wand. Er döste unruhig vor sich hin, um seinen Mund zuckte es, als die Bilder des nächtlichen Hinterhalts und der vereitelten Flucht durch seine Träume geisterten. Hinter dem Richter ragten ein Paar verstaubter Fallschirmspringerstiefel hervor. Sie gehörten dem Negersergeant Robinson, der in voller Länge fest schlafend an der Mauer lag. Bailey begriff nicht, wie dieser Mann, nach allem, was sie durchgemacht hatten, so völlig abzuschalten vermochte. Doch das war wohl eine der Eigenschaften der Berufssoldaten: sie konnten überall und fast unter jeder Bedingung sofort einschlafen.

Bailey betrachtete wieder seine Umgebung. Das mußte die Katharinenkirche sein. Irgendwann während seiner Studienzeit hatte er über dieses Baudenkmal gelesen, aber er hatte nie gedacht, dass er es unter solchen Umständen kennenlernen würde. Doch sein regsamer Geist besaß die Fähigkeit, Einzelheiten genau zu registrieren, so dass er nun vieles wieder erkannte, was er vor sich sah.

Die Wand, die den Altar und die Apsis vom Kirchenschiff trennte, wurde, wie er sich erinnerte, Ikonostase genannt. Sie war mit Heiligenikonen aus dem 16. Jahrhundert bedeckt. Bailey wußte sehr wenig über sakrale Kunst, aber der Reichtum der Ausstattung beeindruckte ihn, obwohl ihm solches in seiner puritanischen Yankee-Mentalität eigentlich als ein Übermaß an Prunk widerstrebte. Fast hätte er über seine sonderbare Sprunghaftigkeit gelächelt. Während der letzten zehn Stunden hatte er Gewalt, Ekel, Furcht, Abscheu, Verzweiflung, Strapazen erlebt. Und nun fand er sich auf dem Steinboden in die Betrachtung von Schöpfungen kirchlicher Kunst des Ostens versunken – und das unter den Augen von Arabern, die ihn – darüber machte er

sich keine Illusionen – töten würden, weil ihnen das Töten so selbstverständlich war wie irgendeine alltägliche Verrichtung. Nicht zum ersten Mal in Baileys Dasein drang das wirkliche Leben mit Macht durch die Hülle blinder Rechtlichkeit, mit der er sich umgab.

Er sah zum Mosaik der Apsis empor. Ein großer, gebieterischer Christus blickte herab, in, wie es schien, strenger Mißbilligung der Entweihung Seines Hauses.

Bailey betrachtete wieder den schlafenden Sergeanten und Richter Seidel, beide regten sich nun und würden gewiß staunen, wenn sie in dieser goldenen Halle erwachten. Zum ersten Mal, seit er denken konnte, plagten Bailey ernsthafte Zweifel an seiner eigenen Klugheit. Es war schmerzlich, sich selber eingestehen zu müssen, dass jene Wertbegriffe, nach denen er sein Leben ausgerichtet hatte und die er politisch verfocht, hier völlig unhaltbar waren. Ideen wie Frieden, Besonnenheit und Toleranz hatten in Amerika Geltung und Bedeutung, weil sie durch die ungeheure Macht eines modernen Industriestaates gesichert waren. Wie leicht ließ sich davon reden, Schwerter in Pflugscharen umzuschmieden und die Brüderlichkeit aller Menschen zu verwirklichen, wenn man nicht unmittelbar mit dem Hass konfrontiert war, der in der wirklichen Welt regierte. Und er, Talcott Bailey, der die bessere Einsicht hätte haben sollen, er hatte versucht, diese Illusionen von gegenseitigem Vertrauen und Brüderlichkeit zu realisieren, indem er gerade jene Sicherungsbestrebungen, die eine solche liberale Haltung überhaupt erst ermöglichten, glattweg negierte. Wie hatte er nur so verblendet sein können. Jahrelang war er der überzeugte Antimilitarist gewesen, dessen Reden etwa in der rhetorischen Frage gipfelten: »Warum soll man ein Gewehr kaufen, wenn der Preis, den man dafür bezahlen muß, ausreicht, um ein Kind satt zu machen?« Welcher Mensch, der sich mit der Waffe hatte zur Wehr setzen müssen, konnte solche Thesen so idealistisch propagieren?

Aber wie waren solche Prinzipien hier aufrechtzuerhalten? Die bittere Antwort lautete, dass er, um sich zu befreien, ohne weiteres den Hunger vieler Unschuldiger in Kauf genommen hätte. Zum ersten Mal wurde ihm mit schmerzlicher Deutlichkeit klar, dass gerade seine pa-

zifistische Einstellung eine Situation geschaffen hatte, die seinen eigenen und den Untergang aller anderen Pazifisten heraufbeschwören konnte. Um seiner Überzeugung treu zu bleiben, hatte er den Tod von einem halben Hundert Menschen verschuldet und war zum Einsatz in einem wahnwitzigen Hasardspiel von Desperados geworden.

Er lehnte den Kopf gegen die Steinquadern und blickte aus halbgeschlossenen Augen zum Richter hinüber. Ob Seidel wußte, dass Bailey über die Hoffnungen und Pläne des Präsidenten, ihn, Seidel, als Nachfolger aufzubauen, längst informiert war? Wer wäre der bessere Präsident, Seidel oder Bailey? Wäre es einem von ihnen beiden gelungen, jenes behutsam ausgewogene Gleichgewicht der Kräfte zu erreichen, das die staatsmännische Größe des gegenwärtigen Präsidenten ausmachte? Er legte sich diese Frage vor, weil er das dumpfe Gefühl hatte, dass weder er noch Seidel und auch keine der anderen Geiseln hier lebend herauskam. Leidenschaftslos versuchte er abzuschätzen, welche Reaktionen ihre Ermordung in der Welt auslösen könnte. Er war immer gegen den Einsatz amerikanischer Soldaten auf Sinai gewesen. Für ihn war der 34. Meridian nie etwas anderes als eine weitere jener unheilvollen Linien, die man zog, um dann drohend zu verkünden: »Überschreiten auf eigene Gefahr!« Er hegte zwar Sympathien für Araber und Israelis, hatte aber nie die Meinung vertreten, es sei Aufgabe der Amerikaner, die Gegner zu trennen. Die Geschichte hatte beiden Völkern ihren Platz in diesen Gebieten zugewiesen. Und so war er, Talcott Bailey, durch eine Ironie des Schicksals zum Werkzeug in einer Entwicklung geworden, die hier in dieser Wildnis – und vielleicht in der gesamten übrigen Welt – Störungen des Gleichgewichts bewirken konnte.

Wenn die Araber sie aus einem anderen Grund als blindem Hass festhielten, welche Ansprüche würden sie dann stellen? Er mußte zugeben, dass sie tatsächlich einen hohen Preis ansetzen – nein, fordern – konnten. Ganz bestimmt die Freilassung gefangener Terroristen. Möglicherweise aber viel mehr: den Abzug amerikanischer Truppen von arabischem Territorium. Und würden sie mit dieser Erpressung Erfolg haben? Irgendwie bezweifelte er es. Sie hatten in der Person des Vizepräsidenten der USA ein wertvolles Pfand. Aber doch nicht wertvoll

genug, um dafür einen völligen Umschwung der amerikanischen Außenpolitik zu erkaufen. Und deshalb ist es ziemlich sicher, dass wir alle hier krepieren werden, dachte er. Aber damit wäre das alles noch nicht zu Ende. Dann käme die schreckliche Vergeltung.

Schwere Schritte hallten auf dem Steinboden, Seidel öffnete die Augen, und Sergeant Robinson richtete sich sofort auf.

Die Posten regten sich und standen auf. Durch das Kirchenschiff kam Leč mit der Frau heran, die sich Leila Jamil nannte. Bailey dachte einen Moment daran, dass Leila auf arabisch »Nacht« bedeutete. Und so war sie, dunkel und still, schön und bedrohlich. Beide trugen Karabiner, es war, als seien die Waffen ein Teil ihrer selbst.

Talcott Bailey erhob sich; das kostete ihn einige Mühe, aber er ließ es sich nicht anmerken, denn nun galt es, Haltung und Würde zu zeigen. Er sah, dass auch Robinson schon auf den Beinen war. Der Sergeant wirkte gespannt, sprungbereit, als warte er nur darauf, sich auf den Gegner zu stürzen. Aber Gegenwehr war aussichtslos. Eine einzige falsche Bewegung Robinsons, und die Guerillas würden ihn so erbarmungslos niederknallen, wie sie die Mönche töteten, die ihnen Einlass gewährt hatten. Normalerweise betrachtete man Selbstgerechtigkeit nicht als eine der Triebkräfte für Meuchelmord. Dennoch traf diese Charakteristik hier zu und ließ sich immer wieder feststellen. Unduldsame, bis zum Fanatismus gesteigerte Selbstgerechtigkeit war das hervorstechende Merkmal der Radikalen wie der Reaktionären, der Protestbewegungen auf der ganzen Welt, einst und jetzt – jener Bewegungen, denen sich diese Terroristen bedingungslos verschrieben hatten.

Wie Bailey nun auffiel, hatte Leč sein arabisches Gewand als unnötig gewordene Verkleidung abgelegt und trug einen Tarnanzug mit den Distinktionen eines Ostblockobersten. Erinnerungen tauchten auf, an Militärattachés, die er irgendwann einmal bei einem Empfang in Washington gesehen hatte, und fast automatisch stufte er die Rangabzeichen ein: jugoslawisch oder albanisch. Unter den gegebenen Umständen höchstwahrscheinlich eher albanisch. Unwillkürlich erschien Bailey die Situation absurd, dass er der Gefangene eines Mannes aus einem solchen abenteuerlichen Balkan-Kleinstaat war.

Das Gesicht des Albaners strahlte vor Triumph. Er pflanzte sich vor dem Amerikaner auf und sagte: »Ich bringe Ihnen wichtige Neuigkeiten und möchte Ihnen gratulieren, erhabener Herr.«

Bailey, der Enver Leč fast um einen halben Kopf überragte, blickte ihn stirnrunzelnd an. Kein Zweifel, dieser Mann war völlig labil, dachte er. Es gab eine Zeit – sie war noch nicht lange her –, da hätte Bailey entschieden die Meinung verfochten, solche Menschen könne man nur mit Geduld und Verständnis behandeln. Aber nun galten andere Maßstäbe. Dieser stämmige, schnurrbärtige, eiskalte Mensch hatte die Macht über Leben und Tod von Baileys Leuten. Während der letzten Stunden war Talcotts persönliche Welt angesichts der gemeinsamen Bedrohung so zusammengeschrumpft, dass er die Geiseln als *seine* Leute betrachtete. Er trug die Verantwortung für sie, daher mußte er sich hüten, mit diesem Enver Leč offen zu reden und seiner Empörung freien Lauf zu lassen, sonst riskierte er alles.

»Ich weiß nicht, was Sie dadurch erreichen wollen, Oberst«, sagte er ruhig. Mit einem Seitenblick auf Leila Jamil fügte er hinzu: »Was Sie getan haben, wird Ihrer Bewegung keinerlei Nutzen bringen.«

Leč grinste die Araberin an. »Vielleicht interessiert ihn gar nicht, welches Glück er hat!«

»Lass diese Bakunin-Spiele. Sag es ihm.«

Bailey merkte, dass die Frau übermüdet wirkte. Aber es schien sie noch etwas anderes zu beunruhigen als die momentane Situation. Vielleicht befürchtete sie, die Führungsposition bei ihrer eigenen Gruppe einzubüßen. Die Arabische Befreiungsfront hatte immer ihre Bereitschaft betont, Frauen mit gefährlichen, verantwortungsvollen Aufgaben zu betrauen – doch im Grund widersprach diese Haltung den vom Islam geprägten Anschauungen, sie war eine bloße Anleihe bei marxistischen Doktrinen.

»Meinen Glückwunsch, Mr. Bailey, oder vielleicht sollte ich nun eher sagen Präsident Bailey«, begann Leč wieder.

Bailey fühlte, wie er blaß wurde.

»Sie sind überrascht«, sagte Leč. »Ich eigentlich nicht. Wir haben alle mehr Glück, als wir dachten.« Er hielt inne, wartete auf eine Entgeg-

nung der Gefangenen, und als sie schwiegen, fuhr er fort: »Ihr Präsident fand gestern bei einem Flugzeugabsturz den Tod. An einem Ort, der Palm Springs heißt. Ich glaube, damit sind nun Sie Staatschef Ihres Landes, Mr. Bailey.«

Colonel Seidel sog mit einem scharfen Laut die Luft ein. Sogar der unerschütterliche Sergeant Robinson murmelte: »Du lieber Gott.«

Bailey schaute Leila an. »Ist das wahr?«

Die Araberin nickte.

Bailey empfand eine jähe, unbegreifliche Trauer. Er war immer ein politischer Gegner des Präsidenten gewesen. Oft hatte er gegen ihn opponiert, überzeugt, dass der Präsident verfehlt handelte. Manchmal hatte er ihn auch menschlich abgelehnt, immer wieder hatte ihn die betonte Volkstümlichkeit dieses Mannes empfindlich gestört. Aber er war nun einmal Präsident und hatte eine innerlich gespaltene, von Wirren bedrohte Nation geführt – wenn schon nicht gut, gemessen an Baileys Prinzipien, so doch zumindest mit Zivilcourage und Anpassungsfähigkeit. Er war schließlich der Präsident *aller* Amerikaner gewesen, auch jener, die konträre Ansichten vertraten.

Bailey konnte es kaum glauben, aber plötzlich wurden seine Augen feucht, und er schluckte schwer.

Und erst langsam, dann immer deutlicher dämmerte ihm die weltpolitische Tragweite dieser radikal veränderten Situation. Gestern wurde ein schweres Verbrechen begangen: Freischärler überfielen in der entmilitarisierten Zone einen hohen Funktionär der amerikanischen Regierung und verschleppten ihn nach einem Gemetzel als Geisel. Das war ein Banditenstreich, der im gesamten Nahen Osten und darüber hinaus in der ganzen Welt ernste Folgen haben würde. Aber heute wurde die Bedeutung dieses kriminellen Aktes und die daraus resultierende Gefahr mit einem Schlag potenziert! Heute herrschte der Wahnsinn. Der Präsident der Vereinigten Staaten als Gefangener einer Bande politischer Mörder!

Jason Seidel war der erste, der reagierte. »Sie müssen den Präsidenten unverzüglich freilassen, Oberst Leč.«

Der Albaner musterte ihn verwundert. »Sie enttäuschen mich, Colo-

nel Seidel«, sagte er ätzend. »Vom Stabschef des amerikanischen Kontingents auf Sinai hätte ich eine klügere Antwort erwartet. Soviel ich hörte, sind Sie ein erfahrener Jurist.«

»Sie haben gestern verbrecherisch – und sehr gefährlich gehandelt. Aber wenn Sie uns soeben die Wahrheit gesagt haben, dann stehen wir heute vor einer unermesslichen Gefahr. In einem Spiel gegen mächtige Gegner kann man auch zu viele Trumpfkarten in der Hand haben. Und wenn man solche Gegner zu sehr reizt, dann läuft man Gefahr, zum Schluß doch zu verlieren.«

Lächelnd zeigte Leč seine gelben Zähne. »Es freut mich, dass auch Sie diese Aktion als eine Art Spiel betrachten, Colonel. Mittlerweile wurde daraus viel mehr als ein einfacher Tauschhandel, das gebe ich zu. Ich wollte natürlich meinen arabischen Kampfgefährten helfen und hatte gehofft, dass es mir gelingen würde, Misstrauen zwischen euch und euren sowjetischen Freunden zu säen. Aber ein kleiner Fehler eines Piloten – oder ein berechtigter Sabotageakt einiger schlauer Genossen« – er breitete die fleischigen Hände aus – »und plötzlich bin ich der wichtigste Mann auf der Welt! Das finde ich großartig.«

»Wollen Sie damit sagen, dass sich jemand am Flugzeug des Präsidenten zu schaffen machte?« fragte Seidel scharf.

»Es gibt Gerüchte. Sie kennen doch Ihre Presse. In den Rundfunksendungen heißt es, dass militante Neger dafür verantwortlich sein könnten – schwarze militante Marxisten!« Wieder bleckte Leč die Zähne, als er nun Robinson anblickte. »Genosse, ich gratuliere Ihnen zu diesem Akt zur Befreiung Ihrer Rasse.«

Wortlos spuckte ihm der Sergeant vor die Füße.

»Oberst Leč, ich beschwöre Sie, lassen Sie Mr. Bailey sofort frei.« Jason Seidel sprach eindringlich. »Halten Sie uns übrige weiterhin fest, wenn Sie wollen, aber lassen Sie Mr. Bailey *jetzt* gehen. Sie wissen nicht, was Sie riskieren!«

»O doch, das weiß ich, Colonel. Warum solche Angst?« Der Albaner wandte sich zu Bailey und blickte ihn kühl an. »Gerade Sie als progressiver Intellektueller sollten meinen Standpunkt verstehen. Seit vielen Jahren verfolge ich mit Interesse Ihre politische Karriere

re. Bevor Sie Vizepräsident wurden, erklärten Sie oft, das gegenwärtige amerikanische Gesellschaftssystem sei morsch und müsse beseitigt werden, damit ein neues, besseres aufgebaut werden könne. Sie sind bereits ein halber Bakunist, Mr. Bailey. Sicherlich sehen Sie das ein, oder?»

Bailey zwang sich zu einer ruhigen Erwiderung, er appellierte an die Vernunft der Frau, da er merkte, dass sich dieser Mann immer mehr in seine wirren Phantasien von »schöpferischer Zerstörung« verlor. »Miß Jamil, bedenken Sie bitte, was nun geschehen könnte. Versuchen Sie sich vorzustellen, welche Folgen dies für Ihr eigenes Volk haben wird. Man wird die Araber wieder der Barbarei bezichtigen. Aber diesmal wird es nicht bei bloßen Protesten bleiben, wie in München, Lod oder Khartum. In meinem Land gibt es Männer, die nicht ruhen werden, bis ihr zu Tode gehetzt seid. Und damit nicht genug: Jeder, *jeder*, der euch je geholfen hat, jeder, der euch Waffen lieferte oder euch Schutz gewährte, wird gehetzt und vernichtet werden. Das Wort Araber wird gleichbedeutend mit Mörder sein. Ihr habt euch in ein zu gewagtes Spiel eingelassen. Das Ergebnis wird eine Katastrophe für alle Araber und vielleicht für die ganze Welt sein. Denken Sie darüber nach, Miß Jamil, bevor es zu spät ist!«

Leila runzelte die Stirn, halb und halb glaubte sie dem großen Amerikaner. Aber die Erfahrungen aus den Jahren des Kampfes wogen schwer gegen seine Argumente. »Unsere Freunde werden uns helfen«, sagte sie.

»Sie werden keine Freunde mehr haben. Keinen einzigen«, erwiderte Bailey unerschütterlich.

»Ihre Freunde werden Ihnen nicht helfen können, weil sie genug damit zu tun haben, sich selbst zu helfen. Was Bailey sagt, ist wahr!« Seidel war toderntst.

Der Albaner hatte in höhnischem Schweigen zugehört. Als Leila nichts entgegnete, ergriff wieder er das Wort. »Mr. Bailey, bevor Entscheidungen getroffen werden können, müssen gewisse Bedingungen erfüllt sein.«

»Glauben Sie mir, Oberst Leč, meine Landsleute werden sich zu kei-

nen Verhandlungen mit Ihnen bereit finden«, betonte Bailey. »Dafür sind Sie schon zu weit gegangen.«

»Ich kann mir nicht denken, dass die Amerikaner den gewaltsamen Tod ihres Staatsoberhauptes zulassen werden. Eine solche Gleichgültigkeit haben die USA schon lange nicht gezeigt.«

Auch Seidel versuchte neue Argumente. »Sie verstehen uns nicht, Leč. Menschen Ihres Schlages begreifen das selten. Es gibt bei uns immer einen Politiker, der an die Stelle des Präsidenten treten kann. Immer. So lautet unser Gesetz.«

Im Geist sah Bailey Old Fowler vor sich, und die Vorstellung war beängstigend. Aber der Einwand des Richters stimmte, daran war nicht zu rütteln, und die Tatsache, dass sich ein albanischer Anarchist von solchen rechtsstaatlichen Grundsätzen überhaupt keine Vorstellung machen konnte, änderte praktisch gar nichts. Wenn – oder sobald – bekannt wurde, dass der Nachfolger des Präsidenten, aus welchen Gründen auch immer, unfähig war, seine Amtspflichten zu erfüllen, mußte der Rangnächste aus der politischen Hierarchie seinen Platz einnehmen. Das war so von Gesetz und Verfassung bestimmt.

»Ich glaube Ihnen nicht, Colonel. Gesetze sind nichts Unumstößliches«, sagte Leč.

»Für die Amerikaner sind manche Gesetze absolut unverletzlich«, entgegnete Seidel.

»Ich habe nicht diesen Eindruck von Ihren Landsleuten. Man kann sich den Gegebenheiten anpassen.«

Der Richter betrachtete das derbe, grausame Gesicht des Albaners. Einen Bakunisten hatte ihn die Araberin genannt, und das war er: ein Jünger jenes Chaotikers. War es nicht Michail Bakunin, der sagte, Zerstörung sei eine schöpferische Kraft? Ein Mann radikalster Verneinung, der selbst Karl Marx so sehr abstieß, dass ihn dieser von der Ersten Internationalen ausschloss. Der Anhänger eines solchen Denkers mochte auf einen Handel eingehen, aber er würde nie Wort halten. Wenn er bekommen hatte, was er verlangte, würde er Freund und Feind gleichermaßen verraten. Ganz gleich, welche »Anpassung an die Gegebenheiten« er verspricht, wir sind so gut wie tot, dachte Seidel.

»Möchten Sie nicht hören, zu welchen Bedingungen wir Mr. Bailey freilassen werden?« Leč blickte von einem Gefangenen zum anderen. »Nun, ich will es Ihnen trotzdem sagen. Im Tal draußen sind bereits drei amerikanische Hubschrauber gelandet. Ihr Begleiter, der dicke Journalist, Reisman heißt er, wird Ihren Freunden unsere Forderungen überbringen. Erstens, was am leichtesten zu erfüllen ist: Geld. Die Amerikaner werden an einem von uns bestimmten Ort fünfhundert Millionen Dollar in Gold hinterlegen ...«

»Absurd!« stieß Seidel hervor.

»Keineswegs. Wir sind sogar noch bescheiden, denn unsere Bedürfnisse sind jetzt oder künftig geringer, als Sie annehmen. Zweitens: Abzug aller amerikanischen Einheiten von der Sinai-Halbinsel. Drittens: Entlassung aller arabischen Freiheitskämpfer, die irgendwo auf der Welt eingekerkert sind, und Flugtransport an ein Ziel unserer Wahl.«

»Nichts davon wird geschehen, Oberst Leč!« rief Seidel. »Glauben Sie mir, nichts!«

Der Albaner ignorierte dies. »Viertens: Israel verpflichtet sich zur Räumung sämtlicher arabischer Territorien und beschränkt sich auf die im Jahre 1948 durch die UNO festgelegten Grenzen der Teilung Palästinas.«

»Völliger Blödsinn!« Mehr konnte Bailey darauf nicht sagen.

»Sie irren, ich finde, dass wir äußerst großzügig und vernünftig sind. Wir könnten ebensogut die Austilgung des Staates Israel fordern – dass die Amerikaner, wenn nötig mit Gewalt, dafür sorgen, dass er von der Landkarte verschwindet. Wenn man alles in Betracht zieht, ist ein Rückzug auf die ursprünglichen Grenzen also kein unbilliges Verlangen.«

»Was soll der Quatsch?« Zum ersten Mal meldete sich Sergeant Robinson, mit heiserer drohender Stimme. »Wisst ihr Scheißkerle nicht, mit wem ihr redet?«

»Sei still, Genosse. Für dich haben wir auch eine Rolle. Nur Geduld«, sagte Leč.

Robinson warf Colonel Seidel einen Blick zu, der Ausdruck seines zerschlagenen Gesichts ließ keinen Zweifel zu, dass er bereit war, end-

lich etwas zu unternehmen, ganz gleich, wie viele bewaffnete Araber im Raum standen. Robinson fühlte Mordgelüste. Er wünschte den General herbei. Nur Tate und ein paar verlässliche Leute wie diejenigen, die er bei dem Hinterhalt verloren hatte. Das würde schon genügen, um diesem Phrasendrescher das Maul zu stopfen. Das Bewußtsein der Schuld am Tod seiner Kameraden drückte ihn schwer, und er fühlte den unbezähmbaren Drang, dreinzuschlagen. Aber Colonel Seidel schüttelte unauffällig den Kopf.

»Fünftens: Abzug der amerikanischen Sechsten Flotte aus dem Mittelmeer«, fuhr Leč fort.

»Miß Jamil, glauben Sie wirklich, dass auch nur eine dieser Forderungen erfüllt würde?«

Die schwarzen Augen der Araberin funkelten hart. »Sie *müssen* erfüllt werden.«

Bailey stöhnte. »Dann sind wir alle verloren. Wir und ihr.«

»Noch eine letzte Bedingung«, setzte Leč ungerührt hinzu. »Die USA verpflichten sich, einem von uns bezeichneten arabischen Staat ein komplettes Spectre-Bombergeschwader samt Atomwaffen zu liefern. Auf diese Weise haben wir die Gewähr, dass alle Forderungen erfüllt werden.«

»Sie haben völlig den Verstand verloren«, sagte Bailey. »Keiner dieser Forderungspunkte wird erfüllt, auch nicht um den Preis meiner Freilassung.«

»Mr. Bailey, ich brauche Sie doch kaum daran zu erinnern, dass Sie nicht in der Lage sind, irgend etwas zu gestatten oder zu verhindern. Das also sind die Bedingungen, mit denen wir Mr. Reisman zu Ihren Landsleuten schicken werden – und du begleitest ihn, schwarzer Genosse.« Leč wies auf Robinson.

Der Sergeant war ganz ruhig. »Hör zu, wenn du mich noch einmal ›Genosse‹ nennst, dann stopfe ich dir deine Kalaschnikow ins Maul. Ich bin Soldat, Soldat der Vereinigten Staaten, und von dir nehme ich keine Befehle entgegen. Jetzt nicht und überhaupt nie, klar?«

Seidel fiel ein: »Wenn er Sie gehen läßt, Robinson, dann tun Sie, was er sagt. Melden Sie General Tate, wie die Dinge stehen.«

»Genau das meinte ich, Colonel«, bestätigte der Albaner. »Ich möchte nicht, dass man behauptet, wir hielten einen Sklaven der Imperialisten gegen seinen Willen fest.« Er bedeutete den beiden Posten, den Sergeant aus der Kirche zu führen.

Robinson blickte Bailey fragend an. Er schätzte diesen Mann nicht, aber wenn er nun Oberbefehlshaber war, lag es bei ihm, Sergeant Major Crispus Robinson Anordnungen zu geben.

»In Ordnung, Sergeant.« Bailey nickte. »Passen Sie auf, dass Jape Reisman nichts geschieht. Es wurde schon zu viel Blut vergossen.«

Der Sergeant war im Zwiespalt zwischen Revolte und Disziplin. Er konnte den Tod der Kameraden nicht verwinden. Ruhig, aber betont, sagte er: »Wenn wir eine stärkere Eskorte mitgenommen hätten, dann wären *die*« – er wies mit dem Kinn zu den Arabern – »und nicht wir zur Ader gelassen worden.«

»Genug davon, Sergeant«, rief Seidel.

»Nein, er hat recht.« Bailey wandte sich zu Robinson. »Viel Glück, Sergeant. Erstatte Sie General Tate über die Situation hier Bericht.« Er zögerte, dann rang er sich ein Zugeständnis ab, das er früher nie für möglich gehalten hätte. »Die Lösung des Problems liegt in seiner Hand. Sagen Sie ihm: Zu welcher Aktion er sich auch entschließen mag, ich werde sie billigen.« Er blickte dem Albaner in die Augen. »Es gibt keinerlei Gründe, außer mir noch andere Geiseln festzuhalten, ich appelliere an Ihre Menschlichkeit, Oberst, lassen Sie die übrigen Gefangenen frei.«

Leč schüttelte den Kopf. »Mit Geiseln muß man sehr sparsam umgehen, Mr. Bailey. Glauben Sie mir, ich habe in solchen Dingen Erfahrung. Es könnte vielleicht nötig sein, Ihre Landsleute davon zu überzeugen, dass wir es absolut ernst meinen.«

»Davon geben schon die Toten Zeugnis, die Sie zurückgelassen haben.«

Leč zuckte nur die Achseln.

»Geben Sie wenigstens Miß Zadok frei, sie ist für Sie unwichtig.«

»Nein!« Nun war es Leila, die sprach. »Die Jüdin bleibt hier!«

Leč grinste perfid. »Ich bedaure, Mr. Bailey, aber der Befehlshaber

der tapferen Abu Mussa lehnt Ihre Bitte ab.« Er gab den Arabern ein Zeichen. Die Waffen schussbereit, nahmen sie Robinson in die Mitte.

»Ich lasse Ihnen Essen und Wasser bringen«, sagte der Albaner noch zu Seidel und Bailey, ehe er mit einem spöttischen Salutieren kehrte und verschwand. Die Amerikaner blickten ihnen nach.

»Was wird Tate nun unternehmen?« fragte Bailey.

»Was *kann* er unternehmen?« seufzte der Richter.

Welche Ironie des Schicksals, dass der Mann, den sich der Präsident als seinen Nachfolger gewünscht hatte, hier neben ihm stand, dachte Bailey. Die Situation war, gelinde gesagt, bizarr.

Der Gedanke an den Präsidenten war niederschmetternd. Jetzt, da Bailey den ersten Schock überwunden hatte, empfand er nur eine seltsame seelische Benommenheit. Seidel war ein enger persönlicher Freund des Verunglückten gewesen, und dennoch schien nicht einmal er auf die Todesnachricht zu reagieren. Vielleicht lag es einfach daran, dass sie beide erkannten, wie nahe sie selbst dem Tode waren. Unter solchen Umständen konnte das Sterben eines anderen unbedeutend werden.

Niedergeschlagen, in völliger Missachtung von Seidels Anwesenheit, betrachtete Bailey das Gesicht des jungen Arabers, der sie bewachte. Er hatte einnehmende Züge, trotz des Stoppelbarts und der Schmutzflecken im Gesicht. Seine dunklen Augen blickten feindselig. Die Ahnen dieses Jungen waren einst ein großes Volk von hoher Kultur gewesen. Aber das war lange her, vor dem Absinken ihrer Nachfahren in eine neue Barbarei. Würde dieser Mann dazu angeleitet, seine Vernunft und seine angeborenen Fähigkeiten zu gebrauchen, dann könnte er und mit ihm Tausende seinesgleichen mit den Israelis einträchtig zusammenarbeiten, um die Wüste fruchtbar zu machen. Aber sie zogen es vor, verlorene Schlachten immer wieder auszufechten, denn sie hatten nur eines im Sinn: Mord. Wenn ein Araber kämpfte, wollte er nicht nur seinen Feind töten, sondern auch die Frau und die Kinder des Feindes, sein Haus niederbrennen, seine Pflanzungen zerstören und sein Vieh schlachten. Mit modernen Waffen in den Händen war er eine Gottesgeißel, weit entfernt von der Weisheit und dem Edelmut eines Saladin oder Harun al Raschid.

Bailey fragte: »Sprichst du Englisch?«

Der junge Araber starrte ihn schweigend an.

»Wie heißt du? Woher stammst du?«

Aber der Posten antwortete nicht. Als er sich regte, stieg aus seiner Kleidung Schweißgeruch auf. Mit seinem Karabiner bedeutete er den beiden Amerikanern, sich an die Mauer zu setzen.

Bailey tat es, und Hoffnungslosigkeit überkam ihn. Wie konnte man mit solchen Menschen verhandeln? Unter dem hasserfüllten Blick des Arabers und der Drohung der Gewehrmündung fühlte er sich plötzlich alt und kraftlos.

Der Richter lehnte in dumpfes Brüten versunken da. Es war offenkundig, dass er lieber mit seinen Gedanken allein blieb. Dennoch brach Bailey das Schweigen. »Glauben Sie, was Oberst Leč sagt?«

»Über den Präsidenten?«

»Ja.«

»Doch, ich glaube ihm. Der Mann hat nicht genug Phantasie, um sich das auszudenken. Ja, der Präsident ist tot.« In Seidels Stimme schwang ein vorwurfsvoller Unterton mit, als wolle er sagen: Ja, er ist tot und du lebst, aber zehn Baileys machen noch nicht einen solchen Präsidenten. Wo liegt da die Gerechtigkeit?

»Daheim muß der Teufel los sein.« Seidel sprach mehr zu sich selbst. »Wie im November 1963, aber ärger.«

Es muß doch eine menschliche Beziehung zwischen uns geben, dachte Bailey. Schließlich sollten zwei Männer, die gemeinsam sterben würden, auch miteinander reden können. »Ich bedaure sehr vieles, Jason«, sagte er, geradeaus blickend. »Aber am meisten bedaure ich, dass der Präsident und ich nicht besser zueinander standen.«

Seidel schwieg.

»Wir waren über so vieles gegenteiliger Meinung.«

»Im allgemeinen hatte *er* recht«, sagte der Richter. Nicht »Mr. Präsident«. Nein, natürlich nicht. Nicht hier und jetzt. Solche Höflichkeitsformen gehörten einer anderen Welt an, nicht der Welt heimtückischer Überfälle und arabischer Guerillas. Hier klänge es wie Hohn, gesprochen von einem Ohnmächtigen zum anderen.

Bailey erkannte mit Staunen, dass er sich von ganzem Herzen die Achtung und das Vertrauen des Richters wünschte. Was blieb ihnen beiden sonst? Doch nicht früher durfte er darauf hoffen als bis zu jenem Augenblick, in dem sie nebeneinander an der Wand standen, vor sich die Läufe des arabischen Erschießungskommandos.

»Was wird Beal wohl sagen, wenn er hört, welchen Preis diese Kerle für meinen Kopf fordern.«

»Wegen Beal mache ich mir keine Sorgen«, antwortete Seidel. »Aber von dem Admiral erwarte ich mir welche. Ainsworth wird doch sicher eine Verschwörung wittern.«

»Gott schütze die USA«, sagte Bailey langsam.

»Sie können auch die übrige Welt in Ihr Gebet einschließen.« Richter Seidel wandte sich ab.

3. TEIL

Hobson's choice [*hob s'nz*] Wahl ohne Alternative;
das oder nichts

*Webster's New International Dictionary
of the English Language*

20

Für Mrs. Beal wurde alles geregelt, Mr. President«, sagte der Adjutant von General Shackelford.

Unsicher blickte Fowler Beal in die Runde der in ›CC Beta‹ versammelten Offiziere. Die formelle Anrede war ihm unheimlich, und er konnte sich nicht denken, was ausgerechnet Doris mit all diesen militärischen Vorbereitungen zu tun haben sollte.

»Was wurde geregelt, Colonel?«

»Die Sicherheitsvorkehrungen für die First Lady, Sir«, warf Shackelford nachsichtig ein. »Wir waren so frei, Mrs. Beal in den VIP-Bunker im Catoctin-Berg zu bringen. Dort hat sie alles, was sie braucht, Sie können ganz unbesorgt sein, Mr. President.«

Beal sog die trockene gefilterte Luft ein, die leicht nach Ozon roch. »Ist das nötig, General?« fragte er zaghaft. »Ich meine, es besteht doch keine ernstliche Gefahr ...«

»Gewiß nicht – aber sicher ist sicher, Sir.«

Der Gleichmut des alten Soldaten wirkte auf Beal nicht sehr beruhigend. Nun befand er sich seit mehreren Stunden in ›CC Beta‹ und verfolgte die verwirrenden, ans Irreale grenzenden Vorgänge, die sich rund um ihn abspielten. Manche der Funktionen der Offiziere in der ›Pit‹ kannte er schon von früher, da er als Ehrengast des Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs zu Alarmübungen und praktischen Demonstrationen der elektronisch gesteuerten Militärmaschinerie eingeladen worden war. Doch nun erschien das alles ganz anders. Das Verhalten des Personals an den Schaltpulten und der höheren Offiziere im Raum verhiß nichts Gutes. Und was hatte es zu bedeuten, dass sie ohne ein Wort Doris einfach in den Catoctin-Berg evakuierten? Er konnte sich lebhaft ausmalen, wie ungnädig seine Frau auf diese Zumutung reagiert hatte.

Leise und etwas missbilligend fragte Admiral Ainsworth: »Haben Sie besondere Wünsche, was die Unterbringung der -Bewohnerin des Apartments in Rockville betrifft?« Er zeigte seine strengste kalvinistische Miene, aber seine Besorgnis war ehrlich. »Natürlich würden wir Miß McLean nicht nach Catoctin einweisen, doch wir könnten ihr zumindest dabei behilflich sein, die Stadt zu verlassen.«

»Stuart, Sie sprechen ja, als wären Sie tatsächlich auf das Schlimmste gefaßt.« Für Beal war das Udenkbare wirklich undenkbar, und so würde es immer sein.

»Vorsichtsmaßnahmen, Mr. President«, erwiderte Ainsworth kurz.

»Ich muß sagen, ich verstehe das alles nicht ganz. Wir können auf Drohungen der anderen Seite doch mit massiver Abschreckung antworten, oder? So war es doch auch früher ...«

»Das stimmt wohl, Mr. President. Aber eine Situation wie die gegenwärtige hat es noch nie zuvor gegeben.«

»Was geht draußen vor, Stuart? Ich fühle mich hier so isoliert.« Zum ersten Mal schwang in dieser Bemerkung Beals eine leise Kritik mit.

Ainsworth wies auf die Computerinformationen, die an eine Wand der »Pit« projiziert wurden: Tabellen und graphische Darstellungen, rätselhaft Rubriken, die aus noch geheimnisvolleren Symbolen bestanden, und großformatige Landkarten erschienen in wechselnder Folge auf der Bildfläche, blieben einige Zeit, verschwanden wieder und wurden durch andere ersetzt.

»Mit diesem Zeug kann ich nichts anfangen«, sagte Beal nervös.

Der Admiral rief über die Gegensprechanlage einen der Techniker in der »Pit«. »Lieutenant, zeigen Sie die Aufzeichnungen der feindlichen Kräfteverteilung.«

Sofort erschien an der Wand eine große Karte der asiatischen Landmasse. Während Beal sich zu orientieren versuchte, bemerkte er, dass in verschiedenen Phasen und Kombinationen Chiffren und Zahlen eingeblendet wurden. »So erklären Sie mir das«, sagte er bittend.

»Natürlich, Mr. President. Die Übersicht ist ziemlich lückenlos – zumindest hoffen wir es. Wie Sie sehen, reagierten die strategischen Verbände der Sowjets auf unsere Alarmstufe Gelb mit einem Gegenalarm.

Das war schon mehrmals der Fall und wurde von unseren Computern prognostiziert. Aber nun sind einige Begleiterscheinungen zu beobachten, die wir nicht vorausberechnet hatten. 60 Bär-Langstreckenbomber sind gestartet. Noch nie wurde bei Alarm ein so starker Verband in Marsch gesetzt. Diese Tatsache weist darauf hin, dass die Sowjets die Möglichkeit eines amerikanischen Erstschlags ernst nehmen.«

»Stuart, ich zweifle nicht an Ihren Schlüssen. Aber die Sowjets werden doch nicht wirklich damit rechnen, dass wir sie angreifen?«

»Darf ich Sie nochmals an den ›Fall Leerlauf‹ erinnern, Mr. President? Wir können die Möglichkeit nicht außer acht lassen, dass der Gegner seinerseits einen Erstschlag vorbereitet. Die Bären überfliegen nun Sibirien.« Er wandte sich an General Rivera. »Was meldet Cheyenne!«

»Die Bären-Geschwader sind erfasst, Admiral. Wenn sie über die Sicherungszone einfliegen, werden ihnen von der Elmendorf Air Force Base Abfangjäger entgegengeschickt.«

»Es wäre natürlich denkbar, dass die Sowjets nur sondieren, um unsere Reaktion zu testen. Vielleicht glauben sie, ohne den Präsidenten oder Talcott Bailey sind wir wirklich kopflos.« Ainsworth betrachtete interessiert die Computerprojektionen. »Die Abschussbasen der sowjetischen SS-11-Interkontinentalraketen sind bereits alarmiert. Das kann eine bloße Drohgeste sein – oder sie meinen es ernst. Unsere Minute-man-Einheiten sind auf die SS-11-Raketen als Ziele eingestellt. Wir intensivieren auch unsere Erkundung der gegnerischen Frühwarnsatelliten. Wenn die Sowjets ihre SS-9-Raketen einsatzbereit machen, werden wir einige ihrer ›Spionenvögel‹ herunterholen müssen. Wir können nicht zulassen, dass der Feind unsere strategischen Vorbereitungen beobachtet.«

Beals Kehle war wie ausgedörrt. »Was geschieht draußen, in den Städten? Was machen die Menschen?«

»Die Leute halten sich großartig, Mr. President. Viel besser, als man nach den Erfahrungen der letzten zwei Jahre erwartet hätte.«

»Gut, aber was *sagt* man ihnen über die Lage?«

»Da müssen wir uns auf die Berichterstattung der Massenmedien verlassen. Die Zeitungen tun das übliche – sie bauschen die Dinge auf, erfinden Meldungen und bringen sensationelle Schlagzeilen. Aber da es keine konkreten Informationen gibt, dürfen wir das den Blättern wohl nicht weiter übel nehmen. Vorläufig dient die Presse jedenfalls den Zielen der Nation.«

»Aber die Bevölkerung muß doch besorgt sein.«

»Das stimmt, Mr. President. Und sobald wir verbürgte Meldungen haben, werden wir sie auch freigeben.«

Rivera sagte: »Offenbar hat der CBS-Korrespondent seine Informationen direkt von Leuten der Arabischen Befreiungsfront bekommen. Die Ägypter unterbrachen zwar die Verbindung, als er seinen Bericht durchgab, aber er konnte noch genug sagen, um hier Gerüchte auszulösen. Die ›Washington Post‹ und ein paar andere Zeitungen übernahmen seine Meldungen. Die CBS ersuchte General Frierson vom Informationsdienst des Verteidigungsministeriums um Bestätigung oder Dementi der Nachricht über den Hinterhalt. Frierson antwortete, die Belange des Kontingents auf der Sinai-Halbinsel fielen in die Kompetenz des Weißen Hauses, und die CBS möge sich direkt dort erkundigen.«

»Aber Jape Reisman gehört zur Begleitung des Vizepräsidenten – ich meine von Talcott Bailey.« Beal wußte nicht, welchen Titel er dem Mann geben sollte, an dessen Stelle er getreten war.

»Sicherlich, Sir. Aber die Probleme der Massenmedien haben mit unserem Aufgabenbereich nichts zu tun«, murmelte Rivera.

»Und ich sehe auch keinen Grund, weshalb wir uns darum kümmern sollten. Die Zeiten des guten Einvernehmens zwischen Presse und Pentagon sind lange vorbei«, fügte Shackelford hinzu.

»Aber *ich* möchte wissen, was vorgeht, General«, sagte Beal.

»Sir, niemand in Washington hat an mehr militärischen Informationsgesprächen teilgenommen als Sie«, sagte Ainsworth vorwurfsvoll, als wolle er zu verstehen geben, der Präsident bringe ihn hier vor der Generalität in Verlegenheit.

Ich muß mich zusammenreißen, dachte Beal. Ich benehme mich wie

Old Fowler, und das ist jetzt unangebracht. Er sagte: »Was geschah zur Einberufung des Nationalen Sicherheitsausschusses?«

»Alle Mitglieder wurden verständigt. Vor morgen sehe ich aber keine Möglichkeit für eine Sitzung, das ist der früheste Termin.«

»Und die CIA?«

»Ich glaube, im Moment müssen wir uns auf unseren militärischen Geheimdienst verlassen, Sir. Sam Donaldson ist zur Stelle und wird berichten. Bedenken Sie bitte, dass die CIA in den letzten Jahren einen gewissen Linkstrend entwickelte.«

Beal wandte seine Aufmerksamkeit nun der Reihe eingeschalteter TV-Geräte zu, auf denen die verschiedenen Programme empfangen werden konnten. Die Sendungen liefen stumm. Er drehte den Ton der NBC-Direktübertragung auf normale Lautstärke. Wieder sah man Menschenmengen auf verregneten Straßen, diesmal war es New York, der Platz vor dem UNO-Gebäude. Ein nicht sichtbarer Kommentator sagte soeben: »... die hier versammelten Mitbürger reagieren auf die Flut von Gerüchten aus den arabischen Hauptstädten nicht so, wie zu erwarten gewesen wäre. Es kam wohl zu einigen kleineren Protestaktionen, und eine ägyptische Flagge wurde öffentlich verbrannt. Aber die offenkundige Bestürzung der ägyptischen UN-Delegation deutet darauf hin, dass, falls die Arabische Front für die Befreiung Palästinas tatsächlich auf irgendeine Weise die Friedensmission des Vizepräsidenten in der Zentralen Zone auf Sinai störte, dies ohne das Wissen oder gar die Billigung jener arabischen Staaten geschah, die bei der UNO vertreten sind. Mittlerweile gab es entlang des 34. Meridians sowohl im amerikanischen als auch im sowjetischen Sektor Truppenbewegungen, über die noch keine Erklärungen vorliegen ...«

»Wie Sie sehen, Mr. President, zeigen sich die Leute sehr besonnen«, sagte Ainsworth.

»Ich weiß, wie sie sich *zeigen*. Was ich wissen möchte: Wie *denken* sie über die Dinge?«

»Ja, es gab einige Demonstrationen, diese Meldungen stimmen, soweit sie überhaupt Aufschluss über den Sachverhalt geben. Die Fenster des russischen Konsulats in San Francisco wurden mit Steinen einge-

schlagen, und die ägyptische Botschaft in Washington ersuchte um besonderen Polizeischutz, den sie auch erhielt. Ich glaube, es kam zu einigen Zwischenfällen, an denen Intellektuelle und die üblichen Möchtegern-Revolutionäre beteiligt waren. Und ganz ehrlich, Sir, in diesem Fall kann ich den Demonstranten keinen Vorwurf machen. Die eigentlichen Unruhestifter sind die Massenmedien, die kritiklos Gerüchte verbreiten, aber das tun sie ja leider immer. Wenn ich auf Anhieb die Haltung der Bevölkerung einschätzen sollte, würde ich sagen, die Amerikaner sind erbittert – und diese Erbitterung wächst. Der Tod des Präsidenten hat uns alle schwer getroffen, und die Vermutung, dass auch Mr. Bailey etwas zugestoßen sein könnte, muß zwangsläufig viele Menschen in Unruhe versetzen. Doch im großen und ganzen bleiben sie gefaßt und sehen allen Möglichkeiten mit Entschlossenheit entgegen.«

Beal hatte das Gefühl, als wate er in Treibsand. »Entschlossenheit« – zu welchen Schritten? Die alptraumhafte Ruhe der Stabschefs war noch beängstigender als die labile Haltung der Öffentlichkeit.

Ainsworth betrachtete wieder interessiert die Computerprojektionen. Auch Beal starrte diese leuchtenden Zeichen an, beseelt von dem Drang, sie zu enträtseln. Das war wichtig, mehr noch: es war lebenswichtig. Wenn er nun wirklich Präsident war, mußte er Bescheid wissen. Aber obwohl ihn das phosphoreszierende Linienenspiel auf den Bildschirmen in Bann zog, ja fast hypnotisierte, blieb es für ihn völlig unergründlich.

Auf ein Lichtsignal schaltete der Admiral die Gegensprechanlage ein, und eine körperlose Stimme sagte: »Botschafter Kornulow bittet um eine Unterredung mit Mr. Beal, Sir. Das Außenamt hat ihn an uns verwiesen.«

»Wo ist der Stellvertretende Verteidigungsminister?«

»Unterwegs zum Catocin-Berg, wie Sie vorschlugen, Sir.«

Ainsworth überlegte kurz, ehe er antwortete: »General Frierson soll sich mit Kornulow persönlich in Verbindung setzen und ihm mitteilen, dass der amtierende Präsident zur Zeit unabkömmlich ist. Besondere Umstände und so weiter Frierson wird schon wissen, was er sagen soll.«

»Ich sollte schon selbst mit Kornulow sprechen, Stuart«, warf Beal ein. »Vielleicht gibt es eine plausible Erklärung dafür, warum uns die Russen nicht vor den arabischen Guerillas gewarnt haben. Ich meine wirklich, dass ich ihn empfangen müsste ...«

»Es wäre nicht günstig, wenn Sie sich in Diskussionen mit einem ausländischen Diplomaten einlassen, bevor wir einen Lagebericht von General Trask erhalten. Sie verstehen mich doch, Sir?«

Die ferne Stimme sprach weiter, ganz neutral und unpersönlich. »Das Außenamt informiert uns auch, dass der Generalsekretär der UNO mehrmals anrief und um einen Termin mit dem amtierenden Präsidenten ersuchte. Unser Mann bei der UNO und der neue Botschafter Kerjakin möchten beim Generalsekretär eine Sondersitzung des Sicherheitsrates beantragen. Alle unsere UN-Delegierten bitten dringend um Richtlinien.«

Beal warf Admiral Ainsworth einen furchtsamen Blick zu. Der amerikanische UN-Botschafter war ein alter politischer Kampfgefährte des verunglückten Präsidenten, ein Texaner namens Wilmot, der aus seiner Geringschätzung für Beal kein Hehl machte und gewiß sofort zu gemeinsamen Schritten mit seinem sowjetischen Kollegen bereit wäre, um eine außerordentliche Sitzung des Sicherheitsrates zu erwirken. Doch selbst auf die Gefahr persönlichen Prestigeverlustes hin wollte Beal sofort die Chance wahrnehmen, Verantwortung abzuwälzen. »Stuart, wenn Sie glauben, ich sollte nicht mit Kornulow sprechen, einverstanden. Aber den Generalsekretär ...«

Ainsworth sagte in die Sprechanlage: »Teilen Sie Botschafter Wilmot mit, dass es der amtierende Präsident nicht für geboten hält, die Fälle zum gegebenen Zeitpunkt vor den Sicherheitsrat zu bringen. Eine Sondersitzung wäre verfrüht und würde nur Beunruhigung auslösen. Sobald wir ein klareres Bild der Ereignisse auf Sinai haben, wird der amtierende Präsident den Botschafter entsprechend instruieren.« Er schaltete aus und sagte zu Beal: »Die Sowjets haben schon oft die UNO gegen uns ausgespielt. Es wäre für uns sehr nachteilig, ihnen jetzt wieder eine Handhabe zu bieten.«

»Aber die Sitzung wird sowieso stattfinden.«

»Mit welcher Tagesordnung, Sir? Damit man offen zugeben kann, dass die Sowjets eine Bande kaltblütiger Killer zum Angriff auf eine amerikanische Friedensmission angestiftet haben?« Der Blick des Admirals war undurchdringlich. »Diese Tatsache wird früh genug allgemein bekannt werden, glaube ich.«

»Wenn das geschieht – ich mache mir schwere Sorgen, Stuart. Wie wird die Öffentlichkeit reagieren?«

»Man wird der Bevölkerung nichts verheimlichen, Sir«, sagte Ainsworth. »Wir sind hier keine Militärjunta. Man wird die Vereinigten Stabschefs nicht der vorsätzlichen Täuschung bezichtigen können. Aber wir wollen warten, bis Sie *de facto* Präsident sind – es wird soweit sein, wenn sich Trask meldet und uns über die Lage informiert.«

Beal konnte sich lebhaft daran erinnern, wie entschieden sich Bill Tate dieser Erwägung widersetzt hatte: »Einen amtierenden Präsidenten kann ich nicht anerkennen.« Er mußte wissen, dass ihn eine solche Weigerung sein Kommando und seine Karriere kosten würde. Streng nach dem Buchstaben des Gesetzes war Tate im Unrecht, das wußte Beal ebenso gut wie die hohen Militärs in ›CC Beta‹. Aber er wußte auch, dass der junge General nichts anderes erreichen wollte, als den Frieden zu erhalten und Zeit zu gewinnen, um während dieser Frist vernünftig planen zu können. Nun war diese Chance vertan. Tate stand unter Arrest – oder müßte in Kürze mit seiner Verhaftung rechnen –, und er konnte nicht mehr in die Situation auf Sinai eingreifen.

Beal wandte sich an General Shackelford. »Finden Sie nicht, dass wir uns jeder Erklärung über eine mögliche sowjetische Beteiligung an dem arabischen Anschlag auf den Vizepräsidenten enthalten sollten?« Irgendwie erhoffte er sich in dieser bedrohlichen, gespannten Atmosphäre von dem alten Armeegeneral einen mäßigenden Einfluß, eine Mahnung zur Besonnenheit. Aber Shackelford senkte nur seinen verwitterten Kopf und sagte: »Nein, das glaube ich nicht, Sir. Sobald wir Genaueres wissen – und das wird nicht mehr lange dauern –, muß die Bevölkerung die ungeschminkte Wahrheit erfahren.«

»Aber – ohne jede Einschränkung? Auch, dass die Russen davon wußten?«

»Auf diesen Punkt kommt es besonders an, Sir. Sonst erscheinen unsere begründeten Schutzmaßnahmen als bloßes Säbelgerassel«, entgegnete Shackelford.

»Doch zuerst muß die Sache im Katharinenkloster zu einem Abschluß gebracht werden«, sagte Ainsworth. Beal lief bei diesen Worten ein kalter Schauer über den Rücken. Die einzige Möglichkeit zur Bereinigung der Lage beim Schlupfwinkel der Terroristen war nach Ansicht des Admirals ein Angriff, und der konnte nur den Tod der Geiseln zur Folge haben. Dann gab es freilich keine strittige Frage mehr, wer der rechtmäßige neue Präsident der USA war.

Rivera, der sich auf die Computerprojektionen konzentriert hatte, unterbrach die Diskussion: »Meldung von der östlichen Hoheitsgrenze – sowjetische Atom-U-Boote nahe der Gamma-Linie.«

Ainsworth, dessen seemännische Instinkte durch diese Nachricht geweckt wurden, betrachtete interessiert die Signale auf dem großen Bildschirm. »Was machen die Brüder?«

Rivera beugte sich zur Sprechanlage: »Neuesten Stand und Einzelheiten über die Feindbewegungen an der Gamma-Linie.«

In die Karte, die den Sektor der Ostküste der USA zeigte, wurde eine Zahlenkolonne eingeblendet. Die Werte unterschieden sich von den früheren Projektionen und leuchteten rot auf.

Rivera las die Daten ab und erklärte: »Atom-U-Boote der ›Yankee‹-Klasse. Die üblichen drei Boote auf Station, aber sie steigen auf RAT.«

»RAT? Was bedeutet das?« fragte Beal beunruhigt.

»Raketenabschußtiefe«, entgegnete Ainsworth.

»Vielleicht tauchen sie auf, um Frischluft zu tanken«, meinte Shackelford.

»Möglich, aber ich glaube es nicht. Ich halte das Manöver für eine Angriffsvorbereitung«, sagte Rivera. Er hatte das Ohr am Hörer, aus dem er weitere Mitteilungen entgegennahm. »Küstenstreife meldet, die Boote sind erfasst und unter Beobachtung. Nummer eins und zwei werden von PV-100 überwacht, und bei Nummer drei hat sich ein U-Boot-Jäger angehängt.«

Wie Beal wußte, gehörte es zur Routine, dass sowjetische U-Boote in

den amerikanischen Küstengewässern kreuzten, wie auch amerikanische Tridents sich in der Ostsee und im Nordpazifik befanden. Aber diese Meldung wirkte durch ihre Nüchternheit erschreckend.

»Sir, es ist ihnen bekannt, dass immer acht bis zwölf Einheiten der ›Yankee‹-Klasse an der Hundert-Faden-Linie lauern. Wenn diese Boote auf Raketenabschußtiefe zu gehen versuchen, scheuchen wir sie einfach davon. Es hat den Anschein, dass unsere Freunde provozieren wollen.«

»Ehrlich gesagt, Admiral«, sagte Beal, mit einem Versuch, Autorität zu zeigen, »habe ich den Eindruck, dass eher wir es sind, die provozieren.«

Ainsworth fixierte ihn mit kalten Augen. »Müssen wir Ihnen nochmals auseinandersetzen, was auf Sinai geschehen ist, Sir? Muß ich Sie daran erinnern, dass die Gerüchte über Sabotage an Bord der Präsidentenmaschine auf Wahrheit beruhen könnten?«

Beal beeilte sich, seinen militärischen Beratern zu beteuern, dass er vollstes Vertrauen in sie habe. Stuart Ainsworth mochte streng bis zur unerbittlichen Härte sein, aber er war ein fairer, durch und durch ehrenhafter Mann, der sein ganzes Leben dem Dienst am Vaterland gewidmet hatte. Ein Mann wie er würde keine unnötigen Risiken für die Sicherheit der USA eingehen, davon war Beal überzeugt.

»Rivera, welche Position haben die Atom-U-Boote jetzt?« fragte der Admiral.

»Bandit eins an der Hundert-Faden-Linie vor Nantucket Island, Bandit zwei vor Hampton Roads. Und Bandit drei steht zweiundzwanzig Seemeilen vor der Mündung des Savannah River.«

»Mr. President, beachten Sie bitte, wie gut die Manöver des Gegners koordiniert sind«, sagte Ainsworth etwas pedantisch. »Die Sowjets haben ein ausgezeichnetes Unterwassernachrichtensystem, wobei sie einen geologischen Schild in Ostsibirien als Reflektor verwenden. Sir, Sie werden sich gewiß erinnern, dass wir vor einigen Jahren den Antrag stellten, für unsere eigenen Atom-U-Boote ein ähnliches System, mit dem Laurentanischen Schild beim St.-Lorenz-Strom, aufzubauen, aber die Leute vom Umweltschutz haben die Realisierung dieses Projekts verhindert. Mit der Begründung, ein solcher Eingriff wirke sich

schädlich für das Rotwild in Wisconsin oder die kanadischen Wildgänse aus – so etwas Ähnliches.« Seine Miene zeigte deutlich, was er von den Prioritäten dieses Falles hielt.

Beal, der damals zu jenen Kongressmitgliedern gehört hatte, die sich von den Argumenten der Umweltschützer zur Ablehnung des Navy-Plans bestimmen ließen, konnte sich nun nagender Schuldgefühle nicht erwehren. Die Vorstellung, dass sowjetische U-Boote vor der amerikanischen Küste lauerten, war beängstigend. Er schluckte nervös, ehe er fragte: »Verfügen diese Boote über Waffen wie unsere eigenen MIRV?«

»Ich glaube schon, Sir. Es sind Einheiten modernster Bauart.« Ainsworth warf einen prüfenden Blick auf die Computerprojektionen und nickte. »Alle drei sind mit Mehrfachsprengköpfen ausgestattet, die unabhängig voneinander ihr Ziel suchen. Insgesamt zwanzig Sprengköpfe pro Boot.«

Beal erwog die Tragweite dieser nüchternen Erklärung und wußte nichts Wesentliches darauf zu erwidern.

Der Admiral nahm einen Kopfhörer von einem Haken am Kontrollpult und sprach in ein Mikrofon: »Küstenkommando, hier Ainsworth. Befehl an die Venturas und den U-Boot-Jäger: Warnung der sowjetischen Einheiten. Wenn diese versuchen, auf RAT zu gehen, versenken.«

Beal hatte das Gefühl, als lege sich ein Ring um seine Brust. Ein kalter Schweißtropfen rann ihm über die Brust.

»Ist das nicht ... hm ... ziemlich radikal, Stuart? ich meine ... nun ... ich wollte nicht sagen, dass wir ...«

Gleichmütig antwortete der Admiral: »Ich bin ganz sicher, die sowjetischen Boote werden die Warnung befolgen, wenn sie merken, wie leicht wir sie entdeckt haben.«

Stumm starrte Beal in den Hochbetrieb des War Room hinaus. Es gab hier so viele Menschen und so viele Apparaturen, und er begriff so wenig davon, wie das alles wirklich funktionierte. Aber die Männer rund um ihn mußten wohl wissen, was sie taten. Dennoch spürte er, dass jeder neue Schalterdruck die Gefahr einer Katastrophe erhöhte.

»Bleibt uns keine weniger scharfe Gegenmaßnahme, wenn die Sowjets die Warnung ignorieren?« fragte er.

»Mr. President, meine Aufgabe ist die Verteidigung der USA. Wenn die gegnerischen Boote auf Abschusstiefe gehen, werde ich sie versenken lassen. Es gibt keine Alternative.« Beal merkte, dass der Admiral auf seine Weise von derselben unbedingten Überzeugung getragen war wie die militante Linke, die Ainsworth so sehr hasste. Um solch ungeheure Macht zu gebrauchen, mußte ein Mann seiner Sache mehr als sicher sein.

Der Admiral schien plötzlich an etwas anderes zu denken. »Wer ist heute ›Looking Glass‹?« fragte er Rivera.

»Brigadier General Cheney, Sir.«

»Ein Farbiger?«

»Jawohl, Sir.«

Im Gesicht des Admirals spiegelte sich der Widerstreit zwischen anerzogenen Vorurteilen und sachlicher Objektivität. Schließlich siegte das militärische Denken über die Zweifel. »Sind Sie mit ihm zufrieden, General Rivera?«

»Jawohl, Sir.«

»Gut.«

»Was bedeutet ›Looking Glass‹?« Beal blickte Rivera fragend an.

»Das ist der Kodename für die fliegende Befehlszentrale, Sir. Eine mit allen erforderlichen Geräten ausgestattete Düsenmaschine, in der samt einem Technikerteam jeweils ein General eingeteilt ist, der das Kommando übernehmen würde, falls Sie – und wir – aus irgendeinem Grund von hier aus nicht in Aktion treten könnten.«

»Sie meinen, wenn wir von einer Wasserstoffbombe getroffen werden?« fragte Beal mit gepresster Stimme.

»In Washington wäre es eher eine Rakete. Wahrscheinlich aber sogar mehrere.«

»Mein Gott ...«, hauchte Beal.

»Schließlich wäre das Pentagon eines der Hauptziele«, fügte Shackelford hinzu – eine Tatsache, die nicht zu bestreiten war.

In das kurze Schweigen hinein sagte General Rivera ruhig: »Ich glaube, es wäre geraten, nun den Tiefbunker aufzusuchen.«

Kaum hatte Bill Tates Hubschrauber auf dem felsigen Gelände vor dem Katharinenkloster aufgesetzt, war er schon von einer großen Schar wild durcheinander schnatternder, gestikulierender Beduinen umringt. Männer, Frauen und Kinder bildeten einen engen Kreis um die Maschine, drängten heran, ohne auf den Sicherheitsabstand zu achten. Das vielstimmige Klagegeschrei übertönte fast den verebbenden Rotorenlärm.

»Sir, ich an Ihrer Stelle würde nicht ohne Schußwaffe aussteigen«, sagte Sergeant Anspaugh, der hinter den Pilotensitzen hockte.

General Tate überblickte die freie Fläche zwischen dem Punkt, wo Jimmy Beaufort den Helikopter gelandet hatte, und dem Kloster. Die Sonne stand nun höher, und die Mauerquadern waren vom Frühlicht karminrot getönt. An der Nordseite des Klosters wuchsen dunkle Zypressen. Dahinter stieg eine Geröllhalde bis zu den schroffen Klippen des Bergmassivs an, das fast den ganzen Horizont im Westen verdeckte.

In der Nähe des Klosters sah er Mönche, die, mit übergezogenen Kapuzen, in schwankender Prozession über den steinigen Boden dahinschritten. Sie trugen ihre Toten.

Die Hubschrauber, die er auf Erkundung vorausgeschickt hatte, waren wenige Minuten früher gelandet, die Besatzungen kamen heran und schoben die aufgeregten Beduinen ziemlich energisch beiseite. Tate öffnete den Gurt und klappte den Ausstieg auf. Sofort schloß sich der Ring aufgeregter Araber noch enger. Der General verstand ihre Sprache nicht, aber es gab keinen Zweifel, dass diese Menschen äußerst verwirrt waren und ihn um Hilfe und Schutz anflehten.

Nervös zog Beaufort die Dienstpistole aus dem Halfter, doch Tate sagte scharf: »Steck sie wieder ein, Jimmy. Die armen Teufel hier haben schon genug Angst.«

Bevor er heraussprang, wandte er sich zu Anspaugh. »Funken Sie Eilat an, die Israelis sollen sofort einen Dolmetscher einfliegen.«

»Jawohl, Sir.« Anspaughs Miene zeigte deutlich, dass er sich seine eigenen Gedanken über diesen Befehl machte, aber er riskierte keinen Kommentar.

»Ich weiß, es verstößt gegen die Bestimmungen, Israelis in die entmilitarisierte Zone zu holen«, fügte Tate hinzu. »Aber machen Sie sich deswegen keine Sorgen, Sergeant. Und wenn Sie Eilat erreicht haben, fordern Sie in Es Schu'uts Transportmaschinen für das restliche Special-Forces-Detachment an. Sie sollen Lagepläne und alle verfügbaren Fotos mitbringen. Ich erwarte die Einheit um 11.00 Uhr. – Jimmy, du kommst mit mir.«

Tate und sein Pilot schoben sich durch das Gewimmel verstörter Beduinen zu den Hubschrauberbesatzungen. Penetranter Gestank und aufgewirbelter Staub verschlugen ihnen fast den Atem. Die Wolkendecke von gestern war völlig verschwunden, der Tag würde sonnig und heiß werden. Aus der Entfernung musterte Tate die Mauern des Klosters. Der Bau wirkte uneinnehmbar. Tate dachte an Talcott Bailey und Colonel Seidel, die irgendwo in diesem imposanten Gefüge jahrhundertalter Steine festgehalten wurden – wenn sie noch lebten. Der Versuch, sie herauszuholen, würde viel Blut fordern. Auch Deborah befand sich dort, und ihm schnürte die Angst die Kehle zu.

Der rangälteste Hubschrauberpilot salutierte und erstattete Meldung: »Die Guerillas haben diese Leute aus dem Kloster vertrieben – soweit sie sie nicht gleich umlegten. Und da mußten gar nicht wenige dran glauben, Sir. Ich schätze acht bis zehn.« Ein junger Lieutenant mit blassem Gesicht fügte hinzu: »Auf dem Weg hierher sahen wir einige Kamelreiter, Sir. Da sie uns mit automatischen Waffen unter Feuer nahmen, halten wir sie für Abu-Mussa-Guerillas, die auf den geraubten Fahrzeugen keinen Platz fanden. Wir haben die Schweden in der Zentralen Zone verständigt, vielleicht gelingt es denen, die Kerle zu stellen.«

»Natürlich werden die Terroristen dann Widerstand leisten, und das bedeutet, dass die Schweden erst in Zypern anfragen müssen, was sie tun dürfen«, sagte der andere Offizier sarkastisch.

»Ich habe Verstärkung angefordert, Captain«, erwiderte Tate. »Die Kamelreiter werden uns hier keinen Ärger machen, selbst wenn sie herankommen sollten.« Er fragte sich, wie dieser junge Offizier wohl auf die Zusicherungen und Weisungen eines Generals der US Army

reagieren würde, wüsste er, dass der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs eben jenen General seines Kommandos enthoben hatte. Durch seine Befehlsverweigerung hatte Tate jeden einzelnen Angehörigen des amerikanischen Kontingents in eine zwiespältige Lage gebracht. Wer noch Befehle des abgesetzten Kommandeurs ausführte, riskierte ein Disziplinarverfahren. Ein interessantes juristisches Problem, das künftige Militärgeschichtler beschäftigen würde – wenn es überhaupt eine Zukunft geben sollte und eine Geschichtsschreibung ... Doch was Tate dem Admiral und Beal gesagt hatte, entsprang seiner innersten Überzeugung. Er hatte die Aufgabe, den Frieden zu erhalten und nicht zu gefährden. Die Frage lautete nur: *Wie* sollte er den Frieden sichern?

»Habt ihr mit den Mönchen gesprochen?«

Die Offiziere verneinten.

»Stellt fest, ob einer von ihnen Englisch versteht. Bevor hier die Zone errichtet wurde, kamen Touristen aus aller Welt her.«

Als Tate mit seiner Begleitung durch die Schar jammernder Beduinen auf die Mönche zuzug, erschien auf der von der Morgensonne beleuchteten Klostermauer eine Gestalt. Es war einer der Guerillas. Er hob seinen Karabiner und jagte einen Feuerstoß in die Luft. Grell hallte das Stakkato der Schüsse von der Bergwand wider. In Panik liefen die Beduinen auseinander.

Durch seinen Feldstecher sah Tate, dass der Mann ein Europäer war. Der Terrorist hing die Waffe über die Schulter und legte die Hände an den Mund: »Hallo, Amerikaner, ist euer Kommandeur hier?«

Bill Tate trat einige Schritte vor und blieb abwartend stehen. Einer der Air-Force-Offiziere sagte warnend: »Vorsicht, Sir, die Kerle wollen Sie vielleicht abknallen.« Tate gebot seiner Gruppe Schweigen.

»Ich bin Enver Leč und möchte euch etwas mitteilen«, rief der Mann auf der Mauer. »Geben Sie genau acht, General!«

Nun tauchten neben Leč vier Gestalten auf. Tate, der wieder den Feldstecher hob, erkannte den Secret-Service-Agenten Emerson, flankiert von Arabern. Der Gefangene stand stocksteif, die Arme nach Vietkong-Art an den Ellbogen im Rücken gefesselt.

Leč meldete sich wieder: »Da, an der Nordecke, General! Schießen

Sie nicht! Das sind Ihre eigenen Leute. Und hören Sie genau zu, was sie zu sagen haben.«

Um die Ecke des Gebäudes kamen Sergeant Robinson und Jape Reisman. Robinson ging sehr aufrecht, Reisman schlurfte mit weichen Knien über den steinigen Boden vor der Mauer.

Tate ging den beiden entgegen. Der Pressesekretär stolperte und wäre gestürzt, hätte Robinson ihn nicht aufgefangen.

Als sich die drei Männer gegenüberstanden, salutierte der Sergeant, sein zerdrücktes Gesicht war verbittert. »Sir, ich habe die Kolonne verloren. Ich habe den Vizepräsidenten nicht ausreichend geschützt.«

Tate verstand gut, was in Robinson vorging. Er selbst hätte in einer ähnlichen Situation das gleiche gesagt und würde es früher oder später auch wirklich sagen müssen, wenn er über die Führung seines Kommandos auf Sinai Rechenschaft zu geben hatte. Robinson brachte keine Entschuldigung vor und keine Ausflüchte. Er nannte nicht einmal den wahren Grund für dieses Fiasko: die Schwäche der militärischen Eskorte.

»Der Vizepräsident ist da drin gefangen, General«, sagte Reisman, und dann fügte er, um Widerlegung seiner Befürchtungen fast flehend, zögernd hinzu: »Stimmt das, was wir über den Präsidenten erfahren haben?«

»Ja, leider.«

Der Pressesekretär senkte erschüttert den Kopf. »Ich hoffte, es sei eine bloße Finte.«

»Nein, es ist wahr.«

»Dann halten diese Irren den Präsidenten der USA fest«, murmelte Reisman. »Die Welt ist ein Tollhaus geworden.«

»Wo ist er? Kann ich zu ihm?«

Stumm verneinend tastete Reisman in sein offenes Hemd und zog einige Blätter hervor, die wie altes Pergament aussahen. »Da sind die Bedingungen, General. Die Guerillas hatten nicht einmal richtiges Schreibpapier. Diese Seiten haben sie aus einem Buch gerissen.« In seinen umschatteten Augen glomm ein hysterisches Leuchten auf, aber

seine Stimme wurde fester. »Sie werden nicht glauben, was die Kerle verlangen, Tate. Sie werden es einfach nicht glauben ...«

Der General nahm die mit eckigen Schriftzügen bedeckten Pergamente. Schweigend las er die Forderungen durch. Er fand die einzelnen Punkte nicht besonders überraschend. Unerfüllbar, das schon. Aber nicht überraschend, wenn man die Situation in Betracht zog.

Sergeant Robinson sagte: »Ich soll Ihnen ausrichten, Sir, dass es diese Bande verdammt ernst meint. Falls Sie sich mit den Forderungen einverstanden erklären, wird eine weitere Geisel freigelassen – Colonel Seidel oder vielleicht Captain Zadok. Und wenn alle Bedingungen erfüllt sind, geht auch Mr. Bailey frei.«

Tate blickte den Sergeant unverwandt an.

»Ich glaube, Miß Zadok ist soweit o.k. Sir. Ich habe sie nicht mehr gesehen, seit die Guerillas den Bau besetzten«, sagte Robinson.

»Ich verstehe.«

»Die Abu Mussa haben übrigens vor, Ihnen zu beweisen, dass sie dies alles ernst meinen«, sagte der Pressesekretär.

Tate ahnte, was nun kommen würde. Reisman, der auch zum Kloster sah, stöhnte: »O Gott im Himmel!«

Leč rief herab: »Haben Sie unsere Bedingungen zur Kenntnis genommen, General?«

»Ja. Es ist kein demonstrativer Akt nötig, Oberst Leč. Ich glaube Ihnen auch so aufs Wort.«

»Ich möchte, dass Sie absolut sicher sind, General«, rief Leč zurück und nickte den Guerillas zu, die neben ihm standen.

John Emerson wurde von der Mauer gestoßen. Lautlos fiel er etwa sechs Meter, dann fing die Schlinge um seinen Hals den Sturz ab; mit einem Ruck blieb er hängen, sein Körper schwang hin und her.

Aus der Schar der Mönche erhoben sich laute Klagerufe. Die Beduinen, die aus der Ferne alles mit ansahen, schrien entsetzt auf, und hinter sich hörte Tate einen seiner Offiziere wütend brüllen: »Ihr verfluchten mörderischen Schweine!«

Tate wurde übel vor Zorn. Sein Gesicht verhärtete sich zu einer steinernen Grimasse. Lange starrte er zu den Gestalten auf der Mauer und

der Leiche von Baileys Leibwächter, die noch immer langsam vor dem Gemäuer pendelte.

»Kommt mit«, sagte Tate zu Beaufort, Reisman und Robinson. Sie gingen zum Hubschrauber, wo Sergeant Anspaugh kreidebleich wartete.

»Reisman, ich schicke Sie nach Es Schu'uts zurück«, sagte der General. »Jimmy wird für Ihren Flug nach Washington sorgen. Sie werden dem Nationalen Sicherheitsausschuß einen Augenzeugenbericht dieses Vorfalls geben und Lees Forderungen überbringen.«

Auch völlig erschöpft und unter Schockwirkung blieb Reisman immer noch Journalist. »Ich würde gern bleiben, bis alles vorüber ist, General.«

»Einer, der dabei war, muß daheim davon berichten. Und Sie sind der einzige, der hier abkömmlich ist. Wir müssen unbedingt verhindern, dass diese Liste von Forderungen allgemein bekannt wird, sonst werden die anderen verrückt spielen. Ich glaube, ein Fall wie dieser ist in unserer Verfassung nicht vorgesehen. Ich verlasse mich darauf, dass Sie *nur* vor dem Sicherheitsausschuß offen sprechen.«

»Gut, General. Wenn es sein muß.«

»Bring ihn so rasch als möglich nach Es Schu'uts, Jimmy«, sagte Tate zu seinem Piloten. »Und wenn es Schwierigkeiten wegen seiner Weiterreise in die USA geben sollte, dann wende dich an die Israelis. Der Mosa'ad wird dafür, wenn nötig, sogar eine El-Al-Maschine zur Verfügung stellen.« Er wandte sich zu Reisman: »Admiral Ainsworth hat mich meines Kommandos enthoben. Ich habe das nicht zur Kenntnis genommen. Lassen Sie auch darüber nichts verlauten. Fowler Beal wird dazu gedrängt, sich als amtierender Präsident zu erklären. Vielleicht hat er es bereits getan.«

»O Gott, jetzt zerfällt alles«, murmelte der Pressesekretär.

»Nein, nicht alles. Bailey lebt noch. Für mich ist er nicht gerade der ideale Führer der freien Welt – aber jetzt *ist* er unser Präsident. Die Stabschefs glauben, dass hinter dieser Aktion die Sowjets stecken. Aber Bailey ist noch am Leben! Hämmern Sie das den Leuten drüben ein.«

»Wird geschehen, General.«

»Dann los, Jimmy. Wenn du Mr. Reisman abgeliefert hast, komm wieder zurück.«

»Den möchte ich sehen, der mich davon abhalten könnte, Sir«, sagte Sergeant Beaufort mit einem Blick zur Mauer.

Tate half dem Pressesekretär beim Einsteigen und duckte sich unter den anlaufenden Rotorblättern. Er sah zu, wie der Hubschrauber abhob und in einer weiten Kurve nach Nordosten verschwand. Dann wandte er sich zu Robinson um. »Sind Sie o.k. Sergeant, oder brauchen Sie den Sanitäter?«

»Ich bin nicht verletzt. Ich bin nur zornig.«

»Also gehen wir.« Tate kletterte in einen der abgestellten Air-Force-Hubschrauber. Robinson folgte ihm.

»Wohin soll's denn gehen, Sir?«

»Wir besuchen General Ulanin. Zur Abwechslung könnten wir einmal unser Hirn anstrengen statt der Muskeln.«

21

Admiral Ainsworth' Weisungen an Colonel – nun General Dale Trask gaben den letzten Anstoß zum Zusammenbruch von Captain Elizabeth Adams' bereits schwer erschütterter Wunschwelt. Sie hatte in ihrem Leben zwei Akte persönlicher Revolte gesetzt: erstens ihren Eintritt ins Frauenhilfskorps der Armee und zweitens die bewusste Zurückhaltung jener Informationen, die den Anschlag auf Talcott Bailey vielleicht verhindert hätten.

Liz' erste Revolte war eine Auflehnung gegen das nüchterne, sterile Milieu, dem sie entstammte. Diese Revolte brachte ihr einen herrlichen Lohn: den engen Kontakt mit William Tecumseh Sherman Tate.

Aber ihre zweite Revolte war von verletzter Eitelkeit und Eifersucht diktiert, ein Verrat, die – wie sie selbst wußte – niedrige Rache einer

gefühlsbetonten, psychisch labilen Frau. Dieser Akt hatte dazu geführt, dass General Tate die Sicherheit des Vizepräsidenten nicht zu gewährleisten vermochte, und schien ihr nun als der eigentliche Grund für die Niederlage des geliebten Mannes zu sein. Sie hatte selbst Admiral Ainsworth' Befehl gehört, wonach Dale Trask das Kommando des amerikanischen Kontingents der Friedenstruppe übernehmen sollte – dieser schreckliche Kerl, der durch seinen Angriff auf die ›Allende‹ die ganze bisherige Leistung Bill Tates auf Sinai in Frage gestellt hatte. All das wäre nicht geschehen, hätte sie, Liz Adams, sich nicht von ihrer sündigen Rachsucht leiten lassen. Dass Tate ein Verhältnis mit Deborah Zadok hatte, erschien nun nicht mehr wichtig. Er war ein Mann, und Männer gaben der Versuchung des Fleisches nach. Liz hätte sich damit abfinden, Verständnis zeigen und fest bleiben sollen. Statt dessen hatte sie es zugelassen, dass ihre eigene abscheuliche Sinneslust Oberhand gewann über jene menschlichen Vorzüge, die der General an ihr schätzte: Pflichttreue, Tüchtigkeit, Intelligenz und Zurückhaltung. Sie hatte ihn verraten, ihn und sich selbst, alles, was sie von dieser schwarzhäarigen Jüdin oder den Huren unterschied, die im Suk von Es Schu'uts mit den Soldaten ins Bett gingen. Sie verdiente nur mehr Verachtung, und er, der einzige Mann, der schützend zwischen ihnen allen und der dunklen Masse von Asiaten und Afrikanern auf der anderen Seite des 34. Längengrades stand, mußte nun dafür büßen.

Die Meldungen vom Tod des Präsidenten und vom Überfall der Abu Mussa hatten beim Stabspersonal des amerikanischen Kontingents wie eine Bombe eingeschlagen. Die Flaggen vor dem ›Glashaus‹ und den Kommandogebäuden wehten auf halbmast. Zivilisten und dienstfreies Militär versammelten sich in kleinen Gruppen in den Unterkünften, in der ›Falascha‹ und den klimatisierten Büros des Hauptquartiers, um die Nachrichtensendungen zu hören und die Satellitenübertragungen aus den USA zu sehen. Die Atmosphäre in Es Schu'uts hatte plötzlich etwas Unwirkliches, ein Vorgefühl drohenden Unheils hing in der Luft. Die ganze Friedensmission auf Sinai schien zur reinsten Ironie geworden. Liz Adams war von einem einzigen Gedanken beherrscht: wiedergutzumachen, was sie angerichtet hatte.

Dale Trask machte sich in seinem Quartier gerade für den Flug zum Katharinenkloster fertig, als sie an seine Tür klopfte. Etwas irritiert öffnete er und sah sie vor sich, eine schmale Silhouette im schrägen Morgenlicht. Sie trug die komplette Dienstuniform mit der Tragtasche am Riemen über der Schulter, wie zum Rapport.

»Ja, was gibt es, Captain?« Er wollte so rasch als möglich fort; auf dem Hubschrauberstartplatz erwartete ihn eine Eskorte der Air-Force-Polizei.

Liz Adams brachte plötzlich kein Wort über die Lippen. Dabei hatte sie genau überlegt, was sie Trask sagen mußte: dass er den Befehl von Männern, die zu weit entfernt waren, um die Lage in der Zone beurteilen zu können, nicht befolgen dürfe; dass er abwarten solle, wie die Soldaten des amerikanischen Kontingents reagieren würden, wenn man ihren Kommandeur verhaftete, als sei er ein gemeiner Verbrecher. Sie hatte sich vorgenommen, all das Trask sorgfältig auseinanderzusetzen, ihm zu verstehen zu geben, dass sie ihn nicht brüskieren oder verärgern wolle und dass sie es begreife, wie wichtig der Fall für ihn persönlich sei. Um ihr Verständnis zu betonen, hatte sie aus General Tates Quartier sogar ein paar Silbersterne mitgebracht, die wollte sie Trask schenken, als Beweis dafür, wie sehr sie selbst – und auch Tate – seine Freundschaft wünschten.

All das hatte sie sich sehr gewissenhaft zurechtgelegt, und sie hatte sogar erwogen, Trask zu verführen. Auch diese Szene hatte sie sich in allen Einzelheiten ausgemalt: Sie würde wortlos sein Zimmer betreten und sich auf jene laszive Weise entkleiden, die, wie sie gehört hatte, nie ihre Wirkung auf Männer verfehlte. Sie würde nackt vor ihm stehen, vielleicht mit den Silbersternen auf der flachen Hand, und dies würde ihn von der Erfüllung einer gewiß auch ihm verhassten Pflicht ablenken. Kaum war ihr ein Traum zerbrochen, da baute sie schon einen anderen auf, den Traum von der Selbstaufopferung und Selbstpreisgabe, um den Mann zu retten, den sie liebte und gegen den sie sich veründigt hatte. Sie sah im Geist, wie sie sich Trask hingab, fühlte, wie sich sein von Narben entstelltes Gesicht auf ihren Bauch, ihre Schenkel preßte. Für ihren Kommandeur würde sie dies alles und mehr noch

mit sich geschehen lassen, er würde von ihrer Schande und ihrem Opfer wissen, und wenn er sie auch nicht liebte, so würde er ihr wenigstens dankbar sein ...

»Was zum Teufel wollen Sie denn, Captain?« fragte Trask ungeduldig.

Liz fuhr zusammen und blickte Trask an, als sei der plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht. Nein, es würde nicht klappen, wie sie es sich ausgemalt hatte. Das waren bloße Hirngespinnste. Es gab nichts, was sie tun konnte. Wenn sie plötzlich nackt vor Trask stünde, würde er sie nur auslachen. Einen Soldaten wie ihn konnte man mit einem knochigen Körper nicht dazu verführen, seine Pflichten zu vergessen.

In wachsender Verzweiflung suchten ihre Augen die harten Konturen des Raumes ab. Sie sah die Flugkombination auf dem ungemachten Bett, den noch nicht ganz ausgepackten Air-Force-Sack, die verschmutzte Uniform, die am Kleiderschrank hing, die Whiskyflasche und das ungespülte Glas auf dem Nachttisch.

Sie erschauerte. Dieser narbige brutale Kerl wollte die Silbersterne ihres Helden tragen und sein Kommando übernehmen? Wie hatte sie nur glauben können, dass sie bei ihm Verständnis fände? Ihr Blick fiel auf die Dienstpistole auf dem Regal neben der offenen Tür, und mit einem Mal wußte sie, dass ihr nur eines blieb: Sie mußte Schicksal spielen. Was konnte sie sich Besseres wünschen, als ein Werkzeug der Gerechtigkeit zu werden? Sie betrat den Raum, ihre Hand schloß sich um den Griff der schweren Waffe.

»Was fällt Ihnen denn ein?« hörte sie Trask schreien.

Liz wunderte sich über das Gewicht der Pistole. Ihr dünner Zeigefinger krümmte sich um den Abzug, die Mündung schwankte.

»Blödes Weib, legen Sie das hin!«

Ein ohrenbetäubendes Dröhnen zerriss ihr fast das Trommelfell, und sie roch den scharfen Geruch von Kordit.

Trasks verunstaltetes Gesicht erstarrte in einem Ausdruck maßlosen Staunens. Er griff mit den Händen nach hinten, um sich von der Wand wegzuschieben. Irgend etwas hatte ihn zurückgeschleudert. Liz drückte wieder ab, und diesmal hörte sie den Schuß klar und deutlich. Der Knall gellte durch den kleinen Raum.

Trask glitt an der Wand herab, seine hervortretenden Augen blickten sie noch immer verblüfft an. Aus seinem offenen Mund rann ein dünner, dunkler Blutfaden, er gab einen gurgelnden Laut von sich, und dann verstummte er.

Captain Elizabeth Adams wandte sich um und ging langsam in das Sonnenlicht hinaus. Überall waren Gesichter, aber nicht *sein* Gesicht. Einerlei, dachte sie. Er wird wissen, was er zu tun hat. Sie machte einige Schritte auf dem kiesbestreuten Weg zwischen den niederen Betonbauten. Die Waffe entfiel ihren erschlaffenden Fingern.

Irgend jemand lief auf sie zu. Mehrere Personen, wie es schien. Liz nahm es nicht genau aus, die Sonne war so grell. Diese orangerote Sonne, die Wüstensonne – zu Hause in New England leuchtete die Sonne nicht so hell.

Ein Mann legte ihr den Arm um die Schultern. Es war Sam Donaldson, und einen Augenblick lang wunderte sie sich, wieso er da war. Sie hatte ganz vergessen, dass er der Quartiernachbar des neuen Air-Force-Offiziers war, den sie nicht mochte. Nein, sie mochte ihn gar nicht.

Hinter ihr rief eine Stimme etwas. Es klang wie »Sanitäter! Sanitäter, hierher!«

Sie war von weißen Gesichtern umringt und bekam plötzlich Angst, bis sie wieder den CIA-Stationschef erkannte. »Mr. Donaldson«, sagte sie verwirrt.

»Ist schon gut, Captain«, sagte er sanft. »Es wird alles wieder gut.« Aber sie wußte, dass nichts wieder gut werden würde.

»Im Interesse des Weltfriedens muß klargestellt werden, dass wir alles unternommen hatten, was in unserer Macht stand.«

Der Stellvertretende Ministerpräsident Anatolij Rostow warf dem schwedischen Kommandeur einen finsternen Blick zu. »Tatsache bleibt«, sagte er, »dass Sie, genau genommen, überhaupt nichts getan haben, General Gunderssen. Ich möchte in meiner Kritik an der UNO nicht

unhöflich sein, aber die Protokolle – wenn es noch jemals Protokolle geben sollte – werden meine Feststellung bestätigen.«

Gunderssen lief rot an. »Exzellenz, ich sehe nicht ein, wie ich diesen unglücklichen Zwischenfall hätte verhindern können.«

»Ich weiß, dass Sie das nicht einsehen.«

»Wenn Sie damit andeuten wollen, meine Einheiten hätten dafür zu sorgen, dass es in der entmilitarisierten Zone keine Guerillas gibt, dann darf ich Sie darauf hinweisen, dass die fraglichen Guerillas aus dem sowjetischen Sektor kamen.«

»Auch das wird in den Protokollen stehen – zu unserer Schande.« Rostow inhalierte den scharfen Rauch der türkischen Zigarette, die er zwischen nikotingelben Fingern hielt, und betrachtete durch das Fenster stirnrunzelnd die draußen angetretenen Formationen. Die schwedische UN-Truppe, in hellblauen Baretts und frischgebügelten Uniformen, stand getrennt von seiner eigenen Eskorte der KGB-Wachverbände. Wie konnten die Amerikaner so töricht sein, ihren Vizepräsidenten nur mit einer einzigen kleinen Gruppe als militärischer Bedeckung in ein solches Krisengebiet reisen zu lassen? Nach allem, was er von General Tate wußte, und dem Eindruck, den er bei ihrem kurzen Gespräch auf dem Schauplatz des Überfalls gewonnen hatte, war bloße Nachlässigkeit sehr unwahrscheinlich. Viel eher das Gegenteil.

Er wandte sich wieder dem Schweden zu. »Hatte der UNO-Generalsekretär bereits Gelegenheit, mit Mr. Beal zu sprechen?«

Gunderssen schüttelte den Kopf und schürzte missbilligend die Lippen. Er erinnert mich an meinen Klassenlehrer, dachte Rostow. Der konnte auch keine Disziplin halten.

»Der amtierende Präsident ist im Pentagon verschwunden«, sagte der General. »Aus Stockholm habe ich die Meldung erhalten, dass Ministerpräsident Kastrup den dringenden Appell an ihn richtete, größte Besonnenheit zu bewahren.« Es klopfte an der Tür und ein KGB-Offizier trat ein. »Wir haben die Verbindung mit Moskau hergestellt, Genosse Rostow.«

»Ja, ich komme«, sagte Rostow müde und erhob sich.

Das Innere der sowjetischen mobilen Kommunikationszentrale war

voll von elektronischen Apparaturen und Technikern: Ein Leutnant salutierte und wies auf den Platz vor der Kamera und dem Monitor. »Wir haben auf Sendung geschaltet«, meldete er zackig.

Rostow setzte sich und bedeutete dem Personal, das Fahrzeug zu verlassen. Er wollte vermeiden, dass die Unterredung, die er nun führen würde, Gesprächsstoff für die Einheiten in der Zentralen Zone abgäbe.

Auf dem Bildschirm war die Kommandozentrale des Kremls zu sehen, die sich, wie Rostow genau wußte, überhaupt nicht im Kreml befand, sondern unter der Erde in der weiteren Umgebung Moskaus. Das starke Licht, das für die TV-Übertragung erforderlich war, steigerte noch die Hitze des Tages, aber Rostow wollte sich seine Müdigkeit und Übernächtigkeit nicht anmerken lassen. Der Ministerpräsident schätzte es, wenn seine Stellvertreter unter allen Umständen frisch und energisch wirkten.

Nun tauchte Verteidigungsminister Marschall Morosow auf, mit breiten Achselstücken und vielen Reihen farbiger Bänder auf dem olivgrünen Uniformrock.

Er sprach mit einem Adjutanten, der mit einem Stapel von Meldungen hinter ihm stand, dann entließ er den Offizier mit einem Kopfnicken und wandte sich der Kamera zu. Es war als blicke er Rostow aus nächster Nähe ins Gesicht.

»Genosse Rostow, sehen Sie mich gut?« fragte er.

»Ich kann Sie gut sehen und hören«, antwortete Rostow. Er hatte Morosow nie besonders leiden mögen. Diese Abneigung richtete sich nicht direkt gegen die Person, denn dazu kannte er den jungen Marschall zuwenig. Aber seit Jahren, während jeder von ihnen für sich seinen Weg in der sowjetischen Hierarchie gemacht hatte, waren sie immer wieder wegen Prioritätsfragen aneinander geraten. Morosow waren Raketen wichtiger als TV-Geräte, während Rostows Bestreben dahin ging, das Volk im Zustand gelassenen, fügsamen Gehorsams zu halten.

»Der Ministerpräsident wird sofort mit Ihnen sprechen, Genosse Rostow. Aber zuerst möchte ich Ihnen die militärische Lage erklären«, sagte der Marschall.

»Bitte.«

Wie die gegebene Situation auch sein mochte, Morosow würde sie in den schwärzesten Farben malen. Seit Jahren hatte er seine ganze Kraft für den Ausbau der Sowjetarmee und der strategischen Raketenwaffe eingesetzt, mit dem ausdrücklichen Ziel, dem Vaterland einen nuklearen Vorsprung zu sichern. Oft hatte er die Vorgänge in Korea, Vietnam, Kuba und in der Dominikanischen Republik als eindeutige Beweise für die imperialistischen Absichten der USA angeführt. Die Vereinbarungen der ersten und der zweiten SALT-Runde waren über seinen Kopf hinweg unterzeichnet worden, und im Politbüro trat er als profiliertester Gegner einer sowjetisch-amerikanischen Zusammenarbeit in der Friedenszone auf.

»Zunächst«, sagte Morosow, »eine allgemeine Übersicht.«

»Kommen Sie zur Sache«, warf Rostow ungeduldig ein.

»Die Amerikaner geben vor, sie würden glauben, dass wir auf irgendeine Art beim tödlichen Unfall ihres Präsidenten und bei der Entführung Talcott Baileys die Hand im Spiel hatten.« Er machte eine Pause, als erwarte er einen Widerspruch Rostows auf diese Feststellung. Als sich Rostow nicht äußerte, fuhr er fort: »Die Amerikaner haben natürlich noch keine konkreten Beschuldigungen erhoben, und möglicherweise werden sie es auch nicht tun.« Seine Augen waren von einem kalten Hellblau, und Rostow versuchte sich zu erinnern, ob sie immer so unmenschlich gewirkt hatten. Vielleicht lag es an der Farbübertragung, dass Marschall Morosow eher wie ein Teil der Elektronik erschien als ein Wesen aus Fleisch und Blut.

»Unsere Bewertungsgruppen sind jetzt damit beschäftigt, die Absichten der USA zu berechnen. Aber ich persönlich glaube, dass man dazu keine Wissenschaftler zu konsultieren braucht. Die Amerikaner glauben, dass sie endlich den Vorwurf haben, den sie sich immer wünschten, und jetzt bereiten sie sich auf den Angriff gegen uns vor.«

Rostow spürte einen Bleiklumpen in der Magengegend. »Sie ziehen voreilige Schlüsse, Genosse«, sagte er.

»Das bezweifle ich. Es steht Ihnen natürlich frei, sich Ihre eigene Meinung über die militärische Lage zu bilden.« Die sarkastische Spitze

war nicht zu überhören. Rostow wußte nur zu gut, was Morosow und dessen engste Umgebung im Verteidigungsministerium vom Einsatz des jetzigen Stellvertretenden Ministerpräsidenten als Politikommissar während des Großen Vaterländischen Krieges hielten.

Morosow sagte: »Die Amerikaner haben drei unserer Atom-U-Boote gestellt, die auf Routinepatrouille vor ihrer Küste kreuzen, und Abfangjäger über dem Beringmeer ausgeschildet. Wir haben ihren heutigen Kriegskode noch nicht entschlüsselt, aber die Computer sind bereits damit gefüttert. Sie haben ihre Minuteman-Verbände in Alarmbereitschaft versetzt, und bei der Sechsten Flotte wird über den Flugzeugträgern kriegsmäßige Sicherung geflogen. Wenn das keine Anstalten für den Erstschat sind, dann möchte ich von Ihnen, Genosse Rostow, gern hören, was es sonst sein könnte.«

»Unter den gegebenen Umständen ist es nur begreiflich, dass die Amerikaner nervös werden.«

»Ist es auch begreiflich, dass die amerikanische Presse die übelsten Lügen über uns veröffentlicht? Dass sie uns des Komplotts mit arabischen Banditen und Mördern bezichtigt?«

Rostow sagte langsam: »Genosse Marschall, ich habe gehört, dass das GRU es fertig gebracht hat, auf einigen Kosmos-Fotos das deutlich erkennbare Bild eines Abenteurers namens Enver Leč zu übersehen.«

»Wir waren in großer Eile«, sagte Morosow gereizt, »weil wir das Material so rasch als möglich weitergeben wollten, um den amerikanischen Kriegshetzern zu beweisen, dass Sie und die sowjetische Flagge von einem amerikanischen Luftpiraten bedroht wurden.«

Rostow unterdrückte den Impuls, ebenso schroff zu antworten. Morosow und seine Kriegsfalken waren orthodoxer als Stalin, leninistischer als Lenin. Obzwar Rostow selbst oft dieselben antiamerikanischen Schlagworte gebrauchte, gab er nie vor, an sie zu glauben. Wenn man sich an abgekämpfte Vietkongs oder Rote-Khmer-Partisanen wandte, mußte man natürlich von »Kriegshetzern«, »Luftpiraten« und sogar von »faschistisch-imperialistischen Aggressoren« sprechen. Das Vokabular der Revolution neigte zu Übertreibungen und war deshalb für die naiven Kämpfer des Dschungelkrieges und die Untergrundzel-

len der Großstädte geeignet. Aber dass ein Marschall der Sowjetunion im Gespräch mit dem Stellvertretenden Ministerpräsidenten sich solcher idiotischer Propagandaphrasen bediente, war zu diesem äußerst kritischen Zeitpunkt ein Grund für ernste Besorgnis.

»Das ändert nichts an der Tatsache«, sagte Rostow, »dass wir die Informationen zur Verfügung hatten, sie aber nicht an die Amerikaner weitergaben, sondern uns auf das Funktionieren eines ziemlich obskuren Spionagenetzes verließen. Damit war die Garantie gegeben, dass die Amerikaner annahmen, wir hätten die Bilder vorsätzlich zurückgehalten, bis es für Gegenaktionen zu spät war. Ich habe mit General Tate gesprochen und weiß, wovon ich rede.«

»Ah, Tate, der Aristokrat, der an russischer Kriegsgeschichte interessiert ist«, sagte Morosow ironisch. »Ulanins Freund.«

»Ja, der. Er ist hier in der Zentralen Zone. Ich kann mir kaum vorstellen, dass sie uns angreifen wollen, während Tate und Ulanin gemeinsam Pläne machen, wie man Bailey befreien könnte.«

»Ihre Gutgläubigkeit ehrt Sie, Genosse Rostow. Darf ich Ihnen mitteilen, dass niemand hier in Moskau Ihre euphorische Meinung über die Absichten der Amerikaner teilt. Wir sehen ja, was sie treiben.«

»Kommen wir noch kurz auf die Satellitenfotos zurück, Genosse Marschall. Haben Sie uns den verantwortlichen Offizier geschickt?«

»Falls sich keine Verzögerungen ergeben, müsste er gegen Abend bei Ihnen eintreffen. Aber ich möchte eines betonen: Die Entscheidung, ihn nach Sinai zu bringen, damit er dort seine Schuld eingesteht, entsprang politischen Erwägungen. Wir Militärs waren dagegen.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Rostow. Militärs, ganz gleich welches Staates, waren seit jeher gegen Bloßstellungen allergisch. Außerdem hätte ein solcher Fehler eines Mitglieds des GRU fast sicher zur Folge, dass die Abwehr der Sowjetarmee eines ihrer eifersüchtig gewahrten Vorrechte – nämlich die Auswertung der Satellitenbilder – an das zivile Komitee für Staatssicherheit, das KGB, verlieren würde. Rostow seufzte. Er wünschte, die Techniker hätten ihm ein Glas Wasser bereitgestellt. Im nächsten Moment sah er ein, wie töricht es war, sich jetzt über solche Kleinigkeiten zu ärgern. Die Welt schien einer Kata-

strophe entgegenzutorkeln – und Anatolij Igorewitsch Rostow, Stellvertretender Ministerpräsident der Sowjetunion, war unglücklich darüber, dass seine Kehle ausgedörzt war. Die Erde ist von Schwachsinnigen bevölkert, dachte er.

»Der Genosse Vorsitzende wird jetzt mit Ihnen sprechen, Genosse Rostow«, sagte Morosow. »Nur noch ein letztes Wort: Bei Ihren Verhandlungen mit den Amerikanern brauchen Sie sich keine Beleidigungen gefallen zu lassen. Wir sind auf alles, was kommen könnte, in vollem Umfang vorbereitet.«

Schwachsinnige? dachte Rostow. Nein, Amokläufer, Roboter, selbstmörderische Irre. Wodurch unterschied sich ein Marschall Morosow letzten Endes von Enver Leč oder diesen arabischen Wegelagerern? Eine saubere Uniform und acht Reihen bunter Bänder auf der Brust waren anscheinend Legitimation genug, die Welt in die Luft zu sprengen, ebenso wie dreckige Lumpen, automatische Waffen und Phrasen der Arabischen Befreiungsfront. Er fühlte, dass seine Hände zitterten, und er faltete sie. Während seines ganzen Lebens war er höchstens einem Dutzend Berufssoldaten begegnet, die ihre Aufgabe in der modernen Welt wirklich begriffen hatten: den Frieden zu erhalten, jeden Frieden, der ein normales Leben und den Weiterbestand der Welt gewährleistete. Ulanin war einst solch ein Soldat gewesen. Und dieser William Tate schien aus dem gleichen Holz geschnitzt. Beide, der alte und der jüngere, waren Kämpfernaturen, das spürte man sofort.

Aber weder General Tate noch General Ulanin hatten die Verfügung über die Vernichtungswaffen in den Arsenalen ihrer Nationen. Das, dachte Rostow, wurde fast immer Männern wie Morosow überlassen. Morosows Mitteilungen beunruhigten ihn sehr, doch noch größere Sorgen bereiteten ihm die Vorgänge in Washington. Die Spannungen schienen fast von selbst zu wachsen. Falls Bailey starb, würde nichts die Morosows und Ainsworth' aufhalten, gar nichts.

»Wenn keine Juden zuhören, wird der Ministerpräsident mit Ihnen sprechen«, sagte der Marschall. Rostow ignorierte diese unnötige antisemitische Äußerung. Sie war billige Liebedienerei vor dem sowje-

tischen Staatsoberhaupt, dem man eine Abneigung gegen die Juden nachsagte.

»Rostow?«

Der Stellvertretende Ministerpräsident war entsetzt, als er sah, wie sehr die letzten Stunden den Premier gezeichnet hatten. Das Gesicht des alten Mannes wirkte wächsern. Rostow vermutete, dass der Staatsschef Schwierigkeiten mit den ›Falken‹ des Politbüros hatte und in letzter Zeit wenig Schlaf fand.

»Ja, ich bin hier, Genosse Ministerpräsident.«

»Bei uns sieht es schlimm aus, Anatolij Igorewitsch. Die Amerikaner provozieren uns.« Das klang so verdrossen, dass Rostow besorgt aufhorchte. Jedes noch so geringe Anzeichen von Schwäche oder Unsicherheit der Spitzen des Kremls konnte einen Wechsel oder eine Verschiebung im Machtapparat einleiten. Das war schon immer so, wie einstmals mächtige Männer heute in sibirischen Kraftwerken und in unauffällig bewachten Datschas bestätigen konnten.

»Wie steht es in der Zentralen Zone? Wie ist die Stimmung?«

»Gespannt. Aber wir können auf eine Annäherung hoffen.«

»Annäherung? Was soll das heißen?«

»Vor kurzem kam der amerikanische Kommandeur in die Zentrale Zone, um sich hier mit General Ulanin zu treffen. General Tate ist allein, nur von einem einzigen Soldaten begleitet, einem Neger.«

»Und was soll man daraus schließen, Genosse?« fragte der Ministerpräsident mürrisch.

»Nun, dass zumindest *er* nicht daran glaubt, wir würden die Schuld an der Entführung des amerikanischen Vizepräsidenten tragen.« Er konnte es sich nicht verkneifen, hinzuzufügen: »Ich dachte, das wäre einleuchtend.«

»Sie sind allzu rasch bereit, den Amerikanern zu vertrauen, Anatolij Igorewitsch. Wenn Sie hier wären und selbst sehen könnten, was sich in den USA abspielt, würden Sie anders denken.«

Schweigend nahm Rostow diesen Tadel hin. Es war natürlich möglich, dass der Ministerpräsident recht hatte. Tates Ankunft in der Zen-

tralen Zone konnte ein Ablenkungsmanöver sein, um die Angriffsabsichten zu verschleiern.

»Morosow möchte Alarmstufe eins geben«, sagte der alte Mann mit dünner Stimme. »Nach allem, was geschehen ist, kann ich ihm nur beipflichten, ich habe eine Teilevakuierung unserer Großstädte angeordnet.«

Rostows Zuversicht sank noch mehr. Er hatte das Gefühl, als stehe er im Weg eines gigantischen Molochs, den viele Irre in Bewegung setzen wollten. Seufzend sagte er: »Hier gab es keine Zusammenstöße, Genosse Ministerpräsident ...«

Gereizt fiel ihm der Staatschef ins Wort: »Und der Angriff auf Ihr Schiff?«

Rostows Bestürzung wuchs. Diese Entgegnung war so banal, so unsachlich, dass er zu vermuten begann, dieser ängstliche alte Mann habe bereits eine folgenschwere Entscheidung getroffen. Vor einigen Stunden war die ›Allende‹-Affäre eine willkommene Verletzung internationaler Gepflogenheiten, aus der man Propaganda gegen die Amerikaner und deren Verbündete im Nahen Osten schlagen konnte. Aber durch die Ereignisse in den USA und am 34. östlichen Längengrad waren solche Erwägungen völlig illusorisch geworden.

»Wenn Sie die Städte evakuieren, werden die Amerikaner überzeugt sein, dass wir einen Angriff auf die USA vorbereiten.«

»Was soll ich Ihrer Meinung nach sonst tun, Anatolij Igorewitsch! Soll ich vor ihnen auf den Knien rutschen?«

»Bei den Amerikanern herrscht große Verwirrung, Genosse Ministerpräsident. Welches Volk würde anders reagieren, wenn es plötzlich seine beiden führenden Staatsmänner verliert?«

»Das sagt sich alles sehr leicht. Aber was ist damit erreicht? Morosow sagt mir, dass die Amerikaner ihr gesamtes nukleares Arsenal mobilisieren. Und die Presse der USA erhebt empörende Anklagen gegen uns. Ich muß das Vaterland schützen.«

»Benützen Sie doch den heißen Draht«, sagte Rostow ernst. »Versuchen Sie den Amerikanern klarzumachen, dass wir schuldlos sind.«

»Den heißen Draht? Mit wem soll ich sprechen? Wer ist überhaupt

dieser Beal? Ich kenne ihn nicht, niemand kennt ihn. Morosow meint, der Mann sei nichts als ein Werkzeug in den Händen der Kriegstreiber und der Faschisten. Ich kann ihn nicht als Autorität anerkennen, solange Talcott Bailey am Leben ist. Im Moment gibt es in Washington keinen Verhandlungspartner für uns.«

»Dann beantragen Sie wenigstens die sofortige Einberufung des UNO-Sicherheitsrates. Appellieren Sie an das Weltgewissen, diese gefährliche Eskalation zu stoppen.«

»Das tun wir sowieso«, sagte der Ministerpräsident gereizt. »Kerjakin hat seine Instruktionen, und für morgen Vormittag ist eine Sitzung des Sicherheitsrates einberufen. Alles gut und schön, aber was nützt das? War der Sicherheitsrat je etwas anderes als ein Forum, in dem sich alte Männer gegenseitig Beleidigungen an den Kopf warfen?«

Der alte Ministerpräsident blinzelte ins Kameraobjektiv, und wieder fiel Rostow diese Verdrossenheit auf. Kein Zweifel, der Staatschef wurde von jüngeren, radikaleren Kräften überspielt. Rostow erinnerte sich an den Sturz Chruschtschows nach dem schmachvollen Ende der kubanischen Raketenaffäre. Auch der alte Ministerpräsident mochte dieses Beispiel vor Augen haben und sich sagen, er dürfe keinen einzigen Schritt vor der sich anbahnenden Konfrontation mit den Amerikanern zurückweichen, sonst würde es ihm wie Chruschtschow ergehen. Aber die Alternative war so grauenvoll, dass Anatolij Rostow schauderte.

»Trotzdem glaube ich, dass Sie mit den Amerikanern sprechen müssten, Genosse Ministerpräsident«, sagte er. »Bieten Sie unsere Unterstützung bei der Befreiung Baileys an, und geben Sie ihnen die Zusage, dass wir uns in jeder nur möglichen Weise dafür einsetzen werden, die Terroristen der gerechten Strafe zuzuführen. Ich bin bereit, hier in diesem Sinn zu arbeiten. Eigentlich habe ich es schon getan.«

»Seien Sie kein Narr, Rostow. Bailey ist so gut wie tot. Keine Macht kann ihn aus den Klauen dieser Irren retten.«

»Ich schlage nur vor, dass Sie Ihrer Bereitschaft Ausdruck geben.« Rostow zögerte, dann straffte er sich und fuhr fort. »Und Sie sollten es

ihnen klarmachen, dass unsere Militärmaschinerie auf Friedenstrouren läuft und dass wir keinerlei Schritte unternehmen, die als feindselige Aktion aufgefasst werden könnten. Das ist der einzige Ausweg, sonst kommt es zu einer Tragödie.«

Stumm starrte der alte Mann ins Leere. Schließlich sagte er langsam: »Das kann ich nicht tun.«

Rostow biss sich auf die Lippen. Natürlich war das unmöglich. Morosow und seine Krieger würden es verhindern. Doch er wußte, dass sonst keine Entspannung der Lage herbeigeführt werden konnte. Slawischer Fatalismus erfasste ihn. Der Moloch war in Bewegung und stampfte immer rascher voran. Wahrscheinlich war es für die Abwendung des Unausweichlichen bereits zu spät. Er sagte: »Ich verstehe. Soll ich nach Moskau zurückkehren?«

»Nein, bleiben Sie, wo Sie sind.« Die Greisenaugen schienen plötzlich aufzuleuchten, als wollten sie durch die Kamera eine ungeheuer wichtige Botschaft übermitteln, die vor den anderen in der unterirdischen Kommandozentrale nicht ausgesprochen werden durfte. »Tun Sie Ihr möglichstes, Anatolij Igorewitsch ...«

Als Bruder Anastasius die Augen öffnete, sah er die weiße Decke eines hellen Raumes in kaltem Licht. Er fühlte sich schwach und unsicher, aber zumindest waren die teuflischen Visionen geschwunden, die ihn bedrängt hatten, und dafür dankte er Gott.

Er lag im Bett eines, wie er richtig vermutete, blitzsauberen modernen Krankenzimmers, dem noch immer ein leichter Neubaugeruch anhaftete. Die Mauern bestanden aus getünchten Betonziegeln, und den Boden deckten blanke Plastikfliesen. Einen ähnlichen Raum hatte er vor langer Zeit gesehen, auf einer Pilgerfahrt vom Kloster nach Jerusalem. Die betriebsamen Juden hatten die Mönche durch neue Viertel in jenem Stadtsektor geführt, den sie den jordanischen Arabern weggenommen hatten.

Die Alpträume von Sarazenen und blutigem Gemetzel waren ver-

flogen, aber wenn er daran zurückdachte, befahl seinen ausgemergelten Körper ein Zittern. Doch es hatte tatsächlich einen Kampf oder ein Massaker gegeben. Die stechenden Schmerzen in seinem rechten Arm genügten ihm als Beweis. Nun fügten sich die Bilder deutlicher aneinander: er war von dem Berg herabgestiegen, zu den Wassern von Feiran und seinen Freunden, den Beduinen, und dort hatte er namenloses Grauen vorgefunden. Nun konzentrierte sich sein Greisengedächtnis auf diese Ereignisse, und er schalt sich selbst, weil ihm seine Phantasie Täuschungen vorgespiegelt hatte. Seit vielen Jahrhunderten gab es auf der Sinaihalbinsel keine Sarazenen mehr. Die vermodernden Gebeine vieler Generationen von Mönchen im Ossarium unter seiner Obhut zeugten vom unaufhaltsamen Gang der Zeit.

Doch irgend jemand hatte die Schafhirten getötet und irgend jemand hatte ihm fast die ganze knorrige Hand weggeschossen, und wenn es keine Sarazenen waren, dann waren es gewiß Sendboten der Hölle.

Er drehte den schmalen Kopf auf dem harten Kissen, um sich im Raum umzublicken, und da bemerkte er, dass er nicht allein war. Neben dem Bett stand ein blonder junger Mann mit breitem Gesicht, in einer fremden Uniform. Als er sah, dass die Augen des Mönches offen und klar waren, lächelte er und sagte etwas in einer Sprache, die der alte Mönch nicht verstand, aber sie klang ähnlich wie das Russisch, das einer der Diakone im Katharinenkloster manchmal sprach.

Bruder Anastasius antwortete in seinem angestammten mazedonischen Griechisch mit leiser Stimme, aber mit einer Eindringlichkeit, die den sowjetischen Sanitäter überraschte: »Ich danke dir für alles, was du für mich getan hast. Der Segen unseres Herrn Christos Pantokrator sei mit dir.«

Der junge Mann lächelte wieder, trat zur Tür und ließ zwei andere Uniformierte und einen Zivilisten ein. Einer der beiden Soldaten war grauhaarig und hatte viele Auszeichnungen. Der andere, jüngere, trug Hemdbluse und Hose aus grünbraun gesprenkeltem Stoff, was Bruder Anastasius beunruhigte, denn nun erinnerte er sich, dass er in Feiran, in dem von Schussblitzen durchzuckten Zwielficht, Gestalten in solcher Kleidung gesehen hatte. Am Ärmel trugen beide Soldaten das Abzei-

chen mit dem Ring und den Pfeilen, das der Mönch als Symbol jener Männer erkannte, die nach Sinai gekommen waren, um, wie sie sagten, »den Frieden der Welt zu wahren« – als ob sich geringe Sterbliche das Walten Gottes anmaßen dürften.

Behutsam sprach ihn der Zivilist auf griechisch an: »Wie fühlt Ihr euch, Ehrwürdiger Vater?«

»Ich bin kein Priester, mein Sohn, sondern nur ein Mönch des Katharinenklosters«, sagte Anastasius leise.

»Wie fühlst du dich, Bruder?«

Der Greis holte tief Atem. »Besser, Gott sei gepriesen. Ich danke meinem Schöpfer für seine Gnade.«

Der Zivilist sprach mit den Soldaten englisch. Anastasius verstand nur wenige Worte. Dann wandte sich der Fremde ihm zu. »Bruder, bist du kräftig genug, um mit uns zu reden?«

»Ja. Ich habe euch etwas zu sagen. Unsere Schafhirten wurden von Unbekannten überfallen. Es war in Feiran. Ich bin weit gewandert ...«

»Das wissen wir, Bruder. General Ulanin hier hat dich in die Zentrale Zone gebracht.«

»Die Toten müssen ein christliches Begräbnis erhalten«, sagte Anastasius. »Die Beduinen von Sankt Katharina glauben an unseren Herrn Jesus.«

»Es wird geschehen.«

»Sind das hier die neuen Russen?«

»Der General, ja. Und auch der junge Mann, der deine Wunde verbunden hat. Der andere ist Amerikaner.«

Anastasius runzelte die Stirn. »Die neuen Russen haben die Kirche aus ihrem Land vertrieben«, sagte er streng.

Der Dolmetscher übersetzte die Worte des Mönchs mit der gebotenen Schärfe. Ulanin zuckte die Achseln.

»Du heißt Anastasius?« fragte der Zivilist.

»Das ist mein Name in Christo.«

»Im Fiebertraum hast du gesprochen, Bruder Anastasius.«

Der Mönch seufzte und schloß einen Moment die Augen. Diese Menschen um ihn hatten einen Akt der Nächstenliebe gesetzt, aber sie

hatten seine persönliche Sphäre nicht geachtet. Wahrscheinlich mußte man das von einem Volk erwarten, das sich von Gott abgewandt hatte.

»Ich gehöre als ziviles Mitglied dem UN-Beobachterverband auf Sinai an und bin Zypriote«, erklärte der Dolmetscher.

»Griechischer Zypriote«, sagte Bruder Anastasius, der diesen Männern zeigen wollte, dass er, obgleich in der Abgeschlossenheit eines Klosters lebend, dennoch wußte, was draußen in der Welt vorging.

»Ja, griechischer Zypriote«, stimmte ihm der Mann bei. »Hör mir nun bitte genau zu, Bruder Anastasius.«

Der Mönch nickte. Das Bett, in dem er ruhte, war über Gebühr sauber und bequem, doch er sehnte sich nach seiner vertrauten Zelle neben dem Ossarium.

»Die Männer, die deine Schafhirten angegriffen hatten, haben das Kloster besetzt und noch andere Untaten begangen.«

Anastasius erschrak. Der junge Sanitäter sagte einige scharfe Worte zu dem Zivilisten.

»Es tut mir leid, wenn ich dich beunruhige, aber du mußt wissen, was geschah, damit du uns helfen kannst.«

Sarazenen im Haus Gottes! Nein, keine Sarazenen, aber Barbaren, die arme Beduinen aus nichtigen Gründen oder überhaupt ohne Grund töteten. Der Antichrist hatte noch immer finstere Gewalten zu Gebote, selbst in diesem modernen Zeitalter, dachte Anastasius. Christos Pantokrator, Herr der Welt, fege sie hinweg.

»Hör zu«, sagte der Zypriote. »Es ist wichtig – äußerst wichtig! –, dass diese Offiziere erfahren, ob es einen geheimen Zugang zum Kloster gibt. Kann man durch das Ossarium hineingelangen? Führt ein Weg von außen in den Bau?«

Voll Entsetzen dachte Bruder Anastasius daran, dass Soldaten durch die uralten Felsstollen unter den Mauern ins Beinhaus eindringen sollten, um die ewige Ruhe der Mönche zu stören, die seit einem halben Jahrtausend in den dunklen trockenen Gelassen lagen. Er sah bewaffnete Männer die Mumie des heiligen Stephanos rauben und seine ehrwürdigen Knochen in den Staub werfen.

Als Hüter des Ossariums hatte er einen Eid auf die Toten geschworen, so heilig wie das Beichtgeheimnis. Welches Recht hatten diese Männer, die Ruhestätte der in Gott Abgeschiedenen zu entweihen?

Der Amerikaner sprach leise mit dem Zyprioten.

»Was sagt er?« fragte Anastasius.

»Er verspricht, dass er selbst in das Kloster gehen wird, nur mit einem einzigen Begleiter, und dass die Toten nicht gestört werden.«

Erstaunt betrachtete der alte Mönch den amerikanischen Soldaten. Wieso ahnte dieser Mann, welche Gedanken Anastasius bedrängten? War dies etwa ein Zeichen, dass er diesen neuen Kaisern geben sollte, was des Kaisers war?

Der alte Russe begann zu sprechen, zögernd, in schwerfälligem Griechisch: »Wir haben dich gefunden, du warst fast tot. Wir haben nicht geglaubt, dass du am Leben bleiben würdest, Mönch. Aber wir haben getan, was wir konnten, und du lebst. Du bist mit Wundern vertraut, und dass du am Leben geblieben bist, das ist ein Wunder. Wir brauchen noch eines. Hilf uns.«

Anastasius verharrte in Schweigen.

Eindringlich sagte der Zypriote: »Im Namen Gottes, Bruder, die Männer im Kloster haben einen Gefangenen. Sein Tod bedeutet unweigerlich Krieg. Rette den Frieden, hilf uns!«

»Der Wille Gottes geschehe«, murmelte der Greis.

Fowler Beal stand die harte Nervenprobe kaum mehr durch. Seit Stunden bearbeiteten ihn »seine« militärischen Berater, Entscheidungen wurden in »seinem« Namen gefällt, und kraft »seiner« Autorität versetzte man die USA praktisch in einen Kriegsstand.

Der Mann, der schon kaum als Vierziger bei seinen Wählern »Old Fowler« hieß, war keineswegs energisch. Wenn er sich je gegen Widerstände zu behaupten wußte, dann hatte er es mittlerweile verlernt. Doch selbst unter der Patina jener Geschmeidigkeit, die man als langjähriger Kongressabgeordneter brauchte, war seine Intelligenz nicht zu

verachten. Und diese Intelligenz sagte ihm mit jeder Stunde deutlicher, dass Admiral Stuart Ainsworth nicht völlig normal war.

Eine Reihe zufällig zusammentreffender Ereignisse schien für den Admiral zum Freibrief geworden zu sein, den Kommunismus auszu-rotten. Die Vorstellung einer solchen Bereitschaft zur radikalen Endlösung entsetzte Beal.

Dieses Entsetzen wurde durch die Fahrt mit Eskorte zur unterirdischen Kommandozentrale nicht gemildert. Die massiven, explosionsfesten Türen, die auf Stahlfedern gelagerten Komplexe, das Panzerglas und das System für die Zufuhr dreifach gefilterter Frischluft zeigten deutlich, wohin die jetzige Situation führen könnte. Wenn ihm nicht schon diese Umgebung den Ernst der Lage bewußt gemacht hätte, dann hätten die Nachrichtensendungen genügt, die man im Bunker empfing. Seit dem Tod des Präsidenten war die Zivilverwaltung der USA in einen Lähmungszustand verfallen. Dies zeichnete sich immer klarer ab, als die Stunden verstrichen, ohne dass der Vizepräsident erschienen wäre, um der Bevölkerung zu beweisen, dass sich ein reibungsloser Übergang vollzog. Die unteren Ränge der Bürokratie funktionierten noch gut genug, um eine gewisse Ordnung aufrechtzuerhalten. Aber die Tatsache, dass es keinen Spitzenpolitiker gab, der die Zügel in die Hand nahm und die Nation sicher durch den Engpass führte, rief bei der Masse der amerikanischen Bürger Bestürzung hervor.

Die anfängliche Verwirrung wurde bald zu einer Massenpsychose von Empörung und Angst. Die Medien verbreiteten jedes neu auftauchende Gerücht durch Extraausgaben und TV-Sondersendungen. Viele dieser Berichte waren sehr vage, und manche erwiesen sich als glatt aus der Luft gegriffen. Der Informationsdienst des Pentagons gab keine offizielle Stellungnahme ab, ließ aber Hinweise auf eine akute, schwere Bedrohung der USA durchsickern. Aus alldem ergab sich die dringende Notwendigkeit, endlich einen klar definierbaren Gegner zu nennen. Die arabischen Guerillas, deren Beteiligung am Verschwinden Talcott Baileys man bereits überall vermutete, waren als politische Kraft zu unbedeutend, um das Objekt einer solchen Empörung zu sein. Aus amerikanischer Sicht gesehen, waren fast alle Konflikte und

Krisen der jüngsten. Vergangenheit im sowjetischen Machtstreben begründet. Was lag also näher und erschien logischer, als die Schuld am Tod des Präsidenten und der noch unbestätigten Ermordung des Vizepräsidenten den Russen anzulasten?

Fowler Beal konnte laufend TV-Berichte über Aufruhr und Demonstrationen gegen sowjetische Organisationen und Sowjetbürger in fast allen Großstädten der USA verfolgen. Was ihn dabei am meisten erschütterte, war die leicht erkennbare psychologische Verwandtschaft zwischen dem empörten Volk und dem Vorsitzenden des Vereinigten Generalstabs. Wenn keine Lockerung der Situation eintrat, würde das Volk bald zu den Waffen greifen wollen, und es wurde immer klarer, dass Ainsworth entschlossen war, diesem Wunsch zu willfahren.

Im Kommandobunker hatte man Beal zeremoniell in die Kommunikationszentrale des Präsidenten geleitet. Seine Tür wurde von Militärpolizisten bewacht. Er hatte das unangenehme Gefühl, dass er praktisch ein Gefangener der Generalstabschefs war – zumindest von Stuart Ainsworth und Armando Rivera. Die beiden saßen an den Zündmechanismen und wollten diese Gelegenheit wahrnehmen, die Sowjets zu einem Rückzug zu zwingen oder eine kommunistische Bedrohung für immer aus der Welt zu schaffen. Vermutlich gehörte auch Brandis, der Kommandeur des Marine Corps, zu ihnen. Blieben also nur der Chef des Admiralstabs – der seine Position hauptsächlich Ainsworth verdankte – und der alte General Shackelford, der Stabschef der Armee, als die einzigen Vertreter einer Mäßigung.

Beal schaltete das Fernsehgerät aus. Ein Kommentator hatte soeben erörtert, wie gefährlich es wäre, die Übertragung der Regierungsgewalt auf irgendeine Person, sei es wer auch immer, auch nur um einen Tag zu verzögern. Der Sprecher schien anzudeuten, dass jeder dafür recht wäre, sogar der geheimnisvoll unerreichbare Speaker des Repräsentantenhauses.

Beal drückte auf den Intercom-Knopf und sagte: »Ich wünsche General Shackelford zu sprechen.«

Ein Adjutant antwortete: »Ich werde nachsehen, ob er abkömmlich ist, Sir.«

Beal nahm seinen Mut zusammen und sagte scharf: »Sagen Sie General Shackleford, der amtierende Präsident möchte ihn sprechen – und zwar sofort.« Bevor der junge Offizier antworten und vielleicht Beals Argwohn über seinen Status bestätigen konnte, hatte er schon ausgeschaltet.

Nervös rauchend überlegte er, was seine Frau Doris, die sich irgendwo tief im Inneren des Catoctin-Berges befand, wohl von dieser plötzlichen Wendung halten mochte. Und was geschah mit Terri McLean? Irgendwie schämte er sich, dass er im entscheidenden Augenblick, als er berufen wurde, seine verfassungsgemäßen Pflichten zu erfüllen, in ihren Armen gelegen hatte. Das sieht mir ähnlich, dachte er. Gott sei meinem Land gnädig, wenn es von einem Mann wie mir erwartet, dass er einen Stuart Ainsworth und einen Armando Rivera im Zaum halten kann.

General Shackleford erschien. Sein Gesicht war ausdruckslos. Wie beurteilte der alte Soldat die Lage? Beal mußte es wissen, wenn er die Ereignisse der nächsten Stunden beeinflussen wollte.

»Sie haben mich sprechen wollen, Sir?«

Prüfend musterte ihn Beal. Shackleford stand knapp vor der Pensionierung. Beal erinnerte sich, dass Bill Tate als sein Nachfolger vorgesehen war. Ainsworth hatte sich nie offen dagegen ausgesprochen, aber er hatte die Absicht, die Ernennung zu hintertreiben. Doch Shackleford selbst hatte, wenn auch behutsam, die Kandidatur Tates unterstützt.

Unter Beals aufmerksamen Blicken rückte er etwas verlegen auf seinem Sitz. Ein behäbiger Mann mit wettergegerbtem Gesicht, der über gute Verbindungen verfügte und seinem Land seit Jahrzehnten treue Dienste leistete; kein brillanter Offizier, doch verlässlich und solide.

»General«, sagte Beal schließlich, »ich bin mit der jetzigen Entwicklung der Dinge nicht zufrieden. Wir geben den Russen keine Möglichkeit, zu unseren Anschuldigungen Stellung zu nehmen.«

»Ich glaube nicht, dass wir Anschuldigungen erhoben haben, Mr. President«, entgegnete Shackleford unverbindlich.

»Genau das meine ich. Wir erheben keine Anschuldigungen, und

dennoch sprechen wir sie schuldig.« Beal wies mit einer Geste um sich herum. »Dieser ganze Apparat ist dazu angetan, die Russen zu provozieren. Der Alarm. Die Sache mit den U-Booten. Ehrlich gesagt, General, ich bekomme langsam Angst. Die Sowjets werden nicht alles ruhig hinnehmen, das wissen Sie ebenso gut wie ich. Und Stuart weiß es noch besser als wir beide.«

Shackleford sagte: »Sir, wenn die Sowjets sich mit den Abu-Mussa-Terroristen einlassen, sind sie sich gewiß über *die* Risiken im klaren ...«

»Eben. Sie sagen es. *Wenn*. Und dafür haben wir keine Beweise.«

»Wir haben die Kosmos-Fotos, Mr. President.«

»Die sind keine eindeutigen Beweise, das wissen Sie, General.«

»Warum teilen Sie diese Zweifel nicht Admiral Ainsworth selbst mit, Sir?«

»Sie wissen sehr gut, warum ich das nicht tue. Reden wir doch ehrlich miteinander: Wer von uns glaubt denn tatsächlich, dass ich Herr der Lage wäre? Die Russen fordern ganz zu Recht die Einberufung des UNO-Sicherheitsrates, und wir zeigen uns ablehnend. Ich habe das Gefühl, Admiral Ainsworth ist gar nicht an einer friedlichen Beilegung dieser Spannungen interessiert.«

»Der Generalsekretär erklärte, man würde eine Sitzung abhalten, sobald die Mitglieder verständigt und versammelt werden können. Aber ich persönlich erwarte mir nichts mehr von der UNO.«

»Auch Ainsworth nicht. Gut. Aber hier handelt es sich um politische Fragen, die von den Politikern diskutiert und entschieden werden sollten, nicht von irgend jemandem aus dem Pentagon.«

Shackleford schwieg. Beal bemerkte das Unbehagen des alten Mannes. Der General war schließlich Amerikaner, und als solcher mußte ihm alles, was nach militärischer Usurpation der zivilen Staatsgewalt aussah, gegen den Strich gehen. Auf Grund langjähriger politischer Erfahrung wußte Beal, dass er jetzt nachstoßen mußte. »Ich möchte nur eines, General: Bedenkzeit, um Klarheit zu verschaffen. Eine Frist von wenigen Tagen könnte leicht die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden bedeuten. Ich bin sicher, wenn Stuart alles reiflich über-

legen wollte, würde er mir recht geben.« Beal hielt inne, um seine Gedanken in möglichst einleuchtende Argumente zu fassen. »General, Sie werden nach einer langen, ehrenvollen Laufbahn bald in Pension gehen. Finden Sie nicht auch, dass Sie dazu raten sollten, einige Tage – ja nur einige Stunden – abzuwarten, um zu überlegen, was wir eigentlich tun? Ich habe den Eindruck, dass Stuart die Dinge bis zum Äußersten treiben will – und was werden wir alle davon haben? Wird überhaupt auch nur ein einziger von uns übrig bleiben? Wird es noch ein Nachher geben?«

»Ich war nie für überstürztes Handeln, Mr. President.«

Beal lächelte traurig. »Wir wissen doch nicht einmal, ob ich tatsächlich Präsident bin, stimmt's?«

»Jedenfalls sind Sie der amtierende Präsident, Sir.«

»Gemäß der Verfassung vielleicht. Aber können Sie etwa leugnen, dass in Wahrheit Ainsworth und Rivera die Entscheidungen treffen?«

»Die beiden sind Ihre militärischen Repräsentanten, Sir.« Beal bemerkte mit Schrecken, dass der General nicht bereit war, die Verantwortung für die Alternative Krieg oder Frieden zu übernehmen. Diese Haltung war ihm nur allzu gut vertraut – es war seine eigene Einstellung, während der vielen Jahre seiner politischen Tätigkeit.

»General«, sagte er, »ich möchte, dass Sie mit mir zusammen zu Ainsworth gehen und mir dabei helfen, zumindest ein paar Tage Frist zu erwirken. Wir haben ja noch nicht einmal Zeit gehabt, den Tod des Präsidenten zu verwinden, ganz zu schweigen von dieser zweiten Tragödie, die möglicherweise das Ende der USA bedeuten könnte.«

»Sir«, sagte Shackelford, »kein Soldat will den Krieg. Und am allerwenigsten einen Atomkrieg.«

»Also worauf warten wir dann noch?«

Der General runzelte die Stirn. Sichtlich fühlte er sich unbehaglich.

»Auch Stuart Ainsworth will den Krieg nicht«, sagte Beal in jenem Brustton der Überzeugung, den er als Politiker gut beherrschte. »Er ist nur sehr zornig. Das bin ich auch. Welcher Amerikaner wäre es nicht? Aber eine weltweite Katastrophe zu riskieren, nur weil wir auf die Sowjets wütend sind? Zumindest sollten wir uns anhören, was sie zu sagen

haben.« Schlau fügte er hinzu: »Das war auch alles, was Tate wollte, und Stuart hat ihn seines Kommandos enthoben und unter Arrest gestellt. Sagen Sie mir, General – handelt so ein rational denkender Mensch? General Tate war dazu ausersehen, etwa hundert andere Anwarter in der Rangliste zu überspringen und Ihren Posten zu übernehmen, sobald Sie in Pension gehen. Das hat mir der Präsident selber gesagt.«

»Vielleicht haben Sie recht, Sir. Vielleicht treiben wir die Dinge zu rasch voran.«

»Ich bin sehr erleichtert, dass Sie meine Ansichten teilen, General«, sagte Beal und stand rasch auf, ehe Shackleford einen Rückzug antreten konnte. »Kommen Sie jetzt bitte mit mir zu Admiral Ainsworth.«

Aber wie ein Adjutant im Geschoß der »Pit« erklärte, führte der Admiral gerade ein Gespräch mit der Kontrollstation Echo Sierra auf Sinai. Ob der amtierende Präsident in der Kommunikationszentrale des Admirals auf ihn warten wolle?

Shackleford, der mit jeder Minute unsicherer zu werden schien, führte Beal in den Raum, von wo man in die »Pit« hinabsah. Ärgerlich über diese Verzögerung, betrachtete Beal die Computerprojektionen an der Wand. Auf der Landkarte der Sowjetunion leuchteten rote Lämpchen auf, während die Midas- und Samos-Satelliten auf ihrer Umlaufbahn die Vorgänge in jedem einzelnen sowjetischen Interkontinentalraketen-Stützpunkt registrierten. Beals Kehle wurde so trocken, dass er kaum schlucken konnte.

Nun tauchten aus einem der Nebenräume Ainsworth und Brandis auf. Der Adjutant, der Beal Bescheid gegeben hatte, wies auf die obere Galerie des War Room. Ainsworth nickte und schritt im Gespräch mit Brandis zwischen den Konsolen durch die »Pit«. Dann wandte sich Brandis seinem eigenen Komplex von Kommunikationseinrichtungen zu.

»Ich zähle auf Ihre Unterstützung, General. Es ist äußerst wichtig«, sagte Beal zu Shackleford.

Der Stabschef schien nicht zu hören. Seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die Projektion der asiatischen Landmasse, wo die Warnsignale immer dichter wurden.

Als Ainsworth eintrat, erschrak Beal. Das Gesicht des Admirals war vor Zorn verzerrt.

»Mr. President, zu meinem Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, dass Dale Trask ermordet worden ist. Jawohl, ermordet. Und zwar von General Tates Sekretärin. Er wurde von einer Person aus Tates engster Umgebung kaltblütig niedergeschossen. Die möglichen Folgen sind kaum abzusehen. Offenbar wollte die Frau – möglicherweise ist sie sogar eine Sowjetagentin – verhindern, dass die Befehle, die ich Trask gegeben habe, ausgeführt werden: General Tate unter Arrest zu stellen und das Kloster zu erstürmen!« Sein Blick wurde hart und kalt. »Also habe ich General Brandis angewiesen, mit der Sechsten Flotte Verbindung aufzunehmen, um ein Bataillon Marines per Hubschrauber an den Einsatzort zu bringen. Die Marines haben den Auftrag, sofort das Katharinenkloster anzugreifen und Talcott Bailey tot oder lebendig herauszuholen. Und dann Tate in Gewahrsam zu nehmen.«

Beal sah seinen sorgfältig zurechtgelegten Plan scheitern. Nun durfte er von Shackelford keine Hilfe mehr erhoffen.

Ainsworth wandte sich an Shackelford: »Tate hat den Rest seines Special-Forces-Detachments nach Sankt Katharina beordert und verschwand dann in die Zentrale Zone, um dort mit den Russen Verhandlungen zu führen.« Sein Ton ließ keinen Zweifel zu, dass dies ein konkreter Beweis für Hochverrat in den obersten Rängen des amerikanischen Kontingents sei. »Es besteht die Möglichkeit, dass sich Tates Einheiten einer Verhaftung ihres Kommandeurs durch die Marines widersetzen werden. Das wäre grotesk. Selbst er muß das einsehen. General, ich bitte Sie, mit ihm in der Zentralen Zone Kontakt aufzunehmen und ihm mitzuteilen, dass die Marines zum Kloster unterwegs sind und dass er gut daran täte, sich gemäß meinem Befehl in den Arrest zu begeben, bevor das Bataillon eintrifft. Das könnte ihm bei seinem Kriegsgerichtsverfahren mildernde Umstände einbringen.«

Der Admiral wandte sich wieder Beal zu. »Mr. President, wie Sie auf den Projektionen sehen, machen die Sowjets ihre gesamte Interkontinentalraketenwaffe feuerbereit. Während der letzten halben Stunde

hat sich die Lage erheblich verschlimmert. Ich glaube, Sie sind in dem Ihnen zugewiesenen Quartier sicherer.«

Ehe Beal widersprechen konnte, standen zwei Militärpolizisten hinter ihm. Selbst der äußere Anschein, dass er hier das Kommando führte, wurde nicht mehr gewahrt.

22

Nie im Leben hätte sich Paul Bronstein träumen lassen, dass er einmal vor einer Gewehrmündung stehen könnte. Nun wußte er, wie scheußlich einem dabei zumute war.

Aus irgendeiner Laune sperrten die Guerillas ihn allein in einen kleinen Raum, nicht weit von der Zelle, in der Deborah Zadok saß. Einige Zeit hatte er die Möglichkeit erwogen, mannhaft an die Vernunft dieses Leć und seiner Araber zu appellieren. Aber als er den Plan logisch durchdachte, kam er zu der Erkenntnis, dass hier kein Platz für Vernunft war. Terroristen hatten sich der nackten Gewalt verschrieben, weil ihnen Terroranschläge an sich Befriedigung verschafften, und nicht – wie sie behaupteten – weil sie in die Enge getriebene Kämpfer für die gute Sache waren. Welche Ungerechtigkeiten sie auch angeblich ausmerzen wollten, Männer, die politische Blutverbrechen begingen – ob sie nun IRA-Heckenschützen, Schwarze Panther, Vietkongs oder von der Arabischen Befreiungsfront waren –, handelten so, weil ihnen die Gewalt Selbstzweck war.

Unter anderen Umständen hätte Paul Bronstein das vielleicht nicht zugegeben, nicht einmal vor sich selbst. Aber hier, in unmittelbarer Lebensgefahr, durfte man sich keiner Selbsttäuschung hingeben. Die Wahrheit hatte sein sorgsam errichtetes Gedankengebäude mit einem einzigen brutalen Stoß schwer erschüttert. Die Zellenwände ringsum, die bewaffneten Araber, die schreckliche Nacht und die bedrohlichen

Zukunftsansichten – das waren Tatsachen, die sich nicht weglegen ließen.

Er hörte das Geräusch schwerer Schuhe im Korridor, und sein Herz begann wild zu schlagen. Als die Schritte vor seiner Tür verstummten, zwang sich Bronstein zu aufrechter Haltung.

Der Mann, der sich Oberst Leč nannte, trat ein und starrte den Gefangenen einen Moment lang an.

»Sie heißen Bronstein?«

»Ja.« Zum Glück zitterte seine Stimme nicht.

»Sollte ich Sie kennen? Sind Sie ein wichtiger Mann?« fragte Leč.

Unter dem scharfen, ironischen Blick knickte Bronstein innerlich ein. »Ich bin der Sondersekretär des Vizepräsidenten, für persönliche Kontakte und ...«

»Dann sind Sie keineswegs wichtig«, erwiderte Leč böse lächelnd. »Ich habe bereits persönlichen Kontakt mit Ihrem Chef.« Er rief etwas in den Korridor, sofort kamen zwei Araber gelaufen.

»Bronstein, Bronstein.« Leč wiederholte den Namen mit gespielter Nachdenklichkeit. »Sie sind Jude, wie?«

»Ich ... ich hegte immer Sympathien für die arabische Sache.«

»Ich habe Sie nicht nach Ihren politischen Ansichten gefragt, sondern ob Sie Jude sind.«

Nach einem kurzem Schweigen sagte Bronstein fest: »Ja, ich bin Jude.«

»Na also. Zionist?«

»Nein.«

»Wie ist das möglich? Alle Juden sind für Israel und den Zionismus.«

»Ich bin vor allem Amerikaner und erst in zweiter Linie Jude. Viele amerikanische Juden haben Sympathien für die Araber, die hier im Nahen Osten viel zu erdulden hatten.«

»Sympathien?«

»Jawohl.« Paul bemühte sich, seiner Stimme einen festen Klang zu geben. »Wir verdammen Gewalt und Terror, aber wir haben vollstes Verständnis ...«

»Verdammen, Bronstein?«

Paul konnte nur nicken. Mein Gott, er plapperte wie ein Narr, ohne selbst zu begreifen, was er sagte.

»Bronstein, Brrronnschtein ...« Leč rollte den Namen auf der Zunge, bis daraus ein misstönendes Geräusch wurde. »Wir Albaner hassen die Juden. Wußten Sie das, Bronstein?«

Paul schluckte.

»Aber Sie sind ja ganz unwichtig«, begann Leč wieder. »Welchen Posten haben Sie? Sonder ...« Er hob fragend die Augenbrauen.

»Ich bin Sondersekretär des Vizepräsidenten.«

»Sie sind nichts als ein widerlicher Jude.«

Bronstein schwieg.

»Und Sie hegen Sympathien für das arabische Volk, so sagten Sie doch, oder?«

»Ja.«

»Ausgezeichnet. Dann können Sie uns nützlich sein.«

»Der Vizepräsident hält große Stücke auf meinen Rat, Oberst Leč«, erwiderte Bronstein mühsam. »Ich könnte bei Verhandlungen von Nutzen sein.«

»Genau das möchte ich«, sagte der Albaner knapp. Er rief den arabischen Wachen einen Befehl zu und trieb mit dem Lauf seines Karabiners den Gefangenen zum Gehen an.

Bronstein wurde durch einen im Mauergefüge ausgebrochenen Gang geführt, dann um eine Ecke und eine schmale Steintreppe hinauf. Über sich sah er den Himmel, hell im strahlenden Glanz eines Wüstenmorgens. Sie stiegen auf die breite Plattform der Umfassungsmauer. Bronstein war von der grellen Sonne geblendet. Als sich seine Augen an das starke Licht gewöhnten, sah er in dem Talgrund, der sich nach Osten erstreckte, zwei blaue Hubschrauber der US Air Force mit dem Zeichen der Friedenstruppe, und dahinter drei große Transportmaschinen. Amerikanische Soldaten mit blauen Baretts waren im weiten Halbkreis durch die ganze Senke postiert. Vor der schroffen Felswand des Berges Sinai schwebte ein zweisitziger Dragonfly-Hubschrauber als Luftbeobachter.

In einiger Entfernung von der Mauer, unter einer Gruppe hoher Zypressen, standen die Mönche des Klosters bei einigen schwarzen Bündeln, die auf dem steinigem Boden lagen.

»Ihre Landsleute haben das Kloster eingekreist. Aber bis jetzt waren sie so klug, uns nicht anzugreifen«, sagte Leč.

Bronstein hatte keine Ahnung von militärischen Belangen, dennoch war ihm klar, dass die Einheiten den Bau jederzeit hätten erstürmen können. Ebenso klar war ihm auch, dass sie dann nur tote Geiseln vorfinden würden.

»Sind Sie über die Situation im Bilde, Bronstein?«

»Ja, Oberst. Ich könnte mit den amerikanischen Offizieren sprechen und ...«

Eine brusche Handbewegung schnitt ihm das Wort ab. »Nicht nötig. Die Offiziere da unten wissen alles, was sie wissen müssen. Aber vielleicht muß man sie von Zeit zu Zeit daran erinnern, dass wir es ernst meinen. Und dabei können Sie uns große Dienste leisten.«

»Ich tue alles, was in meiner Macht steht, Oberst Leč.«

»Gut, Bronstein.« Er schob ihn entlang der Mauer zu einer Stelle, wo zwei andere Guerillas standen. Ein Strick, am inneren Rand der Plattform befestigt, spannte sich quer über die Bodenquadern und verlief nach außen. Bronstein konnte das untere Ende nicht sehen, aber offenbar hing etwas Schweres daran, denn auf einen Wink von Leč packten die Araber zu und begannen das Ding heraufzuziehen. Paul bemerkte, dass die Soldaten im Tal den Vorgang schweigend beobachteten.

Leč grinste ihn an. »Als gewiegener Verhandlungspraktiker werden Sie mir recht geben, dass es erforderlich ist, hin und wieder durch eine eindrucksvolle Geste die eigenen Absichten zu betonen.«

»Natürlich, Oberst«, erwiderte Paul zögernd.

»Gut. Dann kommen Sie.«

Die Gewehrmündung eines Guerillas im Rücken, folgte Paul Bronstein dem Albaner. Die Araber vor ihnen zogen noch immer am Strick, und im nächsten Moment sah Paul mit namenlosem Entsetzen, wie die Leiche John Emersons über die Kante der Mauer geschleift wurde. Leč bückte sich, lockerte die Schlinge um den Hals des Toten und

streifte sie über Bronsteins Kopf. Die rauen Fasern auf der Haut zu fühlen war grauenhaft. Seine Knie knickten ein. Die beiden Araber und Leč hielten ihn fest.

Der Mann, der ihn bewacht hatte, zog ihm die Armbanduhr vom Handgelenk. Leč lächelte bedauernd und zuckte die Achseln. »Ein Geschenk unter Freunden der arabischen Sache, Genosse Bronstein. Sie haben doch nichts dagegen.«

Bronsteins Atem ging in rasselnden Stößen.

»Nun können Sie uns nützlich sein, Bronstein«, sagte Leč. Er rollte die Leiche zur Mauerkante und beförderte sie mit einem Tritt hinunter. Einer der Soldaten draußen im Gelände stieß einen Wutschrei aus.

»Sie bleiben mit Hassan und Rifai hier. Wenn die Amerikaner zu nahe kommen sollten, dann sind Sie der nächste, der baumelt. Auf diese Weise können Sie der friedlichen Koexistenz dienen.« Leč verschwand.

Es dauerte einige Zeit, bis Paul die Erkenntnis dämmerte, dass er nicht sofort von der Mauer gestoßen würde, sondern mit dem Strick um den Hals warten mußte.

Sein Schicksal hing nun ganz vom Verhalten der Truppen im Tal ab.

In der Befehlsstelle der sowjetischen strategischen Raketenwaffe, in einiger Entfernung von Moskau, sprach General Igor Michailowitsch Krasnow via TV mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Verteidigungsminister.

»Alle Sprengköpfe sind scharfgemacht, Genosse Marschall. Können wir das Füllen des Tanks fortsetzen?«

»Ich habe noch nicht die Erlaubnis dafür erhalten. Bleiben Sie in Bereitschaft.«

»Jawohl, Genosse Marschall.« Der General unterdrückte ein Gefühl der Unsicherheit. Die amerikanischen Interkontinentalraketenbasen,

von denen die meisten seine eigenen Abschußbasen als Ziele hatten, waren mit sofort einsatzbereiten Minuteman-Raketen bestückt, die festen Treibstoff gefüllt hatten. Der Gegner brauchte nicht eine Dreiviertelstunde dazu, seine Raketen aufzutanken. Und gerade diese fünf- und vierzig Minuten konnten im Fall eines Erstschlags zur kritischen Phase werden.

Krasnow blickte sich in seiner Kommandozentrale um. Obwohl alle Schaltpulte und Geräte voll bemannt waren, herrschte in dem großen Raum eine erstaunliche Stille. Kein Gesicht, das nicht blaß war und die innere Anspannung widerspiegelte. Der General fragte sich, wie viele dieser Menschen einfach Angst hatten und trotz der tonnen schweren Decke aus Stahl und Beton über ihren Köpfen mit der eigenen Vernichtung rechneten. Dann wies er solche Gedanken von sich; es war besser, nichts von den Ängsten der anderen zu wissen. Er wollte auch nicht an seine Frau und seine Tochter denken, die beide ahnungslos am Schwarzen Meer Ferien machten. Oder an seinen Sohn, einen an der sowjetisch-chinesischen Amur-Grenze stationierten Luftwaffenhauptmann. Und am wenigsten wollte er daran denken, dass seine persönlichen Erinnerungen – Frühling in Leningrad, winterliche Ballettabende in Moskau, die Schönheit ukrainischer Sommer – vor dem nächsten Sonnenaufgang in einem gigantischen Feuersturm verlodern konnten.

In Clysma, an den glitzernden, sonnenbeschienenen Fluten des Suezkanals, erstattete General Anwar Suweif dem cholerischen Kommandeur der ägyptischen Einheiten der Friedenstruppe, General Ibrahim Hassani, Bericht.

Suweif war von seiner russischen Eskorte auf dem schnellsten Weg aus der Zentralen Zone gebracht worden, mit besonderen Weisungen von Anatolij Igorewitsch Rostow, dem Kommandeur dringend nahe zu legen, alle bekannten arabischen Guerillas, die im ägyptischen Sektor der Halbinsel operierten, ohne Gnade und Aufschub zu fassen.

Clysmas war nicht wieder zu erkennen; Verwirrung und ängstliche Bestürzung hatten die schläfrige Routine des Stützpunkts in ein wüstes Durcheinander von Mensch und Gerät verwandelt.

General Hassani war in Panikstimmung. »Was stellen sich Rostow und Ulanin eigentlich vor?« rief er. »Glauben die Sowjets, wir können unsere Zeit mit der Jagd auf Guerillas vergeuden? Die Israelis mobilisieren entlang der gesamten Grenze! Dieser schreckliche Zwischenfall mit dem amerikanischen Vizepräsidenten hat das Zypernabkommen völlig illusorisch gemacht. Die Juden bereiten einen ihrer berüchtigten Präventivschläge vor.«

»Wissen Sie das so genau, Hassani?«

»Zum Glück funktioniert unser Geheimdienst gut. So sind wir wenigstens gewarnt.«

»Aber um uns anzugreifen, müßten die Israelis nicht nur den amerikanischen und den sowjetischen Sektor, sondern auch die Zentrale Zone durchqueren«, wandte Suweif ein. »Ich komme gerade von dort. Es gibt keinerlei Anzeichen dafür. Die Amerikaner sind äußerst aufgebracht und mißtrauisch, doch von israelischen Truppenbewegungen ist keine Rede. Wenn wir unseren guten Willen zeigen und die Guerillas ausschalten, die unseren Sektor unsicher machen, tun wir zumindest etwas Positives für die Erhaltung des Friedens.«

»Frieden? Den gibt es nicht, Suweif«, schnaubte General Hassani. »Ausgeschlossen. Ein israelisches Kanonenboot wurde kaum zwei Kilometer vor Port Said gesichtet! Morgen früh haben wir Krieg – und bis zum Abend lebt keiner mehr von uns.«

Voll Bitterkeit dachte Suweif an die Abu Mussa. Viele Jahre lang waren sie die Helden der arabischen Welt. Wir alle sind schuld, dachte er. Welch tiefe Wahrheit lag doch in den Worten des Korans: Wenn Gott die Menschen so strafe, wie sie es verdienen, würde die Erde entvölkert sein.

Er verließ den verstörten Hassani und trat ins Freie. Hinter den Staubwolken, die von den erregt umherlaufenden Soldaten aufgewirbelt wurden, sah er die Sanddünen der Sinai-Küste. Er spürte den Geruch der heimatlichen Erde, spürte die Sonne auf seinem Gesicht. Un-

ermessliche Traurigkeit erfasste ihn. Vom Bewußtsein seiner eigenen Machtlosigkeit erfüllt, ging er langsam zu seinem wartenden Fahrzeug zurück.

In der Fotoauswertungssektion des Kontrollzentrums für das Samos-Midas-Satellitensystem betrachtete ein Major der US Air Force die neuesten Aufnahmen der Stadtregion Moskau. Staunend sagte er zu seiner Luftwaffenhelferin: »Lieutenant, sehen Sie sich *das* an!«

Das Mädchen in der blaugrauen Uniform trat zum beleuchteten Fototisch, auf dem die gestochen scharfen Satellitenbilder lagen. Ganz deutlich sah sie die ringförmig um das Stadtzentrum angeordneten Hauptstraßen, die Schiffe auf dem gewundenen Lauf der Moskwa und das Netz radial ausstrahlender Autobahnen. Die Parks und freien Flächen leuchteten weiß im sonnenbeschienenen Neuschnee. Aber die wie Radspeichen angelegten Ausfallstraßen waren schwarz.

Als der Major die Optik wechselte und die Fotos noch weiter vergrößerte, holte das Mädchen tief Luft. Die Straßen waren schwarz von Menschen! Menschen zu Fuß, Menschen in Fahrzeugen aller Art. Tausende, Zehntausende verstopften die Verkehrswege der sowjetische Hauptstadt.

»Moskau wird evakuiert«, sagte sie mit dünner Stimme.

»Richtig.« Der Major raffte die Bilder zusammen und schob sie in seine Aktenmappe. »Das ist etwas für die Vereinigten Stabschefs – und zwar sofort.«

23

Am Steuer eines Hubschraubers der Air Force überflog General Bill Tate den Grat des Gebirgsmassivs von der Zentralen Zone in Richtung Katharinenkloster. Neben ihm saß Sergeant Robinson, mit grimmigem, verpflastertem Gesicht und Mordlust in den Augen. Hinter den beiden hockten auf den Mannschaftsplätzen Juri Ulanin und zwei sowjetische Soldaten.

Tate hatte den alten General nicht mitnehmen wollen. Er hatte ihm sogar entschieden davon abgeraten. Und Nowotny, der aufgeblasene Narr, hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt – bis zur unverhohlenen Drohung gegen den Ranghöheren –, um zu verhindern, dass Ulanin den amerikanischen Kommandeur zum Kloster begleitete. Schließlich sprach Rostow persönlich ein Machtwort, und da konnte Tate nicht ablehnen. »Ich bin vielleicht nicht mehr viel nütze, William, eben ein Veteran. Aber es ist wichtig, dass ein Russe mitkommt«, sagte Ulanin.

Das war nicht zu bestreiten, allerdings machte sich Tate keine großen Hoffnungen, dass diese Demonstration sowjetisch-amerikanischer Zusammenarbeit große Wirkung haben würde.

Er arbeitete nun gegen die Zeit. Schon war er drauf und dran gewesen, nach St. Katharina zu starten, als ihm General Gunderssen mitteilte, dass sich General Shackleford aus Washington gemeldet hatte. Ohne Erde-Satelliten-Verbindung in der Zentralen Zone konnte man das Gesicht des Stabschefs der Armee nicht sehen, während er Admiral Ainsworth' Erklärung und Ultimatum verlas. Tate gewann den Eindruck, dass Shackleford über die katastrophale Zuspitzung der Situation äußerst beunruhigt war. Ohne die Dinge ausdrücklich beim Namen zu nennen, ließ er durchblicken, Beal sei praktisch ein Gefangener der Militärs im Washingtoner Kommandobunker und Ainswor-

th habe Befehl gegeben, ein Bataillon Marines aus dem Verband der Sechsten Flotte nach Sinai einzufliegen, um die im Kloster verschanzten Terroristen auszuräuchern. Alles deutete darauf hin, dass der Admiral die Frage der Nachfolge im Amt des Präsidenten rasch und definitiv gelöst wissen wollte. Stuart Ainsworth würde sich zwar niemals offen gegen ein Staatsoberhaupt der USA stellen, aber er hege nicht die mindesten Skrupel, eine Aktion anzuordnen, die dem Todesurteil für einen rechtmäßigen Präsidenten gleichkam.

Tate selbst müsse sich als unter Arrest gestellt betrachten, hatte ihm Shackleford gesagt, und dann, ohne sich festzulegen, hinzugefügt: »Die Marines werden noch vor dem Nachmittag beim Kloster landen, General. Melden Sie sich dann beim kommandierenden Offizier, der die Weisung hat, Sie in Gewahrsam zu nehmen. Was Sie bis dahin tun, ist natürlich Ihre Sache.«

Natürlich, dachte Tate grimmig – schon am Nachmittag oder spätestens gegen Abend konnten die USA und die Sowjetunion im Kriegszustand sein und würden ihre Verluste nach Hekatomben berechnen. Die Resultate jahrelanger Bemühungen von Präsidenten, Ministern, Diplomaten, Sonderbeauftragten und Hunderttausenden anonymer Staatsdiener würden vergebens sein, und ein neuer kalter Krieg stünde vor der Tür. Und das alles, weil ein amerikanischer Politiker den Verzicht auf militärischen Schutz für tugendhaft hielt! Ich könnte diesem Kerl eigenhändig den Hals umdrehen, dachte Tate, und eine eisige Wut packte ihn. Talcott Quincy Bailey mochte in die Geschichte eingehen als einer der letzten Männer des Friedens, die die Welt in Kriege stürzten. Allerdings würde es niemand geben, der diese historischen Ereignisse aufzeichnen könnte, und keine Nachwelt, die darüber lesen würde – zumindest nicht in Russland oder in Amerika.

Er senkte den Hubschrauber tief über die zerklüfteten rostfarbenen Höhenzüge. Weitum nichts als Fels, Sand und Dornen. Lag nicht eine innere Folgerichtigkeit darin, dass ein ›Armageddon‹, der in der Bibel verheißene letzte Entscheidungskampf zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis, gerade hier, auf diesem öden, geheiligten Boden, stattfinden sollte? Aus diesem Land waren die Zehn Gebote ge-

kommen, und eben weil die Menschen jene in Stein gemeißelten Mahnungen missachtet hatten, wurde nun diese – vielleicht allerletzte – Krise der Erde heraufbeschworen.

Ein Dutzend Kilometer weiter südlich stieg das Gebirge steil zu jener sattelförmigen Erhebung an, die den Namen Berg Sinai trug. Bill Tate hielt Kurs auf diese Horizontlinie. Er versuchte sich ein Bild seines Gegners zu machen, des politischen Abenteurers Enver Leč aus Albanien. Seltsam, dass sie noch nie aufeinander getroffen waren, dachte der General. Sie hatten als Feinde oft auf denselben Kriegsschauplätzen gekämpft, beide nach ziemlich gleichen Taktiken. In Vietnam natürlich, auch in Thailand. Wie oft hatten sich ihre Wege gekreuzt, während jeder von ihnen im Dienst einer Idee als Soldat durch die Welt zog? Nun würden sie einander zum ersten und entscheidenden Mal begegnen, Aug in Auge.

Ulanin beugte sich vor und sagte Tate ins Ohr: »Wie lange noch?«
»Zehn Minuten.«

Nun sah Tate in der Nähe einen Dragonfly-Hubschrauber, der unruhig Schleifen am Fuß des kahlen Berges zog. Darunter, im flachen Talgrund, wurden die Zypressen und bebaute Streifen Land nördlich des Klosters sichtbar.

Er flog einmal durch das Tal und wieder zurück, um die Positionen seiner Einheiten aus Es Schu'uts festzustellen. Das Kommando hatte sich in sieben Gruppen aufgeteilt und den Klosterbau abgeriegelt. Aber das waren bloß die üblichen schulmäßigen Taktiken, um zu verhindern, dass die eingeschlossenen Guerillas Verstärkung von außen erhielten. Im Kloster konnten sich höchstens ein Dutzend Bewaffnete befinden. Ihre Stärke lag nicht in der Zahl.

Als Tate den Bau direkt überflog, sah er, dass Emersons Leichnam von der Mauer verschwunden war, ein anderer stand jetzt zwischen den arabischen Wachen. Jäh durchzuckte den General die Angst, dass diese zweite Geisel, die Leč opfern wollte, Deborah sein könnte. Er zog eine steile Kurve und durchquerte nochmals im Tiefflug, möglichst nahe vor der Mauer, das Tal. Nein, es war nicht Deborah, die dort mit der Schlinge um den Hals wartete, sondern ein bärtiger Mann -Baileys Sekretär Bronstein.

Tate ließ den blauen Hubschrauber einen Moment in einiger Entfernung von den Bauten schweben, dann setzte er in einer Staubschwade auf. Sofort kamen seine Offiziere im Laufschrift heran, gegen den Wind der Rotorblätter vorgebeugt. Erstaunt rissen sie die Augen auf, als sie in der Maschine auch Russen sahen, nahmen aber weiter keine Notiz davon, salutierten und umdrängten erwartungsvoll ihren Kommandeur.

Der General fragte nach den Lageplänen des Klosters und dem israelischen Dolmetsch. Dieser erwies sich als ein junger Mann mit Stirnglatze. Eigentlich war er Dozent für Archäologie am Weizmann-Institut und wurde nur fallweise zur militärischen Dienstleistung herangezogen. Er grüßte betont lässig, wie es bei den Israelis üblich war, und stellte sich als Captain Elman vor. »Ich spreche Griechisch, Russisch, Amharisch, Englisch – und natürlich auch Hebräisch«, sagte er.

»Haben Sie hier in Sinai gearbeitet?«

»Meinen Sie direkt im Kloster? Nein, Sir.« Die dunklen Augen leuchteten auf. »Aber ich wäre für die Möglichkeit sehr dankbar, denn ich könnte mir keine ergiebigere Grabungsstätte denken. Diese Anlage stammt aus der Zeit von ...«

»... Justinian, ja, ich weiß. Das ist äußerst interessant, aber ich möchte etwas anderes von Ihnen: Zeigen Sie diese Pläne einem der Diakone und lassen Sie sich von ihm alle oberirdischen Zugänge zum Beinhaus des Klosters angeben. Dann bitten Sie ihn um zwei Mönchshabite – Kutten, Mützen, alles was dazugehört. Zwei! Eine davon muß diesem Sergeant hier passen.« Tate wies auf Robinson. »Seine Größe wird wohl nicht leicht zu finden sein, aber versuchen Sie Ihr Bestes.«

»Jawohl, General.« Captain Elman lief durch das Tal zu der Stelle, wo die Mönche ihre toten Mitbrüder nebeneinander in den Sand gebettet hatten.

Tate machte seine versammelten Offiziere zunächst mit Ulanin bekannt. »Der General ist als offizieller Beobachter des sowjetischen Kontingents mitgekommen und um uns gegebenenfalls nach Kräften zu unterstützen.« Mit einem Blick streifte er die feindseligen jungen Gesichter unter den blauen Baretten. »Meine Herren, ich glaube, ge-

rade das ist unsere vordringlichste Aufgabe am 34. Meridian: Zusammenarbeit mit den anderen Besatzungsmächten.«

Die drei Offiziere sahen etwas belämmert drein. Ulanin salutierte ernst und förmlich nach Art sowjetischer Militärs.

Tate blickte zur Mauer. »Dort oben steht Bronstein. Haben die Guerillas irgendwelche Mitteilungen gemacht?«

»Nein, Sir, keine.«

»Hoffen wir für den armen Teufel, dass sie es nicht für nötig halten, uns wieder von ihren ernstesten Absichten zu überzeugen.« Der General faßte die Männer in den Kampfanzügen ins Auge. »Hören Sie mir genau zu. Zwei Dinge müssen Sie wissen. Erstens: Wahrscheinlich wird noch vor 14.00 Uhr ein Bataillon Marines der Sechsten Flotte hier eintreffen, um das Kloster zu stürmen und mich zu verhaften ...«

Die Special-Forces-Offiziere zeigten Verblüffung, die sehr rasch in Empörung umschlug. Tate sprach ruhig weiter, obwohl er das Herzklopfen jener Erregung spürte, die ihn vor jedem Gefecht überfiel. »Die Marines wurden vom Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs hierher beordert. Er entschied sich für diesen Schritt, als ich einen direkten Befehl missachtete, die Guerillas anzugreifen, um Mr. Bailey und Colonel Seidel zu befreien.«

»Kein Problem, Sir«, warf ein Lieutenant ein, »wir können den Bau in fünfzehn Minuten einnehmen.«

»Und die Terroristen erledigen den Präsidenten der USA in fünf«, entgegnete Tate scharf. »Nein, das ist ausgeschlossen. Deshalb werden nur Sergeant Robinson und ich ins Kloster eindringen – das heißt, wenn wir einen verborgenen Zugang finden, bevor die Marines auftauchen.«

»Keiner wird *Sie* verhaften, Sir«, sagte der junge Lieutenant grimmig. »Nicht solange meine Leute hier sind.«

»Rangeleien zwischen Marines und Special Forces – das kommt nicht in Frage. Die Welt ist zwar verrückt geworden, aber deswegen brauchen wir diesen Irrsinn nicht mitzumachen. Wenn die Hubschrauber der Marines landen, müssen der Sergeant und ich schon im Kloster sein. Und jetzt passt genau auf: Greift die Araber unter keinen Um-

ständen an, selbst wenn ihr im Kloster Schüsse hört. Jede Minute Zeit, die wir für Mr. Bailey gewinnen können, ist wichtiger, als ihr ahnt. Wahrscheinlich wisst ihr bereits, dass Admiral Ainsworth und Fowler fest überzeugt sind, dass die Vorfälle der letzten Stunden auf das Konto der Sowjets gehen. Wenn Mr. Bailey stirbt, oder wenn unsere Landsleute daheim auch nur *glauben*, dass er tot ist«, er sah zu Ulanin hinüber, hinter dem sich seine Eskorte – oder war es eine Bewachung? – aufgepflanzt hatte, »was *dann* geschehen könnte, brauche ich euch nicht erst auszumalen. Wir versuchen, einen tollwütigen Tiger beim Schwanz zu packen. Ich weiß, ihr alle seid gute Soldaten. Nun müßt ihr zeigen, dass ihr auch Köpfchen habt. Lieutenant Carson!«

»Sir?«

»Verteilen Sie Ihre Leute auf dem Hang hinter dem Kloster, und zwar so weit oben, dass sie die Mauern und die Dächer im Schussfeld haben.«

»Jawohl, Sir.«

»Lieutenant Gough!«

»Sir?«

»Durchkämmen Sie mit Ihren Leuten die Beduinensiedlung, vielleicht findet ihr Kutten, die zieht ihr über die Uniformen. Dann arbeitet ihr euch um die Nordmauer vor bis zu der günstigsten Stelle, von wo ihr beim Nordtor Feuerschutz geben könnt. Wenn das gelingt, werden wir versuchen, die Geiseln dort herauszubringen.«

»Jawohl, Sir.«

»Los, ihr beiden.« Tate wandte sich dem Kommandeur der Einheit zu, einem Captain mit dem blau-silbernen Infanterie-Kampfabzeichen über der linken Brusttasche. »Postieren Sie Ihre beiden besten Schützen hier bei den Hubschraubern, Captain O'Neill. Falls drin wirklich geschossen wird, müssen die beiden Wachen auf der Mauer weggeputzt werden, bevor sie Bronstein hinunterstoßen können.«

Nun meldete sich Ulanin zu Wort. »Was Sie dafür brauchen, William, ist eine weittragende, äußerst präzise Waffe.«

»Was wir brauchen würden, wäre ein Todesstrahl, Juri. Zufällig habe ich keinen.«

»Da kann die sowjetische Technik einspringen«, sagte der alte General ruhig. Er sprach einige leise Worte zu den KGB-Soldaten, sie liefen zum Hubschrauber und kamen sofort mit drei langen Metallbehältern zurück; Ulanin sperrte auf und hob die Deckel. Er zeigte ihnen ein extrem langläufiges Gewehr mit Zweibeinstütze und ein ungewöhnlich aussehendes Zielfernrohr. Dem dritten Behälter entnahm er ein Magazin mit Patronen von fast fünfzehn Zentimeter Gesamtlänge. Dieses übergab er seinen Soldaten.

»Die neueste sowjetische Infanteriewaffe, William«, erklärte er. »Ein Scharfschützengewehr mit Treffsicherheit auf mehr als eineinhalb Kilometer. Für Explosivgeschosse. Es kann schon sein, dass man mich an die Wand stellt, weil ich es Ihnen gezeigt oder auch nur zugegeben habe, dass eine solche Waffe existiert – warten wir ab, immerhin kann man mich nur zur Verantwortung ziehen, wenn wir diesen Tag noch überleben.« Er lächelte trüb. »Ein schönes Spielzeug, nicht wahr? So etwas hätten wir in Stalingrad brauchen können.«

»Oder bei Borodino?« sagte Tate in ehrlicher Sympathie.

»Auch bei Borodino, mein Freund.«

Tate legte dem alten Mann die Hand auf die Schulter. »Danke, Juri. Und ... Sie wissen, dass ich unsere Waffenspezialisten darüber informieren muß?«

»Natürlich, William. Vielleicht haben diese dann mehr Achtung vor den Errungenschaften der sowjetischen Technik. Und wenn unsere Bemühungen heute scheitern, wozu ist diese Wunderwaffe dann noch nütze?«

Bill Tate sah zu, wie die Russen das Gewehr in Stellung brachten. »Die beiden sind Scharfschützen. Sie werden sich davon überzeugen können«, bemerkte Ulanin.

»Captain O'Neill, Sie verteilen Ihre Leute bei der Südmauer«, sagte Tate. »In Deckung bleiben, bis ihr Feuer beim Nordtor hört – und dann nichts wie drauf!«

»Wird gemacht, Sir.«

»Noch etwas ...« Der General nahm den Offizier beiseite. »Es könnte sein, dass sich die Marines nicht abhalten lassen und sofort angrei-

fen. Immerhin haben sie den direkten Befehl von Ainsworth. Durchaus denkbar, dass sie keine Rücksicht auf Mr. Bailey nehmen. Wenn es also auf Biegen oder Brechen geht und die Marines tatsächlich angreifen, dann gibt es für Sie nur eines, Captain: Sie kommen uns ins Kloster nach. Ich werde versuchen, die alten, aus dem Fels gehauenen Gänge zu finden, die vom Beinhaus zu den Resten des alten Friedhofs bei der Südwestecke der Umfassungsmauer führen. Wenn ich sie finde, markiere ich sie auf dem Plan, den ich Ihnen schicke. Falls die Marines absolut nicht zurückzuhalten sind, dann kommen Sie so rasch als möglich. Robinson und ich werden dringend Verstärkung brauchen.«

»Jawohl, Sir.«

Tate schaute dem Captain zu, der seine Gruppe sammelte, dann drehte er sich nach Sergeant Robinson um. »Nun, was meinen Sie, Crispus?«

»Wenn wir's bis hinein schaffen, kriegen wir Bailey, Sir.«

»Wir müssen drin aber leise sein.«

Der Sergeant zog ein Wurfmesser und wog es sachte auf der offenen Hand. »Es gibt nichts Leiseres als das hier, Sir.«

Aus der Gruppe der trauernden Mönche löste sich eine Gestalt. Es war Captain Elman, der mit einem schwarzen Bündel und einem gerollten Plan unter dem Arm mit großen Schritten auf die Hubschrauber zukam.

Der Bildschirm in Admiral Ainsworth's Kommandozentrale zeigte bekannte Gesichter, und er betrachtete die Gruppe mit wachsendem Ärger. Sämtliche amerikanischen TV-Stationen übertrugen die Sendung live; das Treffen war ohne Zustimmung der Vereinigten Stabschefs erfolgt.

Als Sprecher der Versammelten hatte man offenbar Außenminister Ramsey Green gewählt, einen so völlig farblosen Politiker, dass nicht einmal ein Drittel der US-Bevölkerung seinen Namen kannte. Hinter ihm saßen fünf Mitglieder des Kabinetts, zuständig für die Ressorts

Innenpolitik, Gesundheitswesen und Wohlfahrt, Landwirtschaft, Verkehr, Industrie. Neben Green hatten die beiden Fraktionsführer des Senats und der älteste Vorsitzende des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten Platz genommen. Allem Anschein nach waren die in größter Eile zusammengeholten Männer zu dem Zweck versammelt, das Machtvakuum zu füllen, das durch das Fehlen von Präsident und Vizepräsident entstanden war. Es war schwer abzuschätzen, über welche Informationen sie im einzelnen verfügten; aber was es auch war, konkrete Fakten konnten nur von der CIA und vom Außenamt stammen, waren also im wesentlichen nichtmilitärischer Natur. Dem Admiral erschien es bezeichnend für die Disziplinlosigkeit der Männer aus der Umgebung des verunglückten Präsidenten, dass sie Fowler Beals Amtsnachfolge glatt ignorierten, von dem Moment an, als es bekannt wurde, dass man ihn ins Pentagon gebracht hatte.

Nur eines war für Ainsworth angesichts dieser Intrige erfreulich: Niemand aus dem Verteidigungsministerium nahm daran teil. Wäre allerdings Dickinson nicht ums Leben gekommen, dann säße er heute höchstwahrscheinlich dort. Und sein Stellvertreter, der ein gehöriges politisches Schuldenkonto aufwies, steckte bereits im Catocin-Bunker und erhielt nur das mitgeteilt, was der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs für nötig und geboten erachtete.

Ainsworth rieb sich die Augen, dann fiel sein Blick auf die Reihe von Weltzeit-Chronometern. In Washington war es 02.45 Uhr. Ein Tag und eine halbe Nacht waren verstrichen. An diesem weltabgeschiedenen, zeitlosen Ort fiel es einem schwer, sich vorzustellen, dass volle vierundzwanzig Stunden seit dem Absturz von ›Air Force One‹ vergangen waren. Um 13.00 oder 20.00 Uhr sollte in New York der Sicherheitsrat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammentreten. Wie immer, wurde zuwenig getan, und dieses Wenige auch noch zu spät.

Auf Sinai war es 09.45 Uhr, helles Tageslicht für den anbefohlenen Einsatz der Marines. Die USS ›Sikorsky‹, der neue Atom-Helikopterträger der Sechsten Flotte, hatte gemeldet, dass die Marines schon in der Luft wären und sich der Nordküste Sinais näherten, eskortiert von einer Shrike-Staffel. Was immer der Außenminister der Nation mittei-

len mochte – noch vor Morgengrauen war das Katharinenkloster gestürmt, war der Augenblick gekommen, in dem Fowler Beal vor das Volk treten konnte, um den Amerikanern zu eröffnen, dass sie einen neuen – rechtmäßigen – Präsidenten hatten.

Der Admiral konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf die Sendung. Soeben hatte der Moderator angekündigt, der Außenminister habe eine Erklärung an die Nation abzugeben. Ainsworth hörte mit wachsendem Unmut zu.

»Amerikanische Mitbürger«, begann der Minister, ein weißhaariger, distinguiert Mann, »hier im Studio sind mit mir einige Männer versammelt, auf die der verstorbene Präsident bei der Lenkung der Staatsgeschäfte am meisten zählte ...«

Natürlich fehlte in dieser Verschwörung der Liberalen eine Schlüsselfigur: Talcott Quincy Bailey, dessen Tod die Marines innerhalb der nächsten Stunden bestätigen würden. Und außerdem Fowler Litton Beal, der gewiß auch mit dabei wäre, hätte ihn der Admiral nicht in kluger Voraussicht an einen Ort bringen lassen, wo willensstarke, bewährte Männer seinen schwachen Charakter stützen konnten.

»... wir, die wir ihn kannten und mit ihm zusammenarbeiteten, teilen die Trauer und Bestürzung der Nation.« Die dünne Stimme des Ministers schwankte und brach plötzlich ab. Dann fand er seine Fassung wieder. »Aber Sie, die Bürger, haben ein Recht, zu erfahren, wie-so Vizepräsident Bailey nicht vor Ihnen erscheint, um den Amtseid zu leisten und die Verantwortung für die Geschicke der Nation zu übernehmen.« Der Minister raschelte mit den Blättern, die vor ihm lagen, und als er sie emporhob, sah Ainsworth, dass seine Hände stark zitterten. Der Mann hatte Angst. Der Admiral preßte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Es war erst ein Jahr her, dass er dem Sicherheitsausschuß einen Entwurf vorgelegt hatte, wonach in Notstandssituationen die Fernsehgesellschaften einer gewissen Zensur unterworfen werden sollten. Aber sein Vorschlag war entsetzt zurückgewiesen worden. Wäre er mit seinem Projekt durchgedrungen, würde dieses Eingeständnis kläglicher Schwäche niemals auf dem Bildschirm sichtbar geworden sein.

»Wie Sie wissen, wurde Vizepräsident Bailey vom Präsidenten auf die Sinai-Halbinsel entsandt, um bei einem Treffen mit dem sowjetischen Stellvertretenden Ministerpräsidenten Anatolij Rostow die Erneuerung des Zypernabkommens zu unterzeichnen«, fuhr der Minister fort. »Ich muß Ihnen nun sagen, dass einige der vielen Gerüchte, die seit vierundzwanzig Stunden in Umlauf sind, auf Wahrheit beruhen.«

Der Mann ist ein Narr, dachte Ainsworth. Er wird tatsächlich zugeben, dass arabische Guerillas Bailey als Geisel festhalten! Hatte er denn jedes Empfinden für die Mentalität des Durchschnittsamerikaners verloren; war er so weit, dass er gar nicht mehr begriff, welche Empörung eine solche Erklärung hervorrufen mußte?

»Es kam zu einem – Vorfall in der entmilitarisierten Zone«, sagte der Minister.

Ein ›Vorfall? Lief das Geschwätz darauf hinaus, die akute Gefahr für die Nation zu bagatellisieren?

»Die Gruppe des Vizepräsidenten stieß auf eine Gruppe arabischer Nationalisten, die aus eigenem Antrieb – diesen Punkt muß ich betonen: völlig aus eigenem Antrieb – den Vizepräsidenten festhalten und nun für seine Freilassung gewisse Bedingungen stellen.«

Ainsworth setzte sich kerzengerade, die Zornröte schoß ihm ins Gesicht. Auf irgendwelchen Umwegen hatten Green und die anderen Zivilisten etwas erfahren, was er selbst noch nicht wußte.

»Wir erhielten einen ersten Bericht von Mr. John Peters Reisman, der zur Begleitung des Vizepräsidenten gehörte und von den Nationalisten freigelassen wurde. Mr. Reisman teilte uns mit, dass der Vizepräsident lebt und unverletzt ist. Er überbringt uns die Bedingungen der Nationalisten.«

Wie typisch, dachte Ainsworth, die Verwendung von Worten wie ›Nationalisten‹ und ›Bedingungen‹, statt die ungeschminkte Wahrheit auszusprechen. Als ob Bailey selbst sprechen würde. Und die memmenhafte Versicherung, die Araber hätten ›völlig aus eigenem Antrieb‹ gehandelt – welcher halbwegs intelligente Mensch sollte das glauben, wenn von Waffen und Munition bis zu ihrer Kleidung alles aus Ostblockfabriken stammte?

»Gemäß der Verfassung würde in einer solchen Situation der Speaker des Repräsentantenhauses die Pflichten eines amtierenden Präsidenten übernehmen, bis Mr. Bailey wieder volle Handlungsfreiheit hat. Doch in diesem Fall sind wir«, er wies auf seine Kollegen, »nach Beratungen mit Mitgliedern des Nationalen Sicherheitsausschusses zu der Ansicht gelangt, dass die Einsetzung eines amtierenden Präsidenten nicht erforderlich ist. Ich bin sicher, dass durch die tatkräftige Mithilfe unserer vielen Freunde auf der ganzen Welt, die über diese widerrechtliche Freiheitsberaubung des Vizepräsidenten alle empört sind, und durch die Bemühungen der UNO sowie des Vier-Mächte-Hochkommissariats auf Zypern, die Lage sehr bald bereinigt sein wird.«

Ainsworth war versucht, laut aufzulachen. Es war unglaublich, wie rasch Zivilisten den Kontakt mit der Wirklichkeit verlieren konnten. Er fragte sich, ob Green und dessen Freunde eine Ahnung von den »Bedingungen« hatten, welche die Araber voraussichtlich für die Freilassung eines Präsidenten der USA stellen würden. Reisman wurde also freigelassen, die Forderungen der Guerillas zu überbringen? Das bedeutete, dass General Bill Tate die Bedingungen kannte, aber keine Meldung erstattete. Das war fast Hochverrat. Dafür würde sich Tate ebenso zu verantworten haben wie für seine Befehlsverweigerung.

»Und so bitten wir Sie, Ruhe zu bewahren und darauf zu vertrauen, dass die Regierung die Nation sicher durch diese Zeit der Tragödien und Krisen führen wird.«

Ein Signal der Gegensprechanlage leuchtete auf. Ainsworth schaltete ein. »Ja?«

»Sir, die Sowjets beginnen mit dem Auftanken ihrer Raketen.«

Ein anderes Signal, eine andere Stimme: »NATO, General Clayborne, Sir.«

»Auf Monitor zwei.«

Der Brite erschien auf dem Bildschirm, er sah beunruhigt und abgehetzt aus. »Stuart, wir registrieren hier einige sehr bedenkliche Anzeichen. Die Sowjets tanken ihre Maschinen auf, und wir hatten mindestens ein halbes Dutzend U-Boot-Kontakte, Einheiten, die durch das

Skagerrak fahren. Es sieht so aus, als würde jeder verfügbare Kahn der Yankee-Klasse eingesetzt.«

»Ich weiß. Unser ASW-System bleibt ihnen auf der Spur.«

»Ganz offen, Stuart, ich bin ratlos. General Muller ist noch nicht zurückgekehrt, und wir sind praktisch mitten in Kriegsvorbereitungen.«

»Genau das sollt ihr auch tun. Ich würde Ihnen raten, die britischen Atom-U-Boote und die V-Bomberflotte einsatzbereit zu machen.«

»Du lieber Gott, steht es so schlimm?«

»Ja«, sagte der Admiral grimmig.

»Ich begreife es nicht. Die Regierungen der NATO-Staaten sind äußerst beunruhigt. Sie wenden sich an uns um Informationen und Ratschläge. Niemand scheint zu wissen, was in Washington und in Moskau geschieht.«

»Die Russen evakuieren Moskau«, erwiderte Ainsworth. »Ich finde, das genügt als Hinweis auf ihre Absichten. Sie glauben, ohne den Präsidenten und Bailey sind wir hilflos. Aber ich versichere Ihnen, Alex, das ist nicht der Fall.«

»Ich habe die Sendung des amerikanischen Außenministers gehört. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Und Sie?«

»Ich bezweifle, dass er es selber weiß. Offenbar versucht er die Amerikaner zu überzeugen, dass die Sowjets nichts mit dem Anschlag auf Bailey zu tun haben. Das werden ihm nur wenige glauben und hier bei uns bestimmt kein einziger.«

»Stuart, sagen Sie es mir, wenn Sie dazu ermächtigt sind. Erwägt ihr wirklich einen Erstschatz? Wir müssen es wissen!«

»Es ist eine politische Grundregel der USA, niemals als erster anzugreifen.«

»Danach habe ich Sie nicht gefragt«, sagte Clayborne.

Ainsworth beugte sich zum Bildschirm und entgegnete, jedes Wort betonend: »Alex, Ihnen als britischem Soldaten brauche ich nur eines zu sagen, und das sage ich Ihnen unmissverständlich: Veranlassen Sie den Start der RAF-V-Bomber und das Auslaufen der Raketen-U-Boote. Ich bin überzeugt, dass die Sowjetunion in knapp sechs Stunden

einen Präventivangriff gegen uns durchführen wird. Vielleicht sogar schon früher. Alex, ich respektiere Ihre Haltung: Sie haben Ihre Verantwortung der NATO gegenüber, doch Sie müssen zugleich an Ihr eigenes Land denken. Die Sowjets werden nicht nur die USA angreifen, sondern auch alle anderen westlichen Staaten, die im Besitz von Kernwaffen sind. Es wäre ein gefährlicher Fehler, wenn sie es nicht täten.«

»Stuart, es fällt mir schwer, zu glauben ...«, begann Clayborne.

»Eben das ist das Übel bei unserer Verteidigungsbereitschaft. Uns allen fällt es schwer, an das Schlimmste zu glauben. Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass die USA in gewissem Sinn bereits angegriffen wurden. Das können Sie getrost glauben, Alex. Ich rate Ihnen, sich darauf einzustellen. Wenn es zu einem Konflikt kommt, wird sicherlich auch die NATO davon betroffen werden. Aber außer unserem Land werden auch Großbritannien, Frankreich und China die Hauptziele sein. Setzen Sie daher nach eigenem Ermessen die wirksamsten Abwehrmaßnahmen. Die USA werden sich bis zum Äußersten verteidigen.«

Claybornes Gesicht schien zu schrumpfen. Binnen Sekunden wirkte er um Jahre gealtert. »Ja, Admiral. Ich werde Ihren Rat befolgen«, sagte er mit unsicherer Stimme.

»Viel Glück, Alex.« Ainsworth schaltete die Verbindung aus. Sofort blinkten mehrere Signale auf. Der Admiral drückte auf die erste Taste. »Ja?«

»Der Stützpunkt Elmendorf meldet, dass die Bären-Bomber die Alarmzone erreichen, sie fliegen amerikanischen Luftraum an.«

»Wenn sie eindringen, abschießen.« Er drückte die zweite Taste. »Ja?«

»Unser UN-Botschafter ist am Grünen Telefon, Sir. Er möchte den amtierenden Präsidenten sprechen.«

»Abgelehnt.« Ainsworth drückte die dritte Taste.

»Hier CNO.«

»Sprechen Sie.«

»Pit« meldet, Bandit III befindet sich auf Raketentiefe vor der Mündung des Savannah-Stroms.«

Der Admiral überlegte nur einen Moment, bevor er sagte: »Versenken.«

Dann hob er den Hörer eines goldenen Telefons ab. Am anderen Ende der Leitung war die Befehlszentrale der NORAD – des Nordamerikanischen Luftverteidigungskommandos – in den riesigen Bunkern des Cheyenne-Bergmassivs in Colorado. »Welche roten Vögel sind am Himmel?« fragte Ainsworth.

Die unpersönliche Stimme antwortete mit computerartiger Präzision: »Zwei Kosmos über uns, einen dritten fasst unser AK-Radar um 02 Greenwich auf.«

»Holt sie herunter. Ende.«

»Verstanden. Ende.«

Der Admiral wartete einige Sekunden, ehe er auf der Tastatur des goldenen Telefons einen Kode wählte. Sofort sagte eine Stimme: »Looking Glass.« Im Hintergrund hörte man das gedämpfte Röhren von Düsentriebwerken.

»General Cheney?«

»Jawohl, Sir.«

»In fünfzehn Minuten beginnt Alarmstufe Rot.«

Eine lange, bedeutungsschwere Pause. Ainsworth konnte sich vorstellen, wie Brigadier Cheney in seiner makellosen blauen Fliegeruniform inmitten von Schaltpulten und Geräten saß, während draußen in 15.000 Meter Höhe die dunkle Nacht vom metallischen Licht der Gesteirne erhellt wurde. »Looking Glass« überflog in diesem Augenblick das mittlere Kansas. Unter der einsamen Düsenmaschine und ihren Begleitjägern lag ein unübersehbares Wolkenmeer.

Cheney sagte: »Jawohl, Sir. In fünfzehn Minuten Alarmstufe Rot. »Looking Glass« ist auf Position.«

Rivera hatte recht, dachte Ainsworth. An Cheneys militärischer Pflichttreue brauchte niemand zu zweifeln.

Er stand auf und blickte durch die schrägen Fenster in die »Pit« hinter. Wir alle tun, was getan werden muß, dachte er. Die Sicherheit der USA liegt bei Männern wie jenen dort an den Geräten und den anderen in Schiffen, in Flugzeugen und auf gefährlichen Außenposten.

Sehr bald würde das Los Amerikas in den Händen des Allmächtigen liegen. Der Admiral fühlte einen mystischen Schauer bei der Erkenntnis, wie nahe er in diesem Moment der zürnenden Gottheit seiner kalvinischen Jugend war.

Er verließ den Raum und ging zur Befehlsstelle des Präsidenten. Als ihn der Militärpolizist passieren ließ, sah er Fowler Beal, der die TV-Kommentare zur Rede des Außenministers verfolgte. Der amtierende Präsident drehte den Ton etwas zurück und blickte ängstlich auf. »Stuart, soeben teilte Shackelford mit, dass Helen Risor bei Bewußtsein und vernehmungsfähig ist. Vor dem Absturz gab es keine Explosion im Flugzeug des Präsidenten. Und General Martys Obduktionsbefund von Colonel Daytons Leiche deutet darauf hin, dass der Pilot einen tödlichen Anfall erlitt, irgend etwas mit den Arterien ...«

Der Admiral schien ihn nicht gehört zu haben. Seine Züge waren gesammelt, fast friedlich, das Gesicht eines Mannes, der sich zur Entscheidung durchgerungen hat. Fowler Beal fühlte, wie er selbst unaufhaltsam in den Alptraum hineinglitt, als Stuart Ainsworth mit fester Stimme sagte: »Mr. President, es ist Zeit, die Nuklearkodes zu öffnen.«

»... die Ironie der Situation, Richter«, sagte Talcott Bailey. »Ich hoffe, Sie haben Sinn dafür.«

»Man behauptete von mir, dass ich im Kongress sogar viel zu ironisch war. Aber während der letzten Stunden ist mir der Geschmack daran ziemlich vergangen«, erwiderte Seidel mit bedrückter Stimme.

Ein flüchtiges Lächeln erhellte Baileys schmales, asketisches Gesicht. »Durch die Politik sitzen die unterschiedlichsten Leute im selben Boot – es kann auch vorkommen, dass sie dann in derselben Zelle sitzen.«

Colonel Seidel wischte die Hände in dem vergeblichen Versuch, sie zu säubern, am Stoff seines neuen, aber arg verschmutzten Tarnanzugs ab. Halb unbewußt registrierte er eine neue Erfahrung: Ge-

fangenschaft war eine schmutzige Sache, nicht nur im übertragenen Sinn.

»Kommt es Ihnen nicht als Ironie des Schicksals vor, dass der Amtsnachfolger des Präsidenten und jener Mann, den sich der Verunglückte eigentlich als Nachfolger wünschte, hier beisammensitzen, während jemand ganz anderer die Führungsmacht ausübt?«

»Seit wann wissen Sie, welche Pläne der Präsident hatte?«

»Ich glaube, länger als Sie selbst. Es gab Gerüchte ...«

»Ach, ich kenne dieses Washingtoner Geschwätz.«

»Man sprach davon, dass der Präsident schwer krank sei und nicht nochmals kandidieren werde.« Mit einiger Überwindung fügte Bailey hinzu: »Mir war von Anfang an klar, dass er mich nicht gern im Weißen Haus gesehen hätte.«

»Das ist nun eine rein akademische Frage«, sagte Colonel Seidel. »Ob die Wähler für Sie oder für den Präsidenten gestimmt haben – jetzt kriegen sie jedenfalls Fowler Beal, einen Pudding in Menschengestalt.«

»Fowler Beal – und die Soldaten«, ergänzte der Vizepräsident.

»Ihr altes Lieblingsthema, Bailey. Die amerikanischen Soldaten sind schon in Ordnung, sie müssen nur entsprechend geführt werden. So war es mit den Amerikanern immer.«

»Ich wollte damit nicht die Truppe selbst kritisieren. Es sind die Generale und Admiräle, die mir Angst machen.«

»Man muß auch die Generale entsprechend führen. Die meisten von ihnen sind rechtschaffene Menschen, aber sie müssen an etwas glauben können, sonst gehen sie in die Irre. Man kann nicht von ihnen verlangen, dass sie sich zu Maximen bekennen, die sich, wie die Erfahrung sie lehrte, als falsch erwiesen. So macht man sie nur fertig.«

»Wollen Sie damit sagen, dass ich unseren arroganten Bill Tate fertiggemacht habe?«

»Ziemlich sicher. Und uns übrige obendrein. Nein, Bailey, das war nicht der richtige Zeitpunkt, den publikumswirksamen Antimilitaristen zu spielen.«

Talcott Bailey hatte genug Anstand, diesen Vorwurf schweigend ein-

zustecken. Er dachte an Colonel Crowell, der bei dem Überfall so sinnlos gestorben war. Die Schatten der anderen Toten – all der Soldaten und Zivilisten – würden ihn für den Rest seines Lebens heimsuchen. Aber Ben Crowell hatte er gemocht – soweit es ihm möglich war zu vergessen, dass Crowell Soldat war. »Was wird Ihrer Meinung nach nun geschehen, Richter Seidel?«

»Mit uns?« Seidel machte mit Daumen und Zeigefinger die Geste des Schießens. »Und mit der übrigen Welt?« Er seufzte. »Ich weiß es nicht, aber ich habe ein denkbar schlechtes Gefühl. Fowler Beal ist nicht der richtige Mann für das höchste Amt der USA. Sicherlich, er wird sich bemühen, denn mit den Aufgaben wächst jeder Mann. Aber die Bemühungen werden nicht anhalten. Beal hat das Kämpfen schon lange verlernt.«

Horchend hob Bailey den Kopf. Das Rotorengeräusch von Hubschraubern drang sogar bis zu ihnen.

»Hören Sie das?«

Seidel nickte. Er blickte Bailey kühl an und sagte: »Wissen Sie, was uns blüht, wenn die da draußen das Kloster erstürmen?«

»Ich weiß es.«

»Es freut mich«, sagte Seidel, »dass Sie zumindest realistisch denken können.«

24

Krachend sprang die Tür der Zelle auf, in der Deborah Zadok eingeschlossen war. Das Mädchen kam taumelnd auf die Beine; sie zitterte noch immer vor Schock und Erschöpfung. Als sie den Hubschrauber gehört hatte, war eine kleine Hoffnung aufgestiegen, dass doch noch Hilfe kommen würde. Dann sah sie das angespannte Gesicht Leila Jamils, dahinter drei grinsende Guerillas, und sie wußte alles.

»Zuerst bin ich als Freund zu dir gekommen«, sagte Leila mit erstickter Stimme.

»Es tut mir leid«, antwortete Deborah, »aber ich kann keine Frauen lieben. Nicht einmal, um mein Leben zu retten.«

»Dann sollst du eben Männer lieben. Sie gehört euch«, rief Leila ihren Begleitern zu.

Zwei der Guerillas packten Deborah an den Armen und warfen sie rücklings auf den Tisch. Sie wehrte sich in stummer Verbissenheit, obwohl sie wußte, dass es in diesem entweihten Haus Gottes keine Hilfe für sie gab. Der dritte Araber packte ihre Beine und riß sie auseinander. Sie hörte das schwere Atmen und geile Lachen der Männer. O Gott, lass mich jetzt sterben, dachte sie, jetzt, in diesem Moment. Sie fühlte Hände, die ihre Kleider packten, aber der feste Khakistoff gab nicht so leicht nach, und Deborah wand sich mit aller Kraft. Da trat Leila vor und schlug ihr den Lauf des Karabiners gegen die Schläfe, Deborah spürte, wie etwas in ihrem Kopf brach, ihr Körper erschlaffte.

Bebend an die Wand gelehnt, sah die Araberin zu, wie die Guerillas zwischen den Schenkeln der Sterbenden abwechselten. Deborahs Tscherkessenaugen waren von den bärtigen Gesichtern abgewandt und auf Leila gerichtet. Es war ein schreckenerregender Blick – die Pupillen erweitert, dass die blaue Iris fast verschwand; keine Farbe war in diesen Augen, nur schwarze bodenlose Tiefen. Das dunkle Haar, so ähnlich Leilas eigenem, klebte verfilzt an der Stirn. Sie starrte die Einbuchtung an, wo der wuchtige Hieb die dünnen Knochen getroffen hatte. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander. Warum war sie hergekommen? Sie wollte gegen die Amerikaner kämpfen, den Feind vernichten und dann verschwinden, wie sie es immer getan hatten. Aber alles war schiefgegangen, fast von dem Moment an, als Leč an der Küste zu ihnen gestoßen war. Nun gab er die Befehle, immer gaben im Krieg die Männer die Befehle. Noch nie zuvor hatte Leila Männer eine Frau gebrauchen sehen; es war, als blickte ihr aus den verglasenden Augen des Mädchens ihre eigene geschundene, gedemütigte Weiblichkeit entgegen. Schuldgefühl krampfte ihre Kehle zusammen, sie wußte, dass

sie den Anblick des Grauenhaften nicht länger ertragen konnte, sonst würde sie vor Scham über ihre Tat sterben. Sie wandte sich ab und taumelte durch die Tür, an anderen Männern vorbei, die sich dort drängten wie Tiere, angelockt von Blut und Verwesung.

Vor Brechreiz keuchend, schob sie sich in den Gang. Nur halb nahm sie wahr, dass die Männer ringsum ihre Kameraden herbeiriefen. Plötzlich hatte sie Angst vor ihnen.

»Du blödes Aas!« Leč, der in dem engen Gang riesenhaft aussah, verstellte ihr den Weg. Er packte sie bei den Schultern und schüttelte sie, dass ihr Kopf haltlos schwankte. »Was hast du getan?«

»Mach Schluß damit«, flüsterte sie.

»Schluß machen? Glaubst du, ich möchte, dass sie mich umbringen? Lass sie jetzt. Sie werden bald genug haben und wieder auf ihre Posten gehen.« Er schob die Araberin auf Armeslänge zurück und schlug sie ins Gesicht. »Wach auf, du Heldin der Revolution! Komm, verdammt noch mal!«

Sein grobes, schweißnasses Gesicht verschwamm vor ihrem Blick. »Los, hinauf mit dir, sonst bist du als nächste dran. Ich kümmere mich um Bailey und die anderen.« Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. »Glaubst du, die Wüste trocknet einen Mann aus? Glaubst du, sie hat mich eingetrocknet?« Er ließ sie brüsk los und stieß sie zu der Treppe, die auf die Mauer führte. Aus dem Gang unten hörte sie noch immer das Lachen der Männer. Es waren die Laute von Hyänen, die sich um ein verlorenes, hilfloses Tier drängten.

Kapitän Alexander Fjodorowitsch Akimow stand mit seinem Radaroffizier auf der Kommandobrücke des sowjetischen Raketenzerstörers ›Juan Bosch‹ – dem Schwesterschiff der ›Allende‹. Aufmerksam beobachteten die beiden die grünleuchtenden Instrumente des Kontrollpultes. Unter ihren Füßen schütterte das Deck; die Kernkraftturbinen ließen den Zerstörer mit einer Geschwindigkeit von vierzig Knoten durch das Südchinesische Meer dahineilen.

»Sie haben noch nicht in den Wind gewendet, Genosse Kapitän«, sagte der Offizier, den Blick unverwandt auf das Radarbild der USS ›Nimitz‹ gerichtet, die etwa zehn Seemeilen vor der ›Juan Bosch‹ in rascher Fahrt durch das laue Wasser pflügte. »Der Gegner empfängt viele Funkmeldungen aus Japan, seine Bomber sind aber noch nicht startklar gemacht.«

Akimow überlegte. Er war sich über den nächsten erforderlichen Schritt nicht im klaren. Immer hatte er gewußt, dass es eines Tages soweit sein würde. Die Kremlgewaltigen und die Oberen im Verteidigungsministerium konnten wohl ausführliche Weisungen geben und umfangreiche Dossiers mit Aktionsplänen für den Ernstfall verfassen, doch letzten Endes würde alles immer auf die persönliche Entscheidung eines einzelnen Mannes hinauslaufen – auf der Kommandobrücke eines Schiffes, im Cockpit eines Flugzeugs ...

Der Kapitän hatte den Befehl, einem Flugzeugträger der amerikanischen Siebenten Flotte zu folgen – in diesem Falle der ›Nimitz‹ –, jeweils in richtiger Abschussposition für eine Atomrakete, wenn der Ernstfall kam. Akimow und die ›Juan Bosch‹ mit ihrer dreihundertköpfigen Besatzung hatten nur diese eine Aufgabe. Man rechnete nicht damit, dass sie lange genug lebten, eine zweite Rakete zu starten; denn die Amerikaner kannten die Position und das Einsatzziel der ›Juan Bosch‹ genau. Auf dem Luftraumradarschirm sah der Kapitän die acht Jagdbomber der ›Nimitz‹-Kampfstaffel in der bedrohlichen Distanz von drei Seemeilen.

Diese Situation bot ein gutes Schulbeispiel für das Zusammenwirken von Ballistik, Psychologie und Politik, dachte Akimow. Gegebene Faktoren: ein drohender bewaffneter Konflikt zwischen der Sowjetunion und den USA, weiteres: der Einsatzbefehl der ›Nimitz‹, Städte im fernöstlichen Asien zu bombardieren, und die Tatsache, dass sowohl die ›Juan Bosch‹ wie auch die Jagdbomber der ›Nimitz‹ mit entschlossenen patriotischen Irren bemannt waren. Zu berechnen: die Höhe absolut sinnloser Verluste, die daraus resultierte, wenn der Flugzeugträger, der Zerstörer und die Düsenmaschinen, jedes zur gleichen Zeit, jedes sein eigenes Ziel, mit x Megatonnen zur n-ten Potenz angriffen ...

»Genosse Kapitän!« Die Stimme des Radaroffiziers klang in dem engen stählernen Raum seltsam dünn. »Die ›Nimitz‹ wendet in den Wind!«

Ohne zu zögern, gab Alexander Fjodorowitsch Akimow, dreiundvierzig Jahre alt, Vater von vier Kindern, die zur Zeit in Kronstadt – im Kriegsfall eines der Hauptziele des gegnerischen Atomschlags – zur Schule gingen, laut und deutlich den Befehl: »Schiff klar zum Gefecht, Raketen abschußbereit machen.«

Der Gang begann bei einem Dornestrüpp innerhalb der Mauer einer Begräbnisstätte hinter den nördlich gelegenen Gärten. Er war während des Diakonates des Patriarchen Mareljos in den ersten Jahren der osmanischen Herrschaft entstanden und sollte den Mönchen als Fluchtweg dienen, aber auch die geheiligten Gebeine der Toten aufnehmen, denn in jener Zeit grausamer Unterdrückung starben viele der Brüder, mehr, als alle Begräbnisstätten fassen konnten.

Im roten Granit unter der dünnen Erdschicht waren zwei durch Pfeiler gestützte Stollen ausgehauen worden. Nirgends war die Entfernung zwischen dem Boden und der gewölbten Steindecke größer als einen Meter, stellenweise war sie sogar geringer. Da und dort waren Kammern eingestürzt und hatten sich mit Schutt und Felsbrocken gefüllt, so dass draußen im Freien an der Oberfläche seichte Mulden entstanden. Eigentlich waren es jene rätselhaften Vertiefungen bei der Klostermauer, welche die Aufmerksamkeit des jungen Bruders Anastasius erregten und ihn bewogen, in der uralten Bibliothek des Kathari-nenklosters nach möglichen Erklärungen zu suchen. Es bedurfte vieler Jahre unverdrossener Arbeit, ehe der Mönch in den morschen vergilbten Büchern die Berichte der Chronisten fand, beginnend in der Regierungszeit des Sultans Murad IV. bis zum Hinweis auf die Vollendung des Werkes anno 1640, als der schwachsinnige Ibrahim I. den Thron der Osmanen bestieg.

Anastasius war seit fünf Jahren Hüter des Beinhauses, als er – zu-

erst allein – daranging, die verschütteten Gelasse unter den Mauern und Gärten auszuräumen und zu erforschen. Und er war es auch, der die Gebeine der während der türkischen Christenverfolgungen getöteten Mönche gesammelt und die meisten davon an den würdigsten Ort gebracht hatte: in das Beinhaus, bewacht von der Mumie des heiligen Stephanos, der an der Pforte saß.

Man hatte geglaubt, dass die Grabkammern eines Tages zu einer weiteren Sehenswürdigkeit des Klosters werden könnten. Gesäubert, restauriert und beleuchtet, hätten sie eine Gedächtnisstätte ergeben, so wie der Garten des brennenden Dornbusches oder die Quelle, an der laut biblischer Überlieferung Moses zum ersten Mal den Töchtern Jethros begegnet war. Aber die Teilung Sinais unterband den Zustrom von Touristen und verhinderte Pilgerreisen. Die Gänge blieben so, wie Bruder Anastasius sie belassen hatte, nur zum Teil freigelegt und noch immer von den morschen Skeletten unbekannter Mönche bevölkert, die er bei seinen Erkundungen – im Lichte einer flackernden Kerze – übersehen hatte.

Den zweiten Zugang zum eigentlichen Beinhaus hatte er mit einer schweren, aber unverriegelten Tür verschlossen. Dorngestrüpp, das an den niederen Einfriedungen der äußeren Gärten wuchs, war über die andere Öffnung der Gänge gewuchert, einst durch eine Steinplatte abgedeckt, nun ein enges Loch, halb verborgen unter dem Gewirr der Zweige.

Da Bruder Anastasius völlig allein gearbeitet hatte und seine Tätigkeit vorzeitig aufgeben mußte, waren die miteinander verbundenen Gewölbe auf keinem Plan und keiner archäologischen Lageskizze eingezeichnet.

Hinter die Mauer geduckt, hatten Soldaten des amerikanischen Kontingents das Dickicht vor dem Einstieg so weit weggehackt, dass Tate und Robinson, in verstaubte schwarze Kutten gehüllt, sich hinunterlassen konnten.

»Hier ist die Öffnung zur ersten Krypta. Für sie wird es verdammt eng werden, Sergeant«, sagte Tate.

Robinson, der sich an die senkrechte Wand drückte, um dem Ge-

neral Platz zu machen, erwiderte lakonisch: »Keine Sorge, Sir, ich bin schon hinter Ihnen.« Er warf den Kameraden oben einen letzten Blick zu; ihre Köpfe hoben sich als schwarze Silhouetten vom hellen Himmel ab. Der Sergeant hatte eine heftige Abneigung gegen dunkle enge Räume; die Vorstellung, dass er nun ins Erdinnere kriechen mußte, brachte einen metallischen Geschmack auf seine Zunge. Das Messer im Ärmel, die Pistole im Gürtel und die Lampe, die er um den Hals trug, erschienen ihm als ziemlich wirkungslose Waffen gegen die Mächte der Finsternis.

Ihm war nicht völlig bewußt, dass die Tiefe, in die er sich hineinwagte, Kindheitserinnerungen an Keller in den Mietskasernen der Negerviertel und an quiekende Ratten wachrief. Er merkte nicht einmal, dass er Angst hatte und dass es für ihn eine härtere Mutprobe bedeutete, hinter dem General in die unterirdischen Kammern zu kriechen, als damals das Nachtgefecht zu bestehen, in dem er sich die »Medal of Honor« erworben hatte.

Bill Tate bewegte sich auf Händen und Knien fort, das niedere Gewölbe streifte seinen Rücken. Im bleistiftdünnen Lichtstrahl seiner Lampe sah er Haufen herabgefallener Felstrümmer, manche davon verdeckten die finsternen Winkel der engen Krypta. Einige Sekunden hatte er das beklemmende Gefühl, lebendig begraben zu sein, als ob das Gestein, das über ihm lastete, ihn bald unweigerlich erdrücken würde. Er kroch langsamer vorwärts, da spürte er auch schon Robinson dicht hinter sich und hörte den schwarzen Riesen flüstern: »Stimmt was nicht, Sir? Ist der Weg blockiert?«

Tate überwand seine Platzangst und antwortete mit einer ihm selbst fremden Stimme: »Nein, alles in Ordnung, Crispus. Ich verschnaue nur.«

Er schob sich weiter, nun wehte ihm der Staub ins Gesicht, den er mit seiner Kutte aufwirbelte. Es roch stark nach Moder. Vor sich sah er im schwachen Licht wieder herabgestürzte Felsbrocken, sie bildeten förmlich eine Barrikade. Zwischen dem aufgehäuften Sand, den Steinen und der roh behauenen Decke blieben nicht mehr als etwa zwanzig Zentimeter Raum. Es schien für einen erwachsenen Menschen un-

möglich, durch einen so engen Schlupf zu kriechen, ohne stecken zu bleiben, aber es gab keine andere Möglichkeit. Hinter dieser Engstelle mußte die zweite Grabkammer liegen, und noch ein Stück weiter die Holztür zum Beinhaus innerhalb der Klostermauern.

Die Decke drückte noch schwerer auf seinen Rücken, während er sich über die schräge Schicht uralten Schutts zwängte. Einen Moment dachte er an die Mönche, die unter unsäglicher Mühsal diese Stollen in den Felsboden geschlagen hatten und sich wahrscheinlich darin verbargen, wenn türkische Reiter im Tal am Fuß des ragenden Gebirges auftauchten. Wie oft mochten diese sarkophagartigen Gelasse das inbrünstige »Kyrie Eleison« gehört haben, wenn die frommen Männer beteten, dass die Heiden abziehen mögen, ohne im Haus Gottes nach Priestern oder Pilgern zu suchen. Kein Wunder, dass Bruder Anastasius in seinen Fieberträumen Sarazenen und den heiligen Stephanos erblickt hatte.

»Für mich wird es jetzt ein bisschen eng, Sir«, sagte Robinson hinter ihm.

»Wollen Sie zurück, Crispus?«

»Nein, ich werd's schon schaffen. Wenn's nur nicht noch enger wird.«

Tate leuchtete in den Spalt zur zweiten Kammer. Der Gedanke, dass er sich durchschieben mußte, krampfte ihm den Magen zusammen. Über der Wölbung des Stollens gab es nur zwei oder drei Meter Fels und Sand, beruhigte er sich selbst. Aber eineinhalb Meter Erde genügten schon für das Grab eines Menschen. Er dachte an den alten Mönch, der hier ganz allein bei Kerzenschein gewerkt hatte. Das gab Tate neuen Mut – oder jenen blinden Glauben, der dem Menschen die Gewissheit verleiht, dass er niemals einsam und verlassen ist, nicht einmal in solch schrecklicher Finsternis.

»Die Öffnung ist wirklich schmal, Crispus«, sagte er, nicht nur vor Anstrengung schwer atmend. »Ich muß sie erweitern. Bleiben Sie, wo Sie sind.«

Er schob sich mühsam vor, denn er hatte keinen Platz, auf allen vieren zu kriechen. Das Gefühl, in einer Falle zu stecken, wurde stärker,

aber Tate zwang sich, nicht daran zu denken, und arbeitete sich ruckweise Stück für Stück an den Spalt heran. Er wühlte in dem lockeren Geröll, das den Weg verlegte, und schließlich gelang es ihm, die Öffnung etwas zu vergrößern. Staub verkrustete seine Lippen und drang ihm beißend in die Augen.

Da lösten sich plötzlich Felsbrocken aus der Wölbung, begruben seine Hände und verschütteten die Lampe. Einen Moment war Tate leicht benommen vom harten Aufprall eines Steines, der ihn an der Stirn getroffen hatte. Jetzt umkrallte wirkliche Angst sein Herz. Der herabgefallene Schutt hielt seine Arme fest, und er hatte die grauenhafte Vorstellung, dass der Stollen dem Druck nicht länger standhalten und die Granitmassen ihn hier unter der Mauer des Katharinenklosters begraben würden.

»Sind Sie o.k. Sir?« flüsterte Robinson. Wie eine tröstliche Vision durchdrang ein Lichtstrahl die stickige Luft, und Bill Tate sah seinen eigenen Schatten in den Staubschwaden, die vor ihm in die zweite Krypta wirbelten.

Behutsam zog er die Arme unter den Steinen hervor; dass es dabei einige Schrammen gab, kümmerte ihn nicht. Aber die Lampe war weg. »Geben Sie mir Ihre«, sagte er zu Robinson, nach hinten greifend. Als er sie in der Hand fühlte, zog er sie dicht am Gesicht nach vorn, streckte den Arm aus und richtete den Strahl in die nächste Kammer.

Diesen Raum hatte Bruder Anastasius teilweise gesäubert. Zwar war alles von einer dicken Staubschicht bedeckt, aber der Boden war von Hindernissen frei. Tate verspürte eine Gänsehaut, als er bemerkte, dass sich an den Wänden fahlgraue Schädel und Knochenreste reihten. Jeder dieser Schädel war so gelegt worden, dass die leeren Augenhöhlen nach oben gekehrt waren, unter zwei Meter Fels dem gesegneten Sonnenlicht und Gott zugewandt.

Tate kroch weiter, durch einen primitiv gefügten Bogen zwischen den Kammern und dann über unebenen Boden. Der kleine blaßgelbe Strahl der Lampe hüpfte und tanzte an den Wänden entlang, über die grinsenden Schädel toter Mönche. Sie mochten zu anderen Zeiten von anderen Soldaten niedergemetzelt worden sein, dachte der General. Sie

hatten jenen Preis bezahlt, den die Schwachen oft bezahlten, weil es verheißen war, dass die Erde ihrer sein werde.

Schließlich konnte er im schwachen Licht die Stirnwand sehen, hinter der sich die Steintreppe zum Beinhaus befinden mußte. Eine bange Sekunde lang suchte er vergeblich die Holztür. Er hatte erwartet, dass sie sich in Farbe und Material auf den ersten Blick von der Mauer abheben würde, doch selbst auf kurze Distanz glichen die Bohlen in Tönung und Beschaffenheit völlig dem grauroten Boden und den Pfeilern. Bäume waren in dieser Wildnis so selten, dass Bruder Anastasius die Tür aus einem Holz gezimmert haben mußte, das so uralt und versteinert war wie der Berg selbst.

Als Tate sie erreichte, atmete er tief und wartete auf Robinson. An dieser Stelle war die Krypta etwa drei Meter breit und relativ höher, so dass die beiden Männer beim Kriechen nur mit dem Kopf die Wölbung streiften.

»O.k. Sergeant?« fragte Tate leise.

»O.k. Sir. Aber suchen wir uns einen anderen Rückweg.«

Dem General kamen die Geschichten über den Golem in den Sinn, die ihm Deborah erzählt hatte, die jüdische Legende von jenem Riesen, den kabbalistische Magier aus Lehm formten und durch einen Thoraspruch belebten, damit er sich den Feinden der Gerechten in den Weg stelle.

Es war nicht die Zeit und nicht der Ort, Betrachtungen über Deborah anzustellen, dennoch vermochte Tate ihr Bild nicht aus seinen Gedanken zu verbannen. Er wußte genau, dass er sein Leben, die geordnete Existenz eines Karrieresoldaten, nicht mehr so weiterführen konnte wie bisher. Seine Einstellung zu Talcott Bailey würde eine unüberbrückbare Kluft aufreißen und eine weitere militärische Laufbahn unmöglich machen. Was blieb also? Wenn es Robinson und ihm gelänge, die Geiseln zu befreien und in Sicherheit zu bringen, und wenn die Welt mittlerweile nicht unterging – was dann, William Tecumseh Sherman Tate? Er sah ganz klar voraus, wie inhaltslos dieses Dasein dann wäre, ohne Karriere und ohne Ziel. Um ein solches Leben zu meistern, brauchte ein Mann irgendeinen Halt, einen Menschen,

der zu ihm gehörte. Umgeben von Dunkel, sehnte er sich nach dem Sonnenlicht, und plötzlich kam mit erschütternder Klarheit die Gewissheit, dass es nur einen einzigen Menschen gab, mit dem er in diese schwere Zukunft gehen konnte – wenn der Welt überhaupt noch eine Zukunft beschieden sein sollte –, und das war Deborah Zadok.

»Sir?« flüsterte der Sergeant heiser.

»Ja. Versuchen wir, ob sich die Tür öffnen läßt.« Tate lehnte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die alten Bohlen, aber sie gaben nicht nach.

»Lassen Sie mich probieren, Sir.« Robinson drückte mit den Handflächen dagegen, ein fester Ruck, und kreischend scharrte das trockene Holz über die Steine. In der unterirdischen Stille wirkte das Geräusch erschreckend. Mit angehaltenem Atem warteten die beiden Männer, ob sich in der Kammer dahinter etwas regte.

»Los, Crispus«, flüsterte Tate.

Gebückt schlich er durch die niedere Tür in einen mit Lehmziegeln ausgekleideten Gang. Von irgendwo oben kam der Geruch von Weihrauch und Kerzenwachs. Sie waren im Beinhaus angelangt. Eine kurze gemauerte Treppe führte auf einen schwachen Lichtschimmer zu. Tate blieb stehen und zog den Revolver. Robinson spannte die Muskeln. Der Geruch der Kutten, die sie trugen, drang ihnen in die Nasen, muffig von Alter und Schweiß. »Los, 'rauf!« flüsterte Tate.

Sie stiegen die kurze Treppe empor und fanden sich im eigentlichen Beinhaus. Es war eine Halle mit Gebälk aus behauenen Baumstämmen, die ebenso versteinert wirkten wie die Holztür. Durch knapp unter dem Dach angebrachte Fenster fiel spärliches Licht in den Raum. In offenen Nischen entlang den Wänden lagen Haufen modriger Knochen und grinsender gelblicher Schädel.

»Jesus«, hauchte Robinson, »noch mehr davon!«

»Los, weiter!« Tate ging zu dem kleinen Vorraum, dessen Tür zum inneren Garten führte. Am Türpfosten blieb er horchend stehen. Der einzige Laut, den er hörte, war das ständige Knattern des Dragonfly-Hubschraubers, der noch immer vor dem Berg auf und ab flog. Tate winkte Robinson, und der riesige Neger stand mit einem Satz neben ihm im

Vorraum. Dann erstarrte er plötzlich. Mit erhobener Waffe sprang ihm Tate nach. Fast hätte er auf die Gestalt geschossen, die beim Tor saß. Dann erkannte er, dass er die legendenumwobene Mumie des heiligen Stephanos vor sich hatte, den Hüter des Beinhauses. Das pergamentene Antlitz war demütig gesenkt, um den schmalen Schädel war ein weißes Kopftuch geschlungen. Der Heilige trug das Kleid der höchsten Mönchswürde, purpurschwarz, steif vor Alter. Unter dem Saum ragten die nackten vertrockneten Zehen des Märtyrers hervor.

Gebannt blieb Robinson vor dieser Erscheinung stehen und starrte sie an, bis ihn Tate weitertrieb. Die beiden verließen das Beinhaus und gelangten in eine kleine Tamariskenpflanzung. Prüfend überblickte der General die umliegenden Bauten. Nirgends eine Spur der Guerillas. Die Sonne stand bereits höher, sie fiel über die Klostermauer und zeichnete scharfbegrenzte schwarze Schatten auf den Boden. Zur Rechten erhob sich das Andachtsgebäude. Tate verglich die Lageverhältnisse auf dem Plan und entschloß sich, einen Vorstoß über die schmale offene Fläche zwischen Beinhaus und Kirche zu wagen. Er schob den Revolver in den Gürtel und schloß die lange Kutte, die seine Uniform verhüllte.

»Dorthin«, flüsterte er Robinson zu. »Gehen Sie mit gesenktem Kopf und *langsam*, als gehörten wir dazu.«

Der Sergeant riß seinen Blick von der Mumie los. »Jawohl, Sir.«

Nebeneinander traten sie aus dem Beinhaus und schritten durch den Tamariskengarten auf die Kirche zu. Sie hatten bereits die Deckung der Nordmauer erreicht, da hörten sie von der Plattform der Umfassungsmauer den Ruf eines Arabers.

In fast 15.000 Meter Höhe über dem Beringmeer strahlten die Sterne so hell, dass sie sich auf den blanken schnittigen Tragflächen des Tomcat-Abfangjägers spiegelten. Im Cockpit beleuchtete das grüne Licht des Radarschirms das von der Druckmaske halb verdeckte Gesicht von Air Force Captain Willis Dahl.

Eine ferne Stimme in seinen Kopfhörern sagte lakonisch: »Das Ziel ist ein Bär. Ihr Vektor ist null eins null Grad. Zeitpunkt zum Abfangmanöver: drei Neunerminuten. Melden Sie, wenn Sie den Banditen fassen.«

Dahl rief den Piloten der zweiten Maschine: »Rushmore Two, hier Rushmore One. Auf Nachbrenner gehen – los!«

Hoch über dem Eis der Arktis, ungesehen von menschlichen Wesen, außer vielleicht einem einsamen Seehundjäger, der frierend bei seinem kleinen Feuer saß, zeichneten zwei Flammenzungen den Kurs der Abfangjäger. Überall entlang der Polargrenze Nordamerikas erfolgten ähnliche Manöver oder standen unmittelbar bevor.

»Mr. President, ich habe für Sie eine Erklärung vorbereitet, die vom Studio im Tiefbunker aus über das gesamte Rundfunk- und TV-Netz verbreitet wird.« Admiral Ainsworth reichte Fowler Beal ein einzelnes Blatt.

Schweigend las dieser den Text. Er war kurz und enthielt nur das Wesentliche:

»Amerikanische Mitbürger! Mit tiefstem Bedauern muß ich Ihnen mitteilen, dass gestern, ohne jegliche Warnung oder Kriegserklärung, ein vorsätzlicher Schlag gegen die Sicherheit der USA erfolgte. An jenem Tag wurden sowohl unser Präsident als auch der Vizepräsident Opfer einer Verschwörung, die so ungeheuerlich ist, dass man sich ihrer erinnern wird, solange die Vereinigten Staaten bestehen.

Es ist für mich doppelt schwer, Ihnen sagen zu müssen, dass es sich bei den Urhebern des Komplotts um jene Männer handelt, mit denen wir seit der Festlegung der Nixon-Doktrin in ehrlichster Absicht eine Zusammenarbeit anstrebten: Ich meine die Kreml-Diktatoren.

Gemäß der Vollmacht, die mir die Verfassung verleiht, übernehme ich nun die Aufgaben und Pflichten des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Ich habe die Streitkräfte angewiesen, diesem Angriff so zu begegnen,

dass den Aggressoren unmissverständlich klar wird: die USA können nicht erschreckt, eingeschüchtert oder innerlich zerrüttet werden.

Ich fordere alle Amerikaner auf, Ruhe und Besonnenheit zu bewahren und alle Kraft für einen raschen Sieg und die Segnungen des Friedens einzusetzen. Auf unsere tapferen Streitkräfte gestützt und mit der Hilfe des Allmächtigen werden wir den Feind überwinden.«

Erschüttert blickte Beal den Admiral an. »Wann wird die Bevölkerung diese Erklärung hören, Stuart?« fragte er zögernd.

Ainsworth' Gesicht spiegelte seine ganze Anspannung und Entschlossenheit. »Wir werden sie auf Band aufnehmen und sie senden, wenn wir aus Sinai die Meldung erhalten, dass die Marines das Katharinenkloster erstürmt haben.«

»Verbindung mit der Zentrale in Baikonur, Genosse Marschall.«

Der Verteidigungsminister hob den Telefonhörer ab. »Hier Morosow.«

»Die Amerikaner haben Kosmos 549, 302 und 160 zerstört, Genosse Marschall.« Die ferne Stimme klang dünn und verzerrt durch die Verschlüsselungsanlage. »Wir empfangen keine Daten aus Nordamerika.«

»Verstanden.« Morosow griff zu einem zweiten Telefon. »Verbinden Sie mich mit Sewernaja Semlja.«

Einen Moment hörte er in der Leitung nur elektronische Signale, während der Nachrichtencomputer den Anruf des Ministers an die Bodenkontrollstation für Weltraumwaffen auf der Arktisinsel verschlüsselte. Als sich der Kontrolloffizier meldete, sagte Morosow langsam und deutlich: »Kassandra, deine Augen sind die eines Tigers, nicht ein Wort steht in ihnen geschrieben ...«

Eine kurze Pause, der Offizier sah den Tageskode nach und antwortete dann: »Auch dich hab' ich ins Nirgendwo verschleppt, in ein Haus des Unheils, und die Reise ist endlos.«

Der Marschall legte auf und blieb regungslos sitzen. Der Angriffsko-

de für diese vierundzwanzig Stunden war ein Zitat aus einem Gedicht Ezra Pounds, dessen Werke in der Sowjetunion natürlich nicht veröffentlicht wurden. Wie so viele Sowjetbürger liebte auch Morosow Lyrik, und er hatte sich oft gewünscht – wenn auch vergeblich –, ungehindert die Gedichte des angeblich verrückten Amerikaners zu lesen. Doch nun würde er nie mehr Gelegenheit dazu haben. In fünfzehn Minuten würden sechs Atomraketen in den Polarhimmel aufsteigen und sich weitere neunzig Minuten später den USA von der offenen südlichen Flanke her nähern, um von einem sowjetischen Trawler in den zentralamerikanischen Gewässern auf sechs Großstädte gelenkt zu werden. Marschall Morosow überlegte, wie viele Exemplare der ›Pisan Cantos‹ Ezra Pounds bei diesem gigantischen Feuerschlag wohl verbrennen würden ...

Laut knatternd näherten sich die Transporthubschrauber mit den Marines an Bord von Norden her. Sie hielten im Tiefflug auf das Tal vor dem Kloster zu, in Richtung auf das Wadi el Deir, wo das Terrain für die Bereitstellung der Einheiten am günstigsten war. Die Soldaten landeten gefechtsmäßig, sie sprangen zur Erde, während die Maschinen noch knapp über dem Boden schwebten, und verteilten sich rasch hinter alle erreichbaren Deckungen. Dann bildeten sie eine Schwarmlinie und gingen durch das Wadi vor, in der deutlich erkennbaren Absicht, sogleich das Nordtor des Klosters zu erstürmen.

Captain O'Neill, der Befehlshabende von General Tates Special-Forces-Detachment, trat ihnen entgegen und rief: »Halt!« Aber der Bataillonskommandeur der Marines, der schon darauf vorbereitet war, was von den Offizieren des amerikanischen Kontingents zu gewärtigen sein würde, überhörte völlig den Ruf und wiederholte sogar den Angriffsbefehl. Wenige Minuten später hatte ein Stoßtrupp der Marines das Nordtor erreicht und deckte sich dort gegen mögliches Abwehrfeuer der Verteidiger. Doch der Widerstand erschöpfte sich zunächst darin, dass vier Männer mit Keffijehs über die Mauer liefen und die Soldaten beim Tor unter Beschuss zu nehmen versuchten.

Neben dem blauen Air-Force-Hubschrauber stand General Ulanin mit erhobenem Fernglas und beobachtete den einzelnen Guerilla, der bei der Geisel auf der Ostmauer zurückgeblieben war. Bis jetzt hatte der Araber, aus der Entfernung schlank wie ein Knabe und mit schmalen, von dem Keffijeh beschatteten Gesicht, noch nichts unternommen. Aber während Ulanin die beiden Gestalten nicht aus den Augen ließ, begann der junge Araber mit der Mündung seines Karabiners Paul Bronstein näher an den Rand der Mauer zu drängen. Der General senkte das Glas und sah, dass die Marines sich beim Tor festsetzten und dass eine Gruppe über das offene Gelände zu der Stelle lief, wo seine eigenen Leute am Scharfschützengewehr postiert waren.

Einen Moment erwog er die Möglichkeit, die herankommenden Marines einfach niedermähen zu lassen. Genau das würde Nowotny in einer ähnlichen Situation tun, dachte er. Es wäre die nächstliegende Reaktion angesichts einer bedrohlichen Zuspitzung und der Gefahr, dass der Gegner eine Geheimwaffe erbeuten könnte. Der alte General blickte nochmals zu den zwei Gestalten auf der Mauer, und dann tat er, was er William Tate versprochen hatte. Er erteilte seinen Scharfschützen den Feuerbefehl.

Das neue Gewehr gab einen seltsam flachen, trockenen Knall. Der Mündungsfeuerdämpfer am Ende des langen Laufs verringerte das Geräusch des Schusses. Aber das Projektil mit der doppelten Flugeschwindigkeit einer amerikanischen M-16 legte die Distanz von ein-einhalb Kilometern bis zur Mauer in Millisekunden zurück. Als die Spitze des langen Geschosses in Leila Jamils Stirn eindrang, explodierte ein kleiner Sprengsatz. Die Explosion, die darauf folgte, hätte einen mittleren Panzer außer Gefecht gesetzt, denn gegen solche Ziele war die Waffe bestimmt. Leilas Kopf, Hals und Oberkörper bis zum Brustbein zerstäubten in rotem Nebel. Mikroskopisch kleine, nadelspitze Knochensplitter sprühten dem Gefangenen ins Gesicht. Der verstümmelte Rumpf kollerte ihm vor die Füße, die aufgerissene Brusthöhle zischte und dampfte von der Hitzeentwicklung durch die Explosivwirkung und Rasananz des Geschosses.

Paul Bronstein begann zu schreien.

25

Tate und Robinson hörten den Ruf des Arabers von oben fast gleichzeitig mit dem Knattern der Marinehubschrauber. In langen Sätzen überquerten die beiden Männer das letzte Stück des freien Geländes und sprangen den felsigen Hang zur Mauer der halb in der Erde versunkenen Kirche hinunter. Kaum eine Minute später setzte draußen das Feuer der Marines ein, und laute Kommandorufe ertönten. Tate hob den Kopf und streckte sich, um über die Brüstung beim Nordtor zu sehen, aber eine Ecke des Andachtsgebäudes blockierte seine Sicht.

»Jetzt wird's ernst, Sergeant. Diese Schießerei kann Bailey erledigen«, sagte er. Sein Herz arbeitete in harten Stößen, und plötzlich fühlte er sich viel zu alt für solche Sondereinsätze. Robinsons Atem hingegen ging nicht einmal rascher.

Draußen wurde noch immer geschossen, Tate vermutete, dass der Guerilla, der sie gesehen hatte, sie für zufällig in dem besetzten Bau verbliebene Mönche hielt, aber nun durch den Angriff abgelenkt wurde und auf seinen Posten mußte.

Der General blickte nochmals auf den Lageplan: Sie konnten die Kirche nur von der Nordseite betreten, mußten also ohne Deckung noch eine Gebäudeecke hinter sich bringen. Es gab wohl Tore in der Ostmauer, aber nicht an der Westseite, bei der sie sich nun befanden.

»Decken Sie mich«, sagte Tate und lief geduckt um die Ecke. Vor ihm lag eine Art Gang, gebildet durch die Nordfassade der Kirche und eine parallel dazu verlaufende Gartenmauer. »Alles frei!« stieß er hervor und winkte Robinson, ihm zu folgen. Dann hetzte er den abschüssigen Weg zum Nordportal hinunter. Im Laufen hörte er plötzlich, wie jemand auf der Mauer zu schreien begann. Es klang kaum mehr

menschlich, ein irres, unaufhörliches Angstgeheul, das ihm Schauer über den Rücken jagte.

Als er mit einem Sprung endlich den dunklen Innenraum der Kirche erreichte, war er durch den jähen Lichtwechsel wie geblendet. Nur undeutlich nahm er eine Bewegung an der Kapellenwand wahr und warf sich mit einem Warnruf zu Robinson gegen die Quadern, denn im selben Moment peitschte ein Feuerstoß durch das Kirchenschiff und hallte von den Gewölben wider. Winzige Steinsplitter sprühten Tate ins Gesicht, und er hörte das Jaulen der Querschläger, als Projektile knapp neben seinem Kopf von den Bodenplatten abprallten. Er rollte sich hinter ein wuchtiges Portal, Robinson dicht neben ihn geduckt. »Verwundet?« fragte der Sergeant atemlos.

»Nein.«

Er hörte das Trampeln schwerer Schuhe und ein Gemurmeln in einer Sprache, die er nicht verstand. Instinktiv griff er nach seiner Pistole und merkte, dass er sie verloren hatte.

»Nehmen Sie meine, Sir«, flüsterte Robinson. »Ich habe *das* hier.« In seiner Hand funkelte das Wurfmesser. »Glauben Sie, dass unsere Leute aus der Kirche weggeschafft wurden?«

Tate schüttelte den Kopf. »Die sind da drin.«

Seltsamerweise brannten vor dem Altar Kerzen. Ein schwerer, süßlicher Wachsgeruch erfüllte die dumpfe Luft.

Tate bedeutete Robinson, in Deckung zu bleiben, während er selbst sich um den Bau herum zur Südfront vorarbeiten wollte. Langsam schob er sich hinaus, dann rannte er, so rasch er konnte, von einem Tor zum anderen, bis sich vor ihm der Gang öffnete, der zu *den* Räumen hinter dem Altar führte. Er sah, dass sich etwas regte, lief aber weiter. Das Knattern des Karabiners war ohrenbetäubend nahe. Eine Geschoßgarbe riß Löcher in die Holzvertäfelung, an der Tate entlanghetzte. Und da hörte er schon Colonel Seidels Stimme: »Hier! Neben dem Altar!«, und gleich darauf das Geräusch eines schweren Schlages. Dann sah er den Richter, der auf dem Boden lag, daneben stehend Bailey, und vor ihnen einen stämmigen Mann im Tarnanzug, eine Kalaschnikow in den Händen. Tate konnte nicht schießen, ohne Bailey zu

gefährden, aber er näherte sich der Gruppe. Wie in Zeitlupe hob der Mann in der grünbraun gefleckten Uniform die Waffe. In dieser Sekunde war es Bill Tate, als hätte er das alles schon einmal erlebt: eine Gestalt im Tarnanzug mit einer nur zu bekannten russischen Waffe im Anschlag, bereit, so lange zu schießen, bis nur blutige Fetzen von ihm übrig blieben. Der Schauplatz war ein anderer, denn jenes erste Mal geschah es nachts in einem von Vietkongs überrollten A-Camp im vietnamesischen Bergland, doch es war haargenau die gleiche Situation, auch die Kugel, die Tate in die Seite traf, ihn herumwirbelte und in seiner Brust jäh aufloderndes Feuer entfachte.

Auf dem Rücken liegend, sah er, wie die Waffe wieder gehoben wurde, diesmal zielte sie auf Talcott Bailey, der wie gebannt in die Mündung blickte, in seinen gespannten, bleichen Zügen stand die Erkenntnis, dass dieser Augenblick sein letzter werden würde.

Doch leise ächzend senkte Leč die Waffe, langsam, wie in namenloser Verblüffung. Er sagte ein einziges, rätselhaftes Wort: »Bakunin ...« Dann klirrte der Karabiner zu Boden, und plötzlich wie von einem wuchtigen Stoß hingeschleudert, kippte der Albaner steif nach vorne und fiel aufs Gesicht. Aus seinem Rücken ragte der Griff von Robinsons Wurfmesser, rundherum rötete sich der Stoff seiner Bluse zu einem immer größeren feuchten Fleck.

Tate taumelte hoch, er betastete die Seite, wo das Projektil Kutte, Uniform, Haut und Muskulatur durchschlagen hatte. Vermutlich waren Rippen gebrochen, denn jeder Atemzug bewirkte stechende Schmerzen.

Bailey kniete nun neben Colonel Seidel und bemühte sich, ihm aufzuhelfen.

»Ist es schlimm?« fragte der General mühsam.

Der Richter, dessen Gesicht von dem Hieb so geschwollen war, dass er kaum aus den Augen sehen konnte, antwortete lallend: »Es geht schon. Zum Teufel, es geht schon. Holen wir den Präsidenten heraus!«

Robinson, der sich zu Leč niederbeugte, um sein Messer zu holen, sagte finster: »Sind Sie schwer verwundet, Sir?«

»Ich werde davonkommen.«

»Dieser Sauhund lebt noch!« rief der Sergeant.

Tate rollte den Albaner auf den Rücken und blickte in das breite Gesicht. Die Augen waren offen, sie starrten glasig ins Leere, aber deutlich sagte er: »Ich werde unmöglich sein – solange jene ...« Die Stimme erstarb, erstickt von dem Blutschwall, der ihm in die Kehle stieg. Der Blick brach.

Robinson brummte: »Was war das?«

»Ein Ausspruch Michail Bakunins«, erklärte Bailey. »Er lautet: ›Ich werde unmöglich sein, solange jene, die möglich sind, möglich bleiben.«

Schwankend stand Tate da, er hatte den Karabiner ergriffen. »Sergeant, bringen Sie Mr. Bailey und den Colonel zum Nordtor. *Sofort*, Sergeant ...« Er warf die Mönchskutte ab und preßte den Arm gegen die Seite, um die Blutung zu stillen.

»Und was ist mit Ihnen, Sir?« fragte Robinson.

»Zum Teufel, es gibt hier noch andere Geiseln. Kein Palaver jetzt. Los, Soldat, Bewegung!«

»Ich glaube, Bronstein und Miß Zadok sind irgendwo innerhalb des Ostflügels«, warf Seidel ein. »Was geht draußen vor?« Der Gefechtslärm hatte sich verstärkt, da die Abu Mussa die stürmenden Marines aufzuhalten versuchten.

»Nichts wie weg!« keuchte Tate. Unsicher ging er voraus, durch das zweiflügelige Tor der Kirche ins Freie.

Als sie in das helle Sonnenlicht des Ganges zwischen Kirche und Umfassungsmauer kamen, befahl er Deckung. Am Ostende der engen Passage stand eine Tür offen. Dahinter führte eine kurze Steintreppe zu einer Pforte in der Umfassungsmauer. Von dort tauchten plötzlich bewaffnete Guerillas auf. Tate, der mit der Kalaschnikow aus der Hüfte schoß, bestrich die ganze Fläche und zwang die Araber, sich zurückzuziehen. Vom oberen Rand der Mauer wurde sein Feuer erwidert, die Projektile warfen winzige Krater im Erdreich auf. Der General jagte eine kurze Garbe in die Höhe, und ein Mann stürzte in den Hof herunter.

Von drüben hörten sie hastiges Rennen und laute Befehle auf ara-

bisch. Die Guerillas versuchten das andere Ende des Ganges zu erreichen, sie wollten sie offenbar wieder in die Kirche treiben. Wenn ihnen das gelang, dann war die kleine Gruppe – mit nur einer einzigen automatischen Waffe – in einer ausweglosen Lage.

Doch da hörte Tate das vertraute rasche Knattern der M-16-Gewehre. Nach einem kurzen, heftigen Schusswechsel mit den Guerillas erschienen Soldaten mit blauen Baretts in dem Gang, sie rannten aus der Richtung des Beinhauses heran. Captain O'Neill blieb jäh stehen, warf Talcott Bailey einen entgeisterten Blick zu, als sehe er ein Gespenst, dann salutierte er vor seinem Kommandeur. »Sir, die Marines haben das Nordtor erstürmt. Wir konnten sie nicht davon abhalten. Nun arbeiten sie sich innerhalb der Umfassungsmauer vor. Ich habe dem Bataillonshauptling gesagt, dass er das Leben der Geiseln riskiert, aber er meinte, das sei jetzt gleich, denn wir haben Alarmstufe Rot.« Er holte tief Luft und betrachtete staunend wieder Bailey. »Die Marines haben wichtige Neuigkeiten mitgebracht. Sondermeldung aus Washington: Der Speaker des Repräsentantenhauses erklärte, der Vizepräsident sei von diesen arabischen Banditen umgelegt worden. Sollten wir nicht schleunigst melden, dass er lebt?«

Bailey straffte sich. »Wenn Mr. Beal solch eine Mitteilung machte und zur Bestätigung Alarmstufe Rot anordnete, werden die USA in einer halben Stunde im Kriegszustand sein. Captain, wann wurde diese Erklärung verlesen?«

»Vor zehn oder fünfzehn Minuten, Sir. Genau kann ich es nicht sagen, ich bin gerade durch einige Höhlen voller alter Knochen gestiegen.«

Der Vizepräsident wandte sich an Tate. »General, wie lange dauert der Flug nach Es Schu'uts?«

»Eine halbe Stunde.« Die Worte fielen wie Steine.

»Könnten wir einen Shrike für Mr. Bailey anfordern?« fragte Richter Seidel.

»Nicht rasch genug«, erwiderte Tate. Zu O'Neill sagte er: »Schicken Sie einen Mann zu den Hubschraubern. Alles bereitmachen für einen Flug des Präsidenten ...« Dieser Titel schmeckte bitter auf der Zunge. Tate befand sich in quälendem Zwiespalt, er wollte unbedingt so

schnell als möglich Deborah suchen, andererseits trieb ihn die Gewissheit, dass schon eine Verzögerung von wenigen Minuten katastrophale Folgen haben könnte, zu sofortiger Entscheidung. Er blickte Bailey fest in die Augen. »Sir, ich muß Ihnen sagen, dass ich von Admiral Ainsworth persönlich meines Kommandos enthoben wurde. Diese Verfügung habe ich ignoriert. Ich glaube, er wird Alarmstufe Rot nur auf Ihre direkte Weisung aufheben. Das muß via TV erfolgen, denn, wie ich Ainsworth einschätze, gehorcht er nur, wenn er den Befehl von Angesicht zu Angesicht empfängt.«

Innerhalb der Mauer ging das Gefecht weiter. Tate stand wie auf glühenden Kohlen, als Bailey erst lange überlegte.

An der Pforte regte sich etwas, instinktiv hoben Tate und der Captain ihre Waffen. Aber es war ein Major der Marines, der mit zwei Soldaten gelaufen kam. Der Offizier pflanzte sich vor ihm auf und sagte atemlos, doch sehr hochtrabend: »General William Tate? Gemäß dem direkten Befehl des Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs stehen Sie unter Arrest, Sir.«

Sergeant Robinson grunzte zornig, und Colonel Seidel sagte scharf: »Major, jetzt ist nicht die Zeit, sich wie ein Idiot zu benehmen!«

Gereizt fuhr der Offizier herum, dann erkannte er Talcott Bailey. Mit offenem Mund starrte er ihn an und stotterte verblüfft: »Mr. Vice President – Sir – wir haben soeben erfahren ...«

»Mr. President« passt besser, Major«, fiel ihm Tate energisch ins Wort. »Bringen Sie jetzt den Präsidenten und dessen Begleitung zu den Hubschraubern, und zwar schleunigst!« Und zu Seidel gewandt: »An dem Ort, wo der Überfall stattgefunden hat, wird noch die TV-Übertragungseinheit postiert sein. Das ist um zwanzig Flugminuten näher als Es Schu'uts. Vielleicht ist es noch nicht zu spät ...«

Ein letzter Feuerstoß peitschte durch den Klosterbau, gleich darauf erschien ein Marinesoldat im Tor und rief: »Ich glaube, wir haben alle erwischt, Major!«

Sichtlich konsterniert sagte der Offizier: »General Tate, ich kann von Ihnen keine Befehle entgegennehmen. Ich bedaure, aber Sie stehen unter Arrest ...«

Ärgerlich herrschte ihn Seidel an: »Major, haben Sie den Verstand verloren?«

»Der General führt hier das Kommando, Major«, entschied Bailey ruhig. Er sprach zu dem Offizier, sah aber dabei Tate an. »Und er wird mich dorthin begleiten, wo ich mich ohne weiteren Aufschub mit Admiral Ainsworth in Verbindung setzen kann.«

Das war eine Erklärung, ein Zugeständnis – und ein Befehl. Tate hatte das Gefühl, als werde er mitten entzweigerissen. Hier irgendwo in der Nähe war Deborah – er spürte eine aufsteigende Übelkeit, ihn schwindelte, und der Schmerz pochte in seiner Wunde. Robinson schien seine Gedanken zu erraten. »Ich kümmere mich hier um alles, Sir«, sagte er halblaut.

Der Kodex, dachte Tate bitter. Dieser schreckliche, gebieterische Kodex, der das Leben des Berufssoldaten bestimmte: Pflicht, Ehre, Vaterland. Und wie immer stand die Pflicht an erster Stelle. »Gehen wir, Mr. President.«

Im Kommandobunker einer Raketenabschussbasis tief unter den Feldern von Edmunds County, South Dakota, hatte Captain Harry Middleton die Zahlenkombination des Schlosses eingestellt und öffnete den Safe, der in die dicke Stahlwand des Raumes eingelassen war.

»Ich entnehme meinen Schlüssel«, sagte er mit spröder Stimme, aber betont formell.

Drei Meter weiter, bei seinem eigenen Safe, zögerte First Lieutenant Julius P. Epstein einen Moment und stieß beschwörend hervor: »Ich kann es nicht glauben, Harry, ich kann es einfach nicht glauben!«

»Lieutenant Epstein!«

Der junge Offizier wischte die schweißfeuchte Hand an seinem hellen Overall ab und griff in das Fach. »Ich entnehme meinen Schlüssel«, sagte er.

In strammer militärischer Haltung, die den oft geübten, doch bisher nie zu Ende geführten Vorgang noch unheimlicher erscheinen

ließ, machten die beiden Offiziere kehrt und gingen zu ihren Sitzen an den Abschusspulten, die fünf Meter voneinander entfernt waren, so dass eine einzige Person niemals beide Schlüssel gleichzeitig betätigen konnte.

Von diesen Pulten liefen unterirdische Verbindungen zu den fünf Minuteman-Silos der Einheit. In anderen, unter den hügeligen fruchtbaren Landschaften Missouris und Dakotas verteilten Kommandobunkern vollzogen andere Air-Force-Offiziere ebenso diszipliniert und nach streng geregelten Phasen das gleiche Ritual des Atomkriegs.

»Schlüssel eingeführt«, sagte Captain Middleton fast feierlich.

»Schlüssel eingeführt«, bestätigte Epstein.

In rascher Folge blinkten rote Signale auf den Kontrollpulten.

»Countdown – los.«

Lieutenant Epstein hörte sich selbst die vorschriftsgemäße Antwort geben, aber eine Stimme in seinem Inneren sagte ihm immer wieder: Das ist ja alles Einbildung, es kann nicht wahr sein ...

Der Sonartechniker 1. Klasse Wladimir Suslow hörte die Stimme des Mannes am Tiefenmesser, der dem Kommandeur meldete: »Neunzig Meter, Genosse Kapitän.« Nur nebenbei registrierte er die Meldung; in irgendeinem Winkel seines Gehirns schlummerte das Wissen, dass die Raketenabschußtiefe für ein Atom-U-Boot der ›Admiral-Roschdestwensky-Klasse neunzig Meter betrug. Er wurde sich nicht einmal bewußt, dass die Rudergänger das Boot in die richtige Position für den Einsatz seiner Kernwaffen brachten.

Aber etwas drang in sein Bewußtsein, ein seltsam klatschendes Geräusch aus seinem Kopfhörer – ein Geräusch, das durch eine ASROC-Rakete beim Eintauchen ins Wasser verursacht wurde, abgefeuert von einem U-Boot-Jäger der US Navy, etwa zehn Seemeilen entfernt. Dann sah er, wie die Linien auf seinem Oszilloskop plötzlich in steilen Zacken auf- und abzuckten, und als er das schrille Pfeifen der Antriebsdüsen hörte, die das Geschoß mit mehr als siebzig Knoten Geschwin-

digkeit dem Ziel näher brachten, wandelte sich sein Aufhorchen zu eisigem Schreck. Er fuhr herum und rief den Offizieren im Kommando-stand eine Warnung zu. Doch die hörte niemand mehr, da im selben Moment die ASROC-Rakete das von der US Navy als Bandit I überwachte sowjetische Atom-U-Boot ›Semenow‹ traf und vernichtete.

Unterwasserhorchstationen des ASW-Systems für die Ostküste registrierten die Explosion. Ein Beobachter an Land sah den Atomschein. Die dritte kriegsmäßig eingesetzte Kernwaffe der Weltgeschichte war in neunzig Meter Tiefe in den Wassern des Atlantik detoniert.

In 15.000 Meter Höhe über dem Beringmeer hörte Captain Willis Dahl seinen Funkleitoffizier in der Bodenstation nervös sagen: »Rushmore One, dieser Bär, den Sie beobachten, ist mir nicht geheuer. Auf dem Radarschirm sieht er jedenfalls verdächtig nach Raketenträger aus.«

»Hier Rushmore One, verstanden«, antwortete Dahl lakonisch.

Gleich darauf meldete sich der Controller wieder. »Rushmore One, weichen Sie aus, der Kerl hat Luft-Luft-Raketen auf Sie abgefeuert!«

Dahl, zweiundzwanzig Jahre alt, bestens ausgebildet und in hervorragender Kondition, flog sofort einen S-Turn und ging in Sturzflug, dicht gefolgt von der zweiten Maschine der Patrouille.

Dieses Manöver rettete die beiden Abfangjäger nicht vor der 50-Kilotonnen-Explosion der ATA-Rakete in einer Entfernung von einem Kilometer seitlich und zwölfhundert Meter vor ihnen.

Die Trümmer der Maschinen stürzten, über zwanzig Quadratkilometer verstreut, auf das arktische Packeis ab. Sobald in dieser Polarzone der Sommer kam, würde das Eis schmelzen, und wieder würden Captain Dahl und sein Kamerad einen tiefen Sturz tun, diesmal bis auf den dunklen Grund des Aleutenbeckens, zweihundert Faden unter den Wasserspiegel des öden kalten Meeres.

Die vierte, im Ernstfall eingesetzte Kernwaffe tötete nur zwei Menschen: eine sparsame Rechnung des Todes, die sich wohl kaum je wiederholen würde.

Die Zeiger der Uhr schienen dahinzurasen; Bill Tate starrte gebannt darauf, während der Sanitäter seine Wunde versorgte. Selbst im Liegen spürte er das Schütteln der Hubschrauberrotoren kaum.

Fünf kostbare Minuten waren damit verschwendet worden, General Ulanin und dessen Begleitung aus den Händen der feindseligen Marines zu befreien, welche die Sowjets sofort unter Bewachung gestellt hatten. Drei weitere Minuten waren über Ulanins erfolglosen Versuchen vergangen, seine Scharfschützenwaffe von den finster blickenden Marineinfanteristen zurückzufordern. Schließlich hatte er es aufgegeben und lief, so rasch er konnte, Seidel und Bailey zu der startbereiten Maschine nach.

Vom Sanitäter hatte Tate über den Mord an Trask erfahren. Trübe Gedanken stiegen auf. Arme Liz! Noch ein Opfer dieses irrwitzigen Kampfs ohne Helden.

Er blickte auf die Landschaft tief unten; öde Weiten von Sand, Dornbüschen und Felsen. Dieser Boden hatte wieder das Blut von Menschen getrunken, aber das war für dieses seit mehr als fünftausend Jahren umkämpfte Land gleichgültig. 34 Grad Ost war keine Linie, keine reale Grenze – nur ein abstrakter Begriff. Ein Symbol für jene Ordnung und Zusammenarbeit, wie sie die Menschen in dieser achten Dekade des zwanzigsten Jahrhunderts eben zustande brachten. In knappen vierundzwanzig Stunden war das komplizierte Gebäude, das Amerikaner, Russen, Araber, Israelis – natürlich unter dem vielzüngigen Hinundhergerede aus aller Welt – auf dem Fundament dieser Idee errichtet hatten, ins Wanken geraten und drohte einzustürzen. Schon die Vergeblichkeit dieses ungeheuren Einsatzes war schlimm genug. Aber noch schrecklicher war die Schockwelle, die sich von dem beginnenden Niederbruch in die ganze Welt fortpflanzte.

Immer wieder dachte er an Deborah Zadok; er wehrte sich gegen düstere, quälende Vorahnungen und nahm seine Zuflucht zu Bildern einer gemeinsamen Zukunft. Ich werde den Dienst quittieren. Wenn wir diese Krise überstehen, werde ich die Uniform ausziehen und mein ganzes weiteres Leben nur für Deborah da sein, ich werde ihr alles sagen, was ich ihr an unserem letzten Abend hätte sagen sollen, als sie

noch in Sicherheit und mir ganz nah war. Alle anderen Frauen, die ihm je begegnet waren, erschienen unbedeutend, und nun wurde ihm klar, dass er vorher noch nie wirklich geliebt hatte, ja er hatte nicht einmal gewußt, dass es Liebe war, was ihn zu Deborah hinzog. Das wird jetzt anders werden. Es muß anders werden, es muß ...

»Sir?« Der Kopilot hatte sich zu ihm umgewandt.

»Ja, was ist los?«

»Da! Wir überholen die Russen.«

Unten, auf der Straße zu der Zentralen Zone, rasten die sowjetischen Fahrzeuge zu dem Ort des Überfalls von gestern abend. General Ulanin hatte sie sofort hinbeordert, damit Rostow und Bailey zur gleichen Zeit mit Moskau und Washington sprechen konnten.

Wie weit hatten sich die Dinge entwickelt? War schon vor mehr als dreißig Minuten Alarmstufe Rot gegeben und die Frist verstrichen, konnten die Raketen bereits aus den Silos ausgefahren sein, die Atom-bomber auf den Startpisten und die U-Boote auf Abschusstiefe. Die ganze Welt steht vielleicht vor dem Untergang, und wir wissen es noch nicht.

Er sah, dass der Hubschrauber mit Bailey, Seidel und Ulanin zur Landung ansetzte. Nervös schob er den Sanitärer zur Seite und setzte sich auf, ohne der tobenden Schmerzen in der Brust zu achten, als er Ausschau hielt, ob die TV-Ausrüstung für die Direktübertragung via Satellit noch auf dem Platz stand oder nicht. Tate sah amerikanische Fahrzeuge, darunter den Übertragungswagen, aber er bemerkte auch die Leute, die sich an der Parabolantenne zu schaffen machten, »'runter mit der Kiste«, sagte er zum Piloten. »Nur 'runter! Und her mit dem Mikrofon.«

Der Kopilot reichte das Mikrofon nach hinten, Tate gab eine Reihe von Befehlen durch.

Im Hubschrauber hörte man die Stimme des Offiziers der Gruppe. »Wiederholen Sie! ich verstehe überhaupt nichts. Wiederholen Sie!«

»Hier General Tate.« Er sprach ruhig, aber eindringlich. »Abbau der Antenne stoppen und sofort Verbindung mit dem War Room des Pentagons herstellen.«

»Sir, wir haben soeben ...«

»Los, Soldat, Bewegung! Ich möchte die Verbindung mit Washington, wenn meine Maschine aufsetzt. Und lassen Sie die Russen, die gleich eintreffen werden, sofort am U-Wagen anhängen!«

»Jawohl, Sir. Sofort!«

Der Uhrzeiger schien noch immer zu rasen und unersetzliche Sekunden hinwegzufegen.

Nun war der erste Hubschrauber in einer großen Staubwolke gelandet. Die Maschine, in der Tate saß, senkte sich ebenfalls, blieb eine kurze Ewigkeit in der Luft stehen und setzte dann neben der schmalen Schotterstraße auf.

Die Wracks der Überfallenen Kolonne waren verschwunden, man hatte sie in den amerikanischen Sektor abgeschleppt. Von den Geräten und Fahrzeugen der TV-Gruppe abgesehen, wirkte das Gelände wie jeder andere Punkt des Wüstengebietes. Nichts erinnerte an das Blutbad und an die Tatsache, dass hier, an diesem Ort, die Zündschnur eines Weltbrandes entfacht worden war.

Mühsam stieg Tate aus und ging zu Bailey, Seidel und Ulanin, die beim U-Wagen standen. Ein Technikerteam hatte den Antennenspiegel wieder abgeladen und montierte ihn neuerlich auf dem Dreibein.

Tate sprach den perplexen Funkoffizier an, einen Captain, der Talcott Bailey wie ein dem Grab entstiegnes Phantom anstarrte. Offenbar kannte bereits das gesamte amerikanische Kontingent Fowler Beals Rede. Da diese praktisch einer Kriegserklärung an die Sowjetunion gleichkam, war eine gewisse Unruhe über das Auftauchen General Ulanins zu erwarten, und Tates Ankündigung der sowjetischen Kolonne hätte bei weniger disziplinierten Einheiten leicht Verwirrung auslösen können.

»Was haben wir als Relais?« fragte er ungeduldig.

Mit einem vielsagenden Seitenblick auf Ulanin antwortete der Captain zögernd: »Für die nächsten sechzehn Minuten ist Midas 34 in Sicht, Sir. Wir könnten aber auch warten, bis Samos 60 in einer halben Stunde über dem Horizont erscheint. Das ist ein neueres Satellitenmodell, und wir hätten eine bessere Qualität der Bildübertragung ...«

»Schließen wir *gleich* an, Captain. Wir haben keine einzige Minute zu verlieren.«

Der Offizier trat näher heran und flüsterte Tate zu: »Sir – ich meine, wir sind praktisch in Kriegszustand mit *denen* ...«

»Das werden wir wirklich sein, wenn Ihre Leute sich nicht von den fetten Hintern erheben und die Antenne aufstellen!«

Colonel Seidel, der wegen seiner stark angeschwollenen Lippen nur undeutlich sprechen konnte, sagte: »Soeben trifft Rostow ein, Mr. President.«

Die Worte »Mr. President« schienen den Funkoffizier zu elektrisieren. Er eilte zu seinem Team und legte beim Einrichten der Antenne selbst Hand an.

Tate wandte sich zu Ulanin. »Juri, Ihre Funkgruppe soll neben unserer parken und sich in die Leitung einschalten. Habt ihr einen Satelliten in der richtigen Position für eine Direktübertragung nach Moskau?«

»Ich glaube, ja.« Ein grimmiges Lächeln glitt über das Gesicht des Russen. »Und wenn nicht – ein neues Borodino?«

»Noch viel schlimmer, Juri.«

Anatolij Rostows Wagen hielt auf der Straße, der Stellvertretende Ministerpräsident stieg aus, ging rasch auf Talcott Bailey zu und begann ohne Umschweife: »Mr. Bailey, wir halten den Offizier, der es verabsäumte, Sie vor der drohenden Gefahr zu warnen, in der Zentralen Zone in Gewahrsam. Ebenso sein Personal. Ich möchte, dass Sie mit ihnen sprechen, damit Ihnen diese Idioten selbst sagen, wie es zu dieser schrecklichen Sache kommen konnte. Und wenn Sie, Mr. Bailey, es wünschen, wird es mir ein Vergnügen sein, die Schuldigen erschießen zu lassen.«

»Ich hoffe, dass niemand mehr sein Leben einbüßen wird«, entgegnete Talcott Bailey. »Deshalb sind wir und Sie hier, in der gemeinsamen Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens.«

Bill Tate trat zur Seite. Im Licht der vergangenen und der möglichen künftigen Ereignisse klangen Baileys Worte hochtrabend. Aber das war eben seine Art. Daran würde auch seine Nachfolge in das Amt des

Präsidenten der USA nichts ändern. Nein, auch auf den Ruinen seiner Nation würde er nicht anders sprechen.

Der General hörte Rostow in etwas mühsamem Englisch sagen: »Mr. Bailey, ich muß Sie warnen, dass es bereits zu spät sein könnte. Auch wir in der Sowjetunion haben ›Falken‹.«

Tate warf Ulanin einen beziehungsvollen Blick zu, und der alte General zuckte leicht die Achseln, als wolle er sagen: »Politiker!«

Der Funkoffizier kam gelaufen und meldete: »Sir, wir haben Verbindung. Ob *die* dort« – verächtlich musterte er die sowjetischen Techniker, die erst ihre Antenne einrichteten – »auch schon fertig sind, weiß ich nicht.«

»Arbeiten Sie mit Weitwinkelobjektiv«, befahl Tate. »Man muß sehen, dass der Präsident sich völlig frei bewegen kann. Und lassen Sie den Monitor für den Empfang im Wagen, damit nur der Präsident allein seine Gesprächspartner sieht.« Niemand konnte wissen, wie Admiral Ainsworth auf die Botschaft reagieren würde, und Tate wollte vermeiden, dass die Russen Zeugen dieser Unterredung wurden, nicht einmal Juri Ulanin. Bei all seinem geradezu manischen Hass auf Kommunisten und Pazifisten war Stuart Ainsworth immerhin ein Vier-Stern-Offizier der US Navy und überdies der höchste militärische Befehlshaber der amerikanischen Streitkräfte. Und wenn dies nun seinen Sturz bedeutete, dann verdiente er gewiß nicht, dass es zu einem Schauspiel für seine Gegner wurde.

Aus dem Ü-Wagen tönte die unsichere Stimme Fowler Beals. Bailey und Colonel Seidel hatten sofort das Fahrzeug bestiegen, um eine Bandaufnahme jener Erklärung abzuhören, die in dem Moment, als die Marines das Kloster angriffen, in die ganze Welt übertragen wurde.

»... ich habe die Streitkräfte angewiesen, diesem Angriff so zu begegnen ...

Genau betrachtet, haben wir alle seit jenem Tag des Jahres 1945, als sowjetische und amerikanische Truppen an der Elbe zusammentrafen, im Grund nichts anderes getan, dachte Tate. Der Friede war nicht leicht zu erreichen, und wer sich hohe Ziele setzte, durfte den Frieden nicht als Selbstverständlichkeit nehmen.

... werden wir den Feind überwinden.«

Armer Fowler Beal. Von all seinen Treubrücken war dies der größte, begangen in vollkommener Unschuld. Seit Jahren mußten die Amerikaner immer mit der Möglichkeit rechnen, dass der Präsident und der Vizepräsident gleichzeitig ausfallen könnten. Aber in ihrer engstirnigen Befangenheit hatten es die Politiker verabsäumt, für eine solche – die schwerste – Bewährungsprobe der Nation entsprechende Vorsorge zu treffen, damit eine starke Hand das verwaiste Steuer ergreifen konnte. Vorsitzende des Repräsentantenhauses hatten möglichst lange im Amt zu bleiben und wurden kaum nach anderen Bewertungsprinzipien ausgewählt. So kam es, dass der strenge, eifernde Stuart Ainsworth das entstandene Machtvakuum mit dem Gewicht seiner dynamischen Persönlichkeit ausfüllte. Dies ging vor sich mit der Folgerichtigkeit einer Naturkatastrophe, wie Sturmflut, Erdbeben, göttliche Fügung.

Ein sowjetischer Techniker sprach erregt auf General Ulanin ein, dessen graues Gesicht sich spannte. Er wandte sich zu Tate um: »Es gab bereits Zusammenstöße, William. Wir haben die Verbindung mit einem unserer U-Boote verloren. Eure Air Force hat einige Flugzeuge eingebüßt und eine Anzahl unserer Satelliten zerstört.«

»Kann Marschall Morosow noch gestoppt werden? Wird der Ministerpräsident eingreifen?«

Mit slawischem Fatalismus zuckte Ulanin die Achseln. »Was kommen muß, wird kommen, William.« Auf ein Zeichen des sowjetischen Funkoffiziers trat er zu Rostow. »Wir sind bereit, Genosse Anatolij Igorewitsch. – Aber der Krieg hat schon begonnen.«

Bailey stieg aus dem amerikanischen Ü-Wagen und nahm seinen Platz vor der Kamera ein. »Ich bin soweit, Captain«, sagte er sehr ruhig.

Tate und Ulanin blickten auf die Monitoren. Ein Bildschirm zeigte den leeren Innenraum des Pentagon-Tiefbunkers, auf dem anderen sah man die Moskauer Kommandozentrale. Ein sowjetischer Oberst sprach lautlos zu einer nicht sichtbaren Person. Einen Moment lang war Marschall Morosow sichtbar, der am Objektiv der TV-Kamera

vorbeiging. Im Pentagon erschien General Shackelford; als er auf seinem Gerät Talcott Bailey erblickte, riß er verblüfft die Augen auf.

»General, ich wünsche Admiral Ainsworth sofort zu sprechen«, sagte Bailey energisch.

»Jawohl, Sir.«

Zu Rostow sagte Bailey: »Ich werde alle weiteren Feindseligkeiten unterbinden, wenn ich Ihr Wort habe, dass die Sowjets das gleiche tun.«

Tate staunte über den ungewohnt entschlossenen Ton von Baileys Stimme, ihr fast metallischer Klang war vertraueneinflößend.

»Ich werde mein möglichstes versuchen«, antwortete Rostow.

Bailey wandte sich wieder zur Kamera. Tate, der nahe beim Monitor stand, sah, dass sich der Raum des Tiefbunkers allmählich mit Personen füllte. Er erkannte den Chef des Admiralstabs und den Stabschef der Air Force.

Plötzlich erschien Ainsworth' längliches Gesicht auf dem Schirm. Offenbar wußte er bereits von Shackelford, dass der Vizepräsident den Anschlag überlebt hatte.

Bailey ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Admiral, hier spricht der Präsident der Vereinigten Staaten. Können Sie mich gut sehen und hören?«

»Ich sehe Sie ...«

Quälende, kostbare Sekunden verstrichen. Schweigend wartete Bailey ab.

»Mr. President ...«, sagte Ainsworth mit Überwindung.

»Das ist ein direkter Befehl – ein direkter Befehl des Präsidenten: Alle Feindseligkeiten sind sofort einzustellen. Und die Alarmstufe Rot ist unverzüglich aufzuheben.«

»Sir ...«

»Tun Sie, was ich sage, Admiral.«

Tate sah, wie Ainsworth' gefurchtes Gesicht verfiel. Nur in den Augen las man die Erkenntnis, dass die unwiderruflich letzte Gelegenheit zum Handeln nun vorbei war. Er wandte sich zu seinem außerhalb des Bildfelds stehenden Adjutanten und sagte kaum hörbar: »Senden Sie: Befehl von Olympus: Waffenruhe.«

»Danke, Admiral.« Bailey zeigte sich völlig ruhig. »Jetzt möchte ich bitte Mr. Beal sprechen. Und Sie, Admiral, übergeben Ihr Kommando an General Shackelford.«

Ainsworth verschwand aus dem Bild. Bailey wandte sich ab und blickte Rostow eindringlich an. »Und nun zeigen wir uns gemeinsam. Sprechen Sie bitte mit Ihren Leuten.«

Anatolij Igorewitsch Rostow blinzelte zu der amerikanischen Kamera hinauf und fragte dann, mit einem Blick zum sowjetischen Funkwagen: »Habe ich Verbindung mit Moskau?«

»Bisher wurde alles empfangen.«

Auf dem Monitor, der auf Moskau geschaltet war, erschien der Verteidigungsminister. Rostow fragte: »Haben Sie alles gehört, Marschall?«

»Jawohl, Genosse Rostow. Aber ich glaube es nicht. Die Amerikaner haben mindestens ein U-Boot vernichtet und unsere Flugzeuge angegriffen.«

Ein amerikanischer Techniker, der auf anderer Wellenlänge das Vorwarnsystem abhörte, meldete Tate und Bailey: »In Sewernaja Semlja wurden sechs FOB abgefeuert. Zeitspanne bis zum Auftreffen: dreizehn Minuten.«

Rostow, der das hörte, rief: »Sofort Atomsatelliten außer Funktion setzen!«

»Das wird schwierig sein«, erwiderte Morosow mürrisch.

»Mir wollen Sie das einreden, Marschall? Die Trawler sind auf Station. Das wissen wir beide. Tun Sie, was ich sage, und zwar sofort!«

Der sowjetische Verteidigungsminister war viel jünger als Stuart Ainsworth, aber in diesem Moment glich er ihm wie ein Zwillingbruder, dachte Tate. Die gleiche Skepsis. Die gleiche Furcht. Das gleiche Misstrauen.

»Die Amerikaner hören und sehen zu. *Gehorchen Sie dem Befehl!*« rief Rostow zornig.

»Jawohl, Genosse Rostow.«

Auf dem amerikanischen Monitor erschien Beals verstörtes Gesicht. Mit schwankender Stimme stammelte er: »Talcott ... o Gott, Talcott,

ich bin so froh, dass Sie leben. Ich habe dieses Amt nie gewollt, das schwöre ich. Ich wußte nicht, was ich tun sollte ...«

»Schon gut, Mr. Speaker, ich verstehe.«

»Verstehen – ich würde den Kerl wegen Hochverrats unter Anklage stellen«, murmelte Seidel zu Tate.

Über die ungeheure Distanz hinweg sagte Bailey: »Sie können getrost nach Hause gehen, Fowler. Wir haben nun alles unter Kontrolle.«

»Danke«, sagte Beal leise. Schon im Weggehen drehte er sich nochmals um: »Ich danke Ihnen, Mr. President.«

»Morosow ist verhaftet«, sagte Rostow zu Bailey.

»War das nötig?« fragte der Präsident.

»Ihr Amerikaner habt eure Methoden, und wir haben unsere. – Wollen Sie nun mit unserem Ministerpräsidenten sprechen?«

Im Moskauer Bunker war einige Bewegung zu sehen, gleich darauf erschien das Staatsoberhaupt der UdSSR. Der alte Mann wirkte übermüdet, das starke Scheinwerferlicht betonte noch die tiefen Falten im Gesicht. »Die Gefahr ist abgewendet, Rostow«, sagte er leise. Dann erkannte er Talcott Bailey und rief spontan, seine kommunistische Weltanschauung vergessend: »Gott sei Dank! Gott sei Dank, dass Sie leben, Herr Präsident!«

Im Raketenkommandobunker in South Dakota schrie und tanzte Lieutenant Epstein im Rhythmus des Entwarnsignals.

Im Südchinesischen Meer sagten die Kapitäne der »Nimitz« und der »Juan Bosch« stille Dankgebete und befahlen, wieder auf Kurs zu gehen.

Im unterirdischen NATO-Befehlsstand bei Brüssel stieß Lieutenant General Sir Alexander Clayborne leicht schauernd einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus.

Vor der Westküste von Honduras fotografierte ein Offizier eines sowjetischen Trawlers die herabtrudelnden brennenden Trümmer von sechs zerstörten Flugobjekten.

In Washington, New York, Paris, London, Moskau, Leningrad, Tokio – in den Städten der ganzen Welt – spürten die verwirrten, verängstigten Menschen das Nachlassen der unerträglichen Spannung, und sie warteten auf eine Erklärung, die, wenn überhaupt, erst viel später erfolgen würde.

An der Grenze zwischen Israel und Syrien nahmen die israelischen Verbände die Aufhebung der Befehle zum Vorrücken in den israelischen Sektor der Friedenszone zur Kenntnis und wandten ihre Aufmerksamkeit wieder dem Erbfeind zu.

Und auf 34° Ost zog General William Tate die Bilanz der Verluste.

Allein stand er in der Dämmerung an der Ecke der Lazarettbarake. Deborah Zadoks Leiche, in eine weißblaue Flagge gehüllt, war von dem Détachement, das auch die Toten des Hinterhaltes geborgen hatte, zum Stützpunkt der Vereinten Nationen gebracht worden.

Tate war so betäubt, dass er fast gar nichts empfand. Aber er wusste, der Schmerz würde kommen und ihn jeden Tag heimsuchen, jeden Morgen seines Lebens, wenn das Erwachen neuerlich den Verlust fühlbar machte, und dass er niemals wieder den tiefsten Empfindungen der Liebe nahe kommen würde. Immer hatte er alles von sich ferngehalten, was ihn an der Erfüllung seiner Pflicht hätte hindern können. Und dann, für eine kurze Zeitspanne, war beides vereinigt, die Liebe einer Frau und seine unbedingte Hingabe an den Beruf. Aber das war zu Ende.

Was nun, Soldat? fragte er sich.

Er dachte an Talcott Bailey und fühlte plötzlich eine unerwartete Aufwallung von Mitleid mit diesem Mann. Wie würde Bailey jene einsamen Stunden des Wachens in den Nächten ertragen, wenn die Gespenster Rechenschaft von ihm forderten? Liz Adams zugrunde gerichtet. Trask und Emerson tot. Ben Crowell tot. Die durstige Erde hatte ihre Blutopfer erhalten. Rabin tot. Russische U-Boot-Männer, amerikanische Air-Force-Piloten tot. Leč und Leila tot. Und die Zivilisten –

Presseleute, Mönche, Beduinen – Unschuldige: tot. Was blieb, war Leere. Im Leben eines Soldaten war das Sterben alltäglich. Auch Deborah hatte das gewußt. Aber die Art, wie hier Menschen gestorben waren – das gab all den großen Worten, die nun da drin ausgesprochen wurden, einen hohlen Klang.

Er spürte, wie ihn jemand an der Schulter berührte. Es war Robinson. Überraschend behutsam sagte er: »Tut mir leid, wenn ich Sie störe, Sir.«

»Was ist los, Sergeant?«

»Es ist alles bereit, Sir.«

Ja natürlich, die Zeremonie. Die Erneuerung des Zypernabkommens sollte unterzeichnet werden. Etwas verzögert. Sie waren drin versammelt: ein sowjetischer Politiker, ein designierter Präsident der LISA, ein schwedischer General und ein sowjetischer General, zu denen nun ein amerikanischer General und ein amerikanischer Sergeant treten würden, alle unter einer seltsamen Flagge mit zwei Pfeilen in einem Kreis, einer Flagge, die als Symbol des Friedens gelten wollte ...?

»Sir?«

»Gehen wir, Sergeant. Sehen wir uns an, was wir uns da eingehandelt haben ...«

Auszüge aus dem Zypernabkommen

ABSATZ I

PROVISORISCHE DEMARKATIONSLINIEN UND ENTMILITARISIERTE ZONE

Artikel I

Die eigentliche provisorische Demarkationslinie wird mit dem 34. Längengrad östlich von Greenwich festgelegt. Das Territorium in einer Breite von 12, 5 Kilometern östlich und westlich dieser eigentlichen Demarkationslinie soll völlig entmilitarisiert, und der Jurisdiktion der Vereinten Nationen unterstellt werden.

Artikel II

Verwaltungskörper und militärische Einheiten der Vereinigten Staaten von Amerika und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken werden Territorien östlich bzw. westlich der Entmilitarisierten Zone in einer Breite von je 25 Kilometern besetzen. Diese Gebiete werden im folgenden als ›US-Sektor‹ und ›Sowjetischer Sektor‹ bezeichnet.

Artikel III

Verwaltungskörper und militärische Einheiten des Staates Israel und der Vereinigten Arabischen Republik werden die Abschnitte östlich bzw. westlich des US-Sektors und des Sowjetischen Sektors besetzen.

Artikel IV

Die Signatarmächte und die Vereinten Nationen verpflichten sich, die absolute Integrität der Entmilitarisierten Zone zu wahren. Für militärische Einheiten der Besatzungsmächte gilt das unbedingte Verbot, die Entmilitarisierte Zone zu betreten, zu überfliegen sowie dort militärische Aufklärung durchzuführen.

Die Verwaltung und Überwachung der Entmilitarisierten Zone ist ausschließlich Aufgabe der UNO-Beobachterverbände, die in einem als ›Zentrale Zone‹ bezeichneten Gelände stationiert werden. Lage: zirka 28 41' nördlicher Breite und 34 östlicher Länge.

Artikel V

Als Ostabgrenzung des Sowjetischen Sektors wird eine Linie 12,5 Kilometer westlich und parallel zur eigentlichen Demarkationslinie von 34 östlicher Länge festgelegt, als westliche Begrenzung eine parallel zur östlichen Begrenzung verlaufende und davon durch eine Terrainbreite von 25 Kilometern getrennte Linie.

Die östliche Begrenzung des Sektors der Vereinigten Arabischen Republik ist mit der westlichen Begrenzung des Sowjetischen Sektors identisch. Als westliche Abgrenzung des Sektors der Vereinigten Arabischen Republik wird die niederste Wasserstandsmarke des Golfs von Suez von einem Punkt zwei (2) Kilometer nordwestlich von El Tur bis

zum Ostufer des Kanals und weiter bis zu den Zugängen zum Kanal bei Port Said festgelegt.

Die westliche Begrenzung des US-Sektors bildet eine 12,5 Kilometer östlich von der eigentlichen Demarkationslinie parallel verlaufende Linie, als östliche Begrenzung wird eine von der Westbegrenzung durch eine Terrainbreite von 25 Kilometern getrennte parallele Linie festgelegt.

Die Westbegrenzung des Israelischen Sektors ist mit der Ostbegrenzung des US-Sektors identisch. Die Ostbegrenzung wird durch die niederste Wasserstandsmarke des Golfs von Akaba von Ras Nisrani bis zur Waffenstillstandslinie des Jahres 1948 gebildet.

ABSATZ II

MILITÄRISCHE BESCHRÄNKUNGEN FÜR DIE SIGNATAR-MÄCHTE

Artikel I

Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, als Hauptgaranten des Friedens auf der Sinai-Halbinsel, können in ihren respektiven Sektoren militärische Einheiten in nachfolgend angeführter Höhe stationieren, wobei als gegeben gilt, dass eine Überschreitung dieser Zahlen einen Beweis für eine Verletzung des Weltfriedens darstellt,

1. Bodentruppen mit einem Maximalstand von 5.000 Mann
2. Nachschub- und Versorgungseinheiten mit einem Maximalstand von 2.000 Mann
3. VTOL- oder STOL-Maschinen mit einem Maximalstand von 30
4. Tragflächenmaschinen mit einem Maximalstand von 15 Raketen sowie chemische, biologische und atomare Waffen sind ausdrücklich verboten.

Artikel II

Die Vereinigte Arabische Republik und der Staat Israel, als die beiden potentiellen Kriegsgegner auf der Sinai-Halbinsel, können in ihren respektiven Sektoren militärische Einheiten in nachfolgend angeführter Höhe stationieren:

1. Bodentruppen mit einem Maximalstand von 3.000 Mann
 2. Nachschub- und Versorgungseinheiten mit einem Maximalstand von 1.000 Mann
- Luftstreitkräfte jeglicher Art sind verboten.

Artikel III

Die Vereinten Nationen werden vier neutrale Staaten auffordern, zwecks Besetzung und Sicherung der Entmilitarisierten Zone militärische UNO-Beobachterverbände in ausreichender Stärke zu entsenden. Diese Truppen werden einander nach einem jeweils dreißigtägigen Turnus ablösen.

Artikel IV

Im Interesse der Sicherheit wird das UNO-Hochkommissariat für die Einhaltung des Zypernabkommens seinen Sitz nicht in der Zentralen Zone haben, die als militärisches Hauptquartier der UNO-Beobachterverbände betrachtet wird, sondern in Nikosia auf Zypern.

ABSATZ III

MARITIME BESCHRÄNKUNGEN FÜR DIE SIGNATARMÄCHTE

Alle Seestreitkräfte der Signatarmächte müssen vor Küstenstreifen, die von anderen Signatarmächten besetzt sind, eine Mindestdistanz von 15 Kilometern einhalten, außer eine weitere Annäherung wurde vom militärischen Kommandeur des betreffenden Sektors in schriftlicher Form gestattet.

ABSATZ X

VERSCHIEDENE ERGÄNZUNGEN

Artikel VII

Die militärischen Kommandeure der Kontingente in den einzelnen Sektoren verpflichten sich, Personen, die ihrer Disziplinargewalt unterstehen, bei allen wie immer gearteten Verstößen gegen die Bestimmungen des gegenwärtig gültigen Abkommens entsprechend zu bestrafen.

Dieses Abkommen ist für alle Angehörigen der Streitkräfte oder der administrativen Organisationen der Signatarmächte und ihrer respektiven Verbündeten bindend. Sämtliche auf der Sinai-Halbinsel eingesetzten Personen sind nachdrücklich auf ihre Aufgabe als Hüter des Weltfriedens hinzuweisen. Sie sollen dazu verhalten werden, die Unverletzlichkeit der Entmilitarisierten Zone sowie der von anderen Signatarmächten verwalteten Territorien zu respektieren und feindselige Akte oder Operationen gegen die erwähnten Kosignatare zu vermeiden. Kein auf Sinai stationierter militärischer Verband soll Blockaden, Grenzverletzungen oder provokative Aktionen jeglicher Art durchführen oder sich daran beteiligen.

ABKOMMEN ÜBER DIE VIERFACHE BESETZUNG, VERWALTUNG UND ENTMILITARISIERUNG DER SINAI-HALBINSEL, UNTERZEICHNET IN NIKOSIA, ZYPERN, VON VERTRETERN DER. VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA, DER UNION DER SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLIKEN, DER VEREINIGTEN ARABISCHEN REPUBLIK UND DES STAATES ISRAEL.

Gegeben in Nikosia auf Zypern, in Englisch, Russisch, Arabisch und Hebräisch, wobei jeder dieser Texte als authentisches Dokument zu betrachten ist.